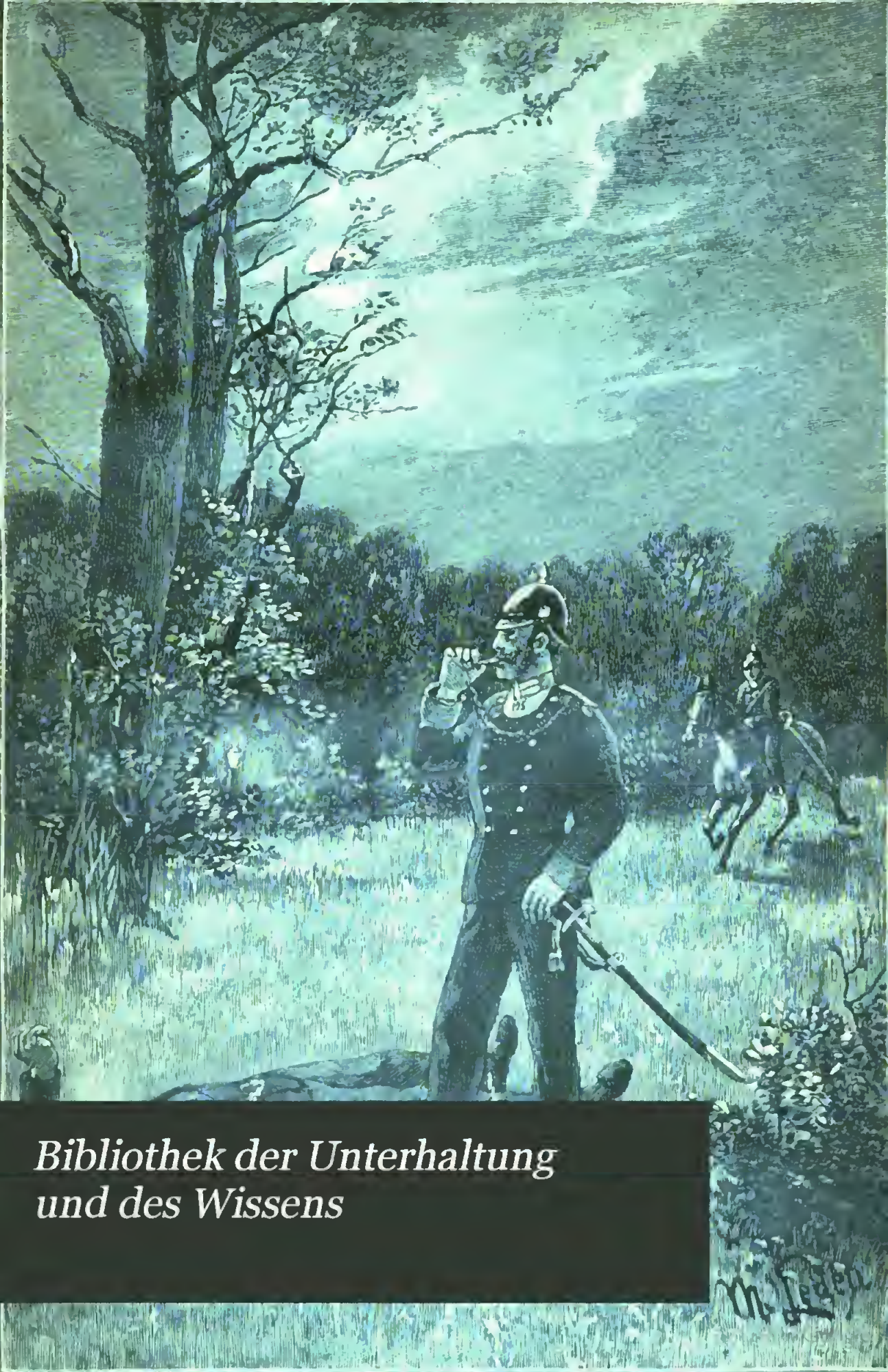
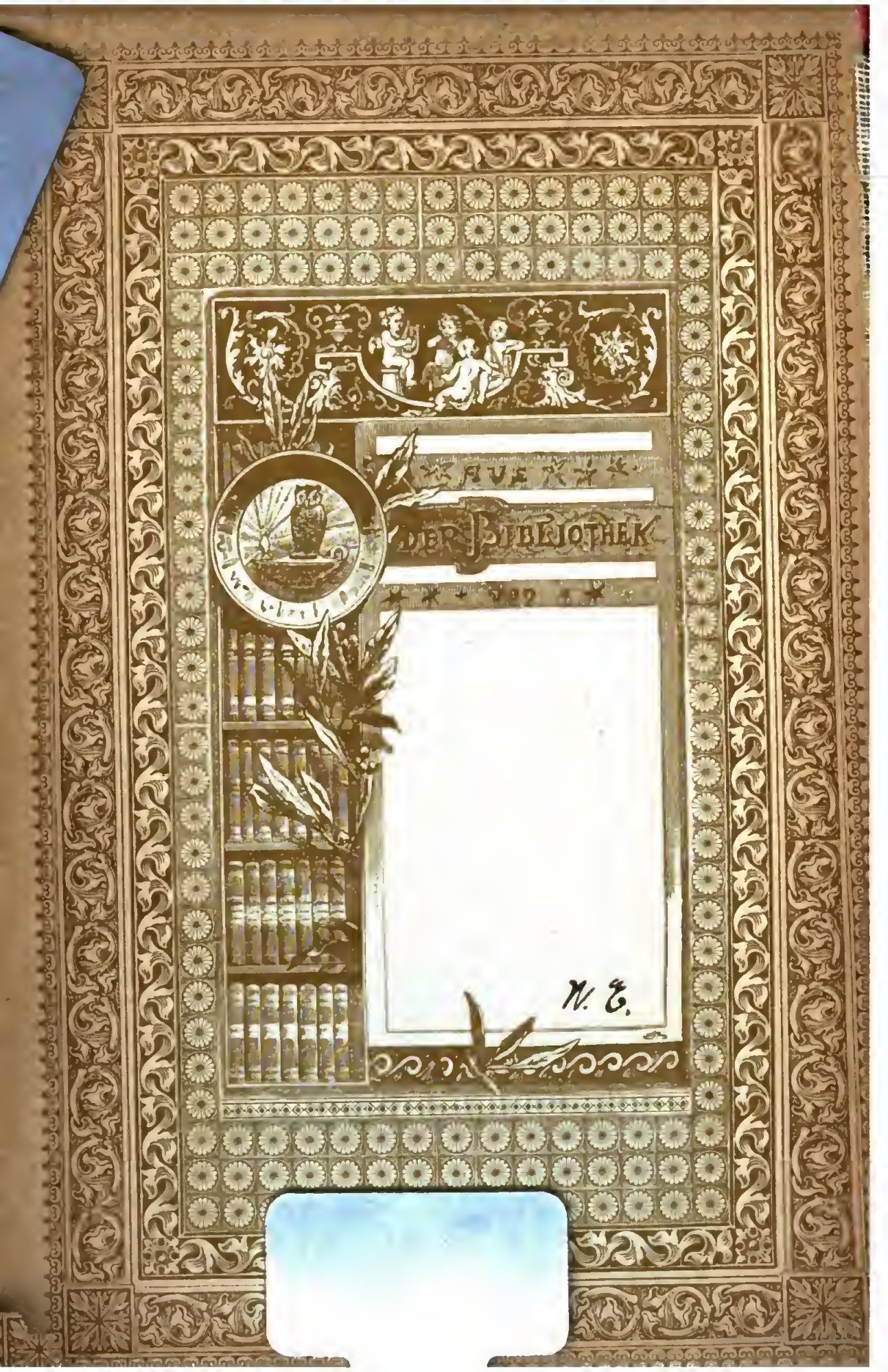


*Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens*


AUS
DER BIBLIOTHEK
N. E.

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der religiösen Prachtwerk-Litteratur und vorzüglich geeignet als **Geschenkwerk** ist:

# Von Bethlehem nach Golgatha.

## Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi

nach den vier Evangelisten.

Mit Bildern von Bernhard Plockhorst,
Vignetten von R. E. Kepler und F. Wanderer

und mit Gedichten von

**Karl Gerok.**

**3. Auflage. In feinem Prachtband Preis 10 Mark.**

Der erhabene Text mit den tiefempfundenen, glaubensinnigen Gedichten Geroks, in Verbindung mit den prachtvollen Bildern Plockhorsts, haben das Werk eine freundliche und warme Aufnahme in der christlichen Familie finden lassen und werden dies auch fernerhin thun. Der im Verhältnis zu der überaus schönen Ausstattung sehr mäßige Preis von 10 Mark dürfte die Erfüllung des Wunsches, ein solches Werk im Hause zu besitzen, nicht schwer werden lassen.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

# Bibliothek

der

# Unterhaltung und des Wissens.

---

Bibliothek
NF

Zu der Novelle „Der redliche Finder" von Anna Vogel v. Spielberg. (S. 88)
Originalzeichnung von M. Ledeli.

# Bibliothek

der

# Unterhaltung

und des

# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

---

Jahrgang 1898.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275461A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichnis.


Seite

In den Minen. Roman von K. Orth (Fortsetzung) . 7

Der redliche Finder. Novelle von Anna Vogel v. Spielberg . . . . . 62

Mit Illustrationen von M. Ledeli.

Allerlei Fuhrwerke Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Von R. Immann . . . . . 93

Mit 16 Illustrationen.

Der Affenvater. Eine Menschen- und Affengeschichte. Von Arthur Zapp . . . . . 111

Eine altberühmte Hansestadt Bilder aus Lüneburg. Von Kurt Prior . . . . . 186

Mit 16 Illustrationen.

Von der Hofburg zum Hradschin. Erinnerungen an das Jahr 1848. Von Fr. Regensberg . . . . . 208

Mit 8 Porträts.

Mannigfaltiges:

Acht Studien . . . . . 225

Neue Erfindungen: Ein Ersatz für die Hutnadeln der Damen . . . . . 231

Mit 3 Illustrationen.

Der bestrafte Denunziant . . . . . 233

Spanische Fliegen . . . . . 234

Seite

Chineſiſcher Brauch . . . . . 235
Von Berlin nach Potsdam . . . . . 236
Biegbares Glas . . . . . 237
Geröſtet . . . . . 237
Das reichſte Staatsarchiv Europas . . . . . 238
Zwei Königinnen in einem Bienenſtock . . . . 239
Ein gefährlicher Beruf . . . . . 239
Titel und Mitgift . . . . . 240
Ein dreiſter Höfling . . . . . 240

# In den Minen.

Roman von K. Orth.

(Fortsetzung.)

---

(Nachdruck verboten.)

Verzeihen Sie, wenn ich nicht sogleich an den Eid dachte, der allen Molly-Maguires Verschwiegenheit zur Pflicht macht," begütigte Dougherty. „Nun wohl, Gentlemen, wollt ihr die Güte haben, mir zu sagen, wofür ihr dies hier haltet?"

Er hatte dem Schranke einen verschlossenen hölzernen Kasten entnommen und diesem ein sorgfältig eingeschlagenes, winziges Päckchen. Als er die Umhüllung löste, kam ein kleiner, von einem Papierstreifen zusammengehaltener Stoß Banknoten zum Vorschein, deren Glätte und tadellose Sauberkeit erkennen ließ, daß sie noch nicht im Umlauf gewesen waren.

„Bei meinem Leben — ich halte das für Zehndollarnoten," rief Lawler lachend. „Und dich, mein Junge, halte ich für einen verkappten Vanderbilt. Du bist also doch nicht mit ganz so leeren Händen von Buffalo weggegangen, als du uns glauben machen wolltest."

Donahue hatte das Päckchen mit den Scheinen sehr aufmerksam betrachtet, dann reichte er es Dougherty zurück. „In der That, es sind Zehndollarnoten," sagte er,

„und zwar fünfzig Stück, sofern ich richtig schätze. Eine hübsche Summe, wenn auch nicht gerade ein Vermögen."

„Freilich nicht," bestätigte der Besitzer dieses Schatzes mit einem Lächeln. „Aber das ist auch nur eine kleine Probe, die man mir vor vierzehn Tagen übersandt hat. Binnen heute und einem Monat kann ich fünfzig solcher Päckchen in meinen Händen haben, falls ich meine Freunde beauftrage, sie mir zu liefern."

Lawler war in verständnisloſem Erstaunen verstummt. Hugh Donahue aber zeigte sich von etwas rascheren Begriffen. „Das heißt, Sie wollen damit sagen, daß dies Geld —"

„Nicht aus dem Staatsschatzamt stammt," ergänzte Dougherty ruhig. „Allerdings! Aber Papier ist Papier — und für den, der keinen Unterschied daran wahrnimmt, ist die eine Zehndollarnote so gut als die andere."

Nun hatte auch Lawler begriffen, und in jedem Zuge seines verwitterten Gesichts malte sich die Bewunderung, mit der er zu seinem jungen Schützling aufsah.

„Ein Satansbursche — bei meinem Leben! Junge, komm her — ich kann mir nicht helfen, ich muß dich noch einmal an mein Herz drücken."

Er trat mit ausgebreiteten Armen auf Dougherty zu, der aber wich zurück, und in seinen Augen flammte es seltsam auf.

„Verschieben wir's, bis meine Schulter wieder geheilt ist, Lawler! Einstweilen nehme ich's dankend für empfangen."

„Wollen Sie mir gestatten, einen Ihrer Scheine etwas genauer zu betrachten?" fragte Donahue, der sein Portefeuille aus der Tasche gezogen hatte. „Ich möchte einen kleinen Vergleich anstellen."

Dougherty zog die obenauf liegende Banknote unter dem Papierstreifen hervor, und der Delegat verglich sie, in den

hellſten Lichtkreis der Lampe rückend, lange und ſorgſam mit einem Schein von demſelben Werte, den er ſeiner Brieftaſche entnommen. Lawler blickte ihm über die Schulter, und ein paar Minuten lang wurde kein Wort geſprochen.

Endlich erhob Donahue wieder den Kopf und ſagte in einem Ton, dem deutlich ſeine mühſam unterdrückte Erregung anzumerken war: „Wenn Ihre Zehndollarnote nicht echt iſt, ſo iſt ſie das geſchickteſte Falſifikat, das jemals unter den Händen eines Künſtlers hervorging. Ich vermag keinen Unterſchied zu entdecken, und ich verſtehe mich ein wenig auf dieſe Dinge, denn ehe ich nach Amerika kam, war ich Bankkaſſierer in Dublin.“

Dougherty war nicht ſo unbeſcheiden, zu fragen, was den würdigen Herrn veranlaßt haben konnte, dieſen angenehmen Poſten gegen ſeine jetzige gefährliche und jedenfalls viel weniger einträgliche Thätigkeit zu vertauſchen. Er lächelte nur ein wenig und entgegnete: „Das ſachverſtändige Urteil eines Fachmannes iſt für mich natürlich von beſonderem Wert, und ich werde nicht unterlaſſen, es meinen Freunden mitzuteilen. Der kleine, leider zu ſpät entdeckte Fehler, von dem man mir ſchrieb, kann alſo in der That nur ganz geringfügig ſein und wird ſich ohne Zweifel für die ſpäteren Abdrücke ganz beſeitigen laſſen.“

„Ein Fehler? Ein Zeichen, an dem ſich die Fälſchung erkennen ließe? Wollen Sie nicht die Güte haben, mir anzugeben, worin es beſteht?“

„Dazu bin ich leider nicht im ſtande, denn meine Freunde haben es mir nicht mitgeteilt. Aber es war dieſer Umſtand, der mich bis jetzt abgehalten hat, die Scheine in Umlauf zu bringen.“

Hugh Donahue begann ſeine Prüfung von neuem. Aber ſein Kopfſchütteln zeigte, daß er auch jetzt nichts gefunden hatte.

Digitized by Google

„Sind Sie geneigt, mir den Schein auf einige Tage zu überlaſſen?“

„Er gehört Ihnen,“ erwiderte Dougherty artig. „Sie ſehen, ich behalte noch genug von der Art.“

Donahue verſah das Papier mit einem kleinen Bleiſtiftzeichen und brachte es ſorgfältig in ſeiner Brieftaſche unter. Dann ſtand er auf und ging ein paarmal ſchweigend durch das Zimmer. Sein Benehmen ließ erkennen, daß die überraſchende Offenbarung des jungen Mannes ihn gewaltig erregt hatte.

„Vielleicht beantworten Sie mir eine Frage. Gehören die Männer, welche dieſe Scheine verfertigen, zu den Unſerigen?“

„Nein.“

„Aber es ſind Landsleute, die in unſeren Orden aufgenommen werden könnten?“

„Nein.“

„Und Sie werden uns ihre Namen nicht nennen?“

„Ich habe geſchworen, ſie als ein unverbrüchliches Geheimnis zu bewahren, Mr. Donahue.“

„Das iſt begreiflich. Und ich will nicht in Sie dringen, Ihr Wort zu brechen — wenigſtens nicht jetzt. Aber Sie ſagten vorhin, daß Sie den fünfzigfachen Betrag jenes Päckchens da erhalten könnten. War das Ihr Ernſt?“

„Mein voller Ernſt. Wenn die Druckpreſſe einmal arbeitet, kommt es meinen Freunden auf ein paar hundert mehr oder weniger nicht an.“

„Und alle dieſe Noten würden mit derſelben Sorgfalt ausgeführt ſein, wie die in meiner Brieftaſche?“

„Ohne Zweifel. Ich ſagte Ihnen bereits, daß meine Freunde eben damit beſchäftigt ſind, auch den letzten kleinen Fehler aus der Platte zu entfernen.“

Donahue warf einen Blick auf ſeine Taſchenuhr und griff dann eilig nach ſeinem Hute. „Begleiteſt du mich

zum Bahnhof, Lawler? Ich denke, daß ich den letzten Zug nach Mahanoy City noch erreichen kann."

„Freilich!" versetzte dieser etwas verwundert. „Aber wolltest du nicht bis morgen bei uns bleiben?"

„Ich habe mir's anders überlegt. — Leben Sie wohl, Mr. Dougherty, oder vielmehr auf Wiedersehen in Mahanoy. Ich werde Ihnen morgen oder übermorgen Nachricht zukommen lassen, wann wir Sie dort erwarten. Sie sind doch im stande, die kleine Reise zu machen?"

„Ich werde völlig wiederhergestellt sein, Mr. Donahue, wenn mich Ihr Ruf erreicht."

„Sehr wohl! Männer Ihres Schlages sind es, die uns jetzt not thun. — Komm, Lawler, laß uns gehen."

„Nun ist der Stein im Rollen," dachte der Zurückbleibende, als er nach der Entfernung der beiden das Kästchen wieder verschloß. „Gelangt er glücklich ans Ziel, so ist das Spiel gewonnen."

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später erhielt er Donahues Botschaft, die ihn im Tone einer sehr dringenden Aufforderung nach Mahanoy City berief. Und er fühlte sich bereits kräftig genug, ihr auf der Stelle Folge zu leisten. Seine Absicht war, vorerst nicht mehr nach „Sheridan House" zurückzukehren, denn er fürchtete die Wiederbegegnung mit Daisy und ihre unausbleiblichen Folgen.

Darüber, daß ihn das leidenschaftliche Mädchen nicht ohne weiteres aufgeben und daß sie die tödliche Beleidigung nicht ruhig hinnehmen würde, wenn sie sich von ihm verschmäht sah, durfte er sich keiner Täuschung hingeben. Aber er hoffte auf irgend eine Möglichkeit, sein Fernbleiben in glaubhafter Weise zu motivieren, und wenn es ihm auf solche Art gelang, sie auch nur ein paar Wochen lang hinzuhalten, so war inzwischen vielleicht schon alles gewonnen — oder alles verloren. Und in dem einen

Digitized by Google

wie in dem anderen Fall brauchten ihn die Rachegelüste der Betrogenen nicht mehr zu beunruhigen. So packte er seinen kleinen Koffer und ließ Monaghan, der eben seinen Mittagsschlummer hielt, durch den Aufwärter Johnny, dem er bei seiner schwachen Fassungskraft jedes Wort einlernen mußte, sagen, daß er in Angelegenheiten des Ordens auf unbestimmte Zeit verreisen müsse.

Donahues Brief hatte ihm Yosts Hotel in Mahanoy City als Ort der Zusammenkunft bezeichnet, und er hatte das einfache Haus kaum betreten, als er den ehemaligen Bankkassierer aus Dublin bereits auf sich zukommen sah.

„Sie sind pünktlich. Und das ist gut, denn Sie werden bereits erwartet. Bitte, folgen Sie mir."

Er führte ihn in das zweite Stockwerk hinauf und klopfte dreimal in der den Molly-Maguires eigentümlichen Weise an die Thür eines abseits gelegenen Zimmers. Drinnen wurde ein Riegel zurückgeschoben, und Dougherty, der erwartet hatte, eine größere Anzahl zu einer Sitzung vereinigter Ordensmitglieder anzutreffen, war einigermaßen überrascht, sich nur einem einzelnen Manne gegenüber zu sehen.

Aber die Erscheinung dieses Mannes war allerdings ganz danach angethan, sogleich sein lebhaftestes Interesse zu erregen. Auf einer kleinen, schmächtigen und etwas verwachsenen Gestalt saß zwischen ungleichen Schultern der Kopf eines Riesen, ein Kopf, den sicherlich niemand mehr vergaß, der ihn nur ein einziges Mal gesehen. Nie zuvor glaubte Dougherty eine so mächtige, herrlich gewölbte Stirn, ein so kühnes und edles Profil und zwei so flammende Augen bewundert zu haben, als sie die Natur in einer seltsamen Laune dem armseligen, verkrüppelten Körper dieses Zwerges gegeben hatte. Es war eine zwingende Gewalt in dem Blick dieser Augen, etwas von jener zauberischen Macht, die der Aberglaube den Augen dämo-

Digitized by Google

niſcher Weſen andichtet. Noch ehe der Mann zu ſprechen begonnen, fühlte Dougherty, daß ihn das Schickſal hier mit einem ungewöhnlichen Menſchen zuſammengeführt hatte, und zugleich fuhr es ihm blitzartig durch den Sinn: „Dieſer und kein anderer iſt das geiſtige Oberhaupt der Molly-Maguires.“

Und nun öffnete der Mann, deſſen wunderbare Augen ſekundenlang prüfend auf ihm geruht hatten, die Lippen. Eine tiefe, volltönende, zugleich weiche und kraftvolle Stimme — eine Stimme, die ebenfalls aus der Bruſt eines Rieſen hätte kommen können, ſagte: „Du biſt Henry Dougherty, der in Shenandoah den Henker des Direktors Boyle aus den Händen der Schergen befreite?“

„Ich bin es.“

„So ſei mir willkommen; ich habe dich erwartet. Donahue, du wirſt dafür ſorgen, daß uns niemand ſtört — hörſt du, niemand — wer es auch ſei.“

Mit einer gebieteriſchen Handbewegung winkte er dem Countydelegaten, ſich zu entfernen, und deutete dann mit einer zweiten Gebärde auf einen Stuhl, während er ſelbſt an dem Tiſch mitten des Zimmers ſtehen blieb.

„Du kennſt mich nicht?“

„Nein. Aber ich glaube zu erraten, zu wem man mich geführt hat.“

„So ſage es.“

„Ich halte Sie für den pennſylvaniſchen Staatsdelegaten der Hibernier.“

Etwas wie ein ironiſches Lächeln zuckte um den energiſchen Mund des Verwachſenen. „Biſt du ein Hibernier? Ich glaubte, du ſeieſt ein Molly-Maguire.“

Die Frage brachte Dougherty ein wenig in Verwirrung.

„So iſt nicht jeder Molly-Maguire auch ein Hibernier?“ gab er ausweichend zurück. „Man hat mich bis

jetzt nichts anderes gelehrt, als daß wir alle Glieder jenes alten und ehrwürdigen iriſchen Ordens ſeien.“

„Eines Ordens von Feiglingen, die nicht den Mut haben, ſich offen zu uns zu bekennen und unſere Sache zu der ihrigen zu machen. Thäten ſie es, ſo gehörte uns heute Amerika. Mag ſich die ſtumpfſinnige Menge in ihrer anerzogenen Pietät für das Ueberlieferte immerhin an den alten Namen klammern! Wir, die wir uns über den blöden Haufen erheben, haben dazu wahrlich keinen Grund. Oder habe ich mich in dir getäuſcht? Biſt du auch einer von denen, die ſich aus der einen Knechtſchaft nur losreißen können, um blindlings in die andere zu taumeln?“

„Mein Stolz verbietet mir, auf ſolche Frage zu antworten. Und ſie erſcheint mir überdies ſeltſam genug aus dem Munde eines Mannes, der berufen iſt, über die ſtrenge Befolgung der Ordensgeſetze zu wachen.“

„Läßt ſich die große Maſſe denn anders als durch eiſerne Disziplin regieren? Sie iſt noch nicht reif für die Freiheit, und ohne den Zwang unſerer Ordensgeſetze würden dieſe Dummköpfe längſt aufgehört haben, an ihrem Glücke zu arbeiten. Aber was für ſie gilt, gilt nicht auch für uns. Wer eine große Bewegung leiten will, muß vor allem ſelbſt ein freier Mann ſein. Wohl bin ich dem Namen nach nur der pennſylvaniſche Staatsdelegat der Hibernier, wie du es richtig erraten haſt, und nach der Verfaſſung des Bundes abhängig von den Beſchlüſſen der oberſten Leiter. Aber an dem Tage, wo ſie es wagen würden, mir mit einem Beſchluß zu kommen, der meinen eigenen Wünſchen und Abſichten nicht entſpricht, würde ich unbedenklich auch das letzte äußere Band zerreißen, das die Molly-Maguires noch mit dieſer Geſellſchaft von Schwächlingen und Ordnungsphiliſtern verknüpft. Ich bin ſtark genug, es zu thun, denn ich allein habe die Freiheitsbewegung in Pennſylvanien geſchaffen, in meiner Hand

laufen alle Fäden zuſammen — ich bin der unumſchränkte Herrſcher in meinem Reiche und erkenne über mir keinen an — keinen, welchen Namen er auch immer tragen möge."

Seine Worte klangen wie fernhin rollender Donner. Er war imponierend trotz ſeiner Zwerggeſtalt. Aber was in ſeinen Augen ſprühte und flackerte, war doch vielleicht noch etwas anderes, als die leidenſchaftliche Begeiſterung des Fanatikers. Es war vielleicht ſchon die aufzüngelnde Glut des Wahnſinns, und beſſer als bisher begriff Dougherty nun, weshalb das Befreiungswerk der Molly-Maguires durch ſo viel vergoſſenes Menſchenblut gekennzeichnet war.

„Wenn Sie der Urheber der Bewegung ſind, in deren Dienſt auch ich meine geringe Kraft geſtellt habe," ſagte er, „ſo iſt Ihnen wahrlich ſchon Großes gelungen. Führen Sie das Werk zu Ende, und die ganze iriſche Nation wird Sie als ihren Helden und Befreier feiern."

„Ich werde es zu Ende führen. Aber warum nennſt du mich Sie? Sind wir denn nicht Brüder?"

„Und dein Name? Wie ſoll ich dich anreden, wenn ich ihn nicht kenne?"

„Frank O'Brien. Noch iſt er ein Geheimnis, ein dunkler, unbekannter Name — ein Nichts. Aber es gab eine Zeit, da auch der Name Bonaparte nicht mehr war als das. Eine winzige Spanne nur, und die Welt erzitterte bei ſeinem Klang."

Er ſtrich ſich das Haar aus der Stirn und ſagte dann in einem veränderten Ton, mit einem Anflug von Heiterkeit, die ihm indeſſen ſeltſam genug zu Geſicht ſtand: „Man erzählt mir, du hätteſt den Stein der Weiſen gefunden und könnteſt die Millionen aus der Erde ſtampfen. Wenn es ſich ſo verhält, hat uns der Himmel in dir den Mann geſchickt, deſſen wir eben jetzt am dringendſten bedürfen. Denn unſere Kaſſen ſind leer, und ich brauche

Digitized by Google

Geld, viel Geld, um auch den letzten Entscheidungskampf gegen unsere Unterdrücker siegreich durchzuführen. Kannst du es mir verschaffen?"

„Wenn man mir Zeit läßt, mich mit meinen Freunden in Verbindung zu setzen, und wenn die von ihnen ausgegebenen Banknoten genügen — ja."

„Ich denke, daß sie genügen. Drei Sachverständige, denen ich deine Zehndollarnote zur Prüfung übergab, erklärten sie für echt, und der vierte erst entdeckte den kleinen Zeichenfehler, der ein Erkennen der Fälschung möglich machen könnte. Aber man teilte mir mit, auch dieser würde noch beseitigt werden."

„So ist es. Die Stücke, die in etwa vier Wochen fertig sein werden, sollen ohne Tadel sein."

„Gut! Ich erwarte also binnen heute und einem Monat hunderttausend Dollars von dir zu erhalten. Werden deine Freunde, deren Namen du nicht nennen willst, eine Gegenleistung dafür verlangen?"

„Ich selbst knüpfe die Erfüllung deines Wunsches an eine Bedingung."

Auf der gewaltigen Stirn des Kleinen zeigte sich eine Falte. „Ich pflege mir von einem Molly-Maguire keine Bedingungen machen zu lassen, Henry Dougherty."

„Sage das denen, die deinen Befehlen blindlings gehorchen müssen. Ich bin ein freier Mann, und ich diene der Sache — nicht dir."

Die sprühenden Augen wandten sich ihm zu, als ob sie ihn versengen wollten. Aber O'Brien konnte noch nicht vergessen haben, was er selbst erst vor wenigen Minuten gesprochen, und so bezwang er seinen aufflammenden Unwillen.

„Laß hören!"

„Ich kenne die Stimmung unter den Molly-Maguires wahrscheinlich besser als du, denn ich habe ja Gelegenheit,

Digitized by Google

mich Tag für Tag unter ihnen zu bewegen. Und ich weiß, daß der Geist einer gefährlichen Unzufriedenheit in den Gruppen umgeht — ein Geist, der vor allem gebannt werden muß, ehe neue entscheidende Thaten geplant werden können."

„Davon hat man mir bisher nichts gesagt. Was für ein Geist der Unzufriedenheit ist das, und wodurch wurde er heraufbeschworen?"

„Dadurch, daß seit langem niemand mehr für geleistete Dienste die Belohnung erhalten hat, auf die er sich Hoffnung gemacht. Männer, die für den Orden unbedenklich ihr Leben aufs Spiel setzten, müssen Not leiden und ihre Kinder hungern sehen. Man fängt an zu glauben, daß die Leitung des Ordens entweder nicht die Macht oder nicht den Willen hat, ihren Pflichten gegen den einzelnen nachzukommen. Du aber solltest die eine Vermutung so wenig aufkommen lassen, als die andere."

„Ah, diese Bestien!" knirschte O'Brien. „Also nur um Geld wollen sie thun, was sie für ihre und ihrer Kinder Freiheit mit freudigem Herzen thun sollten — nur um schnödes, verruchtes Geld!"

„Es ist nun einmal nicht anders, O'Brien. Und wir können nicht über Nacht aus jedem unserer Landsleute einen Helden machen. Man hat das System der Belohnungen für hervorragende Thaten einmal eingeführt, und ich meine, daß es zu früh ist, es aufzugeben. Denn es ist ein gutes System, das uns sicherer als jedes andere willige Werkzeuge schafft, wenn wir ihrer bedürfen."

„Sei es denn! Bringe mir Geld, und ich werde es an Bezahlung für die Bestien, die danach verlangen, nicht fehlen lassen."

„Auch für diejenigen nicht, in deren Schuld sich der Orden gewissermaßen bereits befindet — nicht wahr? Die Begeisterung für unsere große Sache wird überall von



Digitized by Google

neuem in hellen Flammen auflodern, wenn wir die Murrenden zum Schweigen gebracht und die Unzufriedenen beschämt haben. Mein Vorschlag ist, daß wir von den Vorstehern der Gruppen ein genaues Verzeichnis aller derer aufstellen lassen, die sich besondere Verdienste um den Orden erworben haben, sei es, indem sie das Urteil an einem unserer Feinde vollstreckten, sei es, indem sie durch die Zerstörung feindlichen Eigentums Furcht und Schrecken verbreiteten. Damit erfahren wir zugleich, welches die Männer sind, auf die wir uns im Notfall verlassen dürfen, und ich sollte meinen, eine solche Liste müßte für den Leiter des Ordens von unschätzbarem Werte sein."

„Der Gedanke ist gut," sagte O'Brien nach kurzem Ueberlegen. „Ich habe mich bisher immer nur um die Thaten, nicht um die Thäter gekümmert. Aber ich sehe ein, daß du recht hast. Und ich nehme deine Bedingung an, vorausgesetzt, daß du selbst jene Verzeichnisse beschaffst."

„Gieb mir eine Schrift, die mich bei den Gruppenvorstehern legitimiert, und ich werde von einer zur anderen reisen, um die Namen derer festzustellen, die wir belohnen müssen. In einigen Wochen kann es gethan sein."

„Es soll geschehen. Und wenn du diese Arbeit verrichtet hast, wirst du als mein Gehilfe bei mir bleiben. Vielleicht werde ich dich dann eines Tages auch zum Vertrauten der großen Pläne machen, die in meinem Kopfe ihrer Verwirklichung entgegenreifen — jener Pläne, die bestimmt sind, die Neue Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern. — Man klopft — das ist Donahue. Hast du mir sonst noch etwas zu sagen?"

„Nichts, als daß mich dein Vertrauen stolz macht, Frank O'Brien. Sei gewiß, ich werde in der Stunde der Entscheidung nicht fehlen."

„Genug denn für jetzt! Und was zwischen uns gesprochen worden ist, wird keiner von den anderen erfahren."

Digitized by Google

„Keiner — mein Wort darauf.“

„So öffne und ſage Donahue, die Konvention möge ihre Sitzung beginnen. Ich werde erſcheinen, nachdem ich das Schriftſtück für dich aufgeſetzt habe. Geh!“

Wieder winkte er mit der Majeſtät eines geborenen Fürſten; aber als Henry Dougherty die Thür des Zimmers hinter ſich zuzog, ſah er, daß O'Brien ſchwer und mühſam atmend auf einem Stuhl zuſammengeſunken war wie ein hilfloſes Kind, und daß heiße, fieberrote Flecken auf ſeinen Wangen brannten. Dieſer armſelige, verkrüppelte Körper war ein zu ſchwaches und zerbrechliches Gefäß für die Glut des Feuergeiſtes, den er in ſich barg und der ihn früher oder ſpäter notwendig zerſtören mußte.

## 22.

Zehn Tage waren vergangen, ſeitdem Dougherty auf der Konvention zu Mahanoy City einſtimmig zum Sekretär von Schuylkill County erwählt worden war und ſeitdem er ſeine Rundreiſe durch den Minendiſtrikt angetreten hatte. Der Empfehlungsbrief des Staatsdelegaten hatte ihm bei den Gruppenvorſtänden die reſpektvollſte Aufnahme verſchafft, und mit großer Bereitwilligkeit war man überall auf ſeine Wünſche eingegangen, ſobald man erfahren hatte, daß es ſich um die Verteilung von Belohnungen an verdienſtvolle Molly-Maguires handeln ſollte.

In ſchleunigſt einberufenen Sitzungen waren die Namen derer feſtgeſtellt worden, die auf ſolche Belohnung Anſpruch erheben durften, und da Dougherty darauf beſtanden hatte, daß die von ihnen verrichteten Thaten mit Angabe aller Einzelheiten und begleitenden Umſtände in den Liſten verzeichnet würden, ſo hatte er innerhalb dieſer kurzen Zeit bereits ein ſehr umfangreiches und für ſeine Zwecke äußerſt wertvolles Material zuſammenbringen können.

Digitized by Google

Der Abrede gemäß hatte er eine von ihm selbst genommene Abschrift jener Listen sogleich an O'Brien abgeschickt; die von der Hand der einzelnen Sekretäre herrührenden und von den Vorstehern beglaubigten Originale aber hatte er dem Polizeikapitän Gowen eingehändigt, mit dem er zweimal an vorher vereinbarten Plätzen zusammengetroffen war.

Jetzt hatte er nur noch einen kleinen Teil des Minengebietes, die Gegend um Franton und Tamaqua, zu bereisen, und er würde damit im Verlauf einer weiteren Woche zu Ende gekommen sein, wenn ihn nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall genötigt hätte, sich am zehnten Tage nach Pittston zu begeben, einer kleinen, vorwiegend von Minenarbeitern bewohnten Stadt, die den Endpunkt der von Pottsville über Mahanoy City führenden Eisenbahnlinie bildet.

Der Anlaß dazu war ein Brief Daisys, der ihm in Easton durch den Vorstand der dortigen Gruppe übergeben worden war, und den er nicht unberücksichtigt lassen durfte, da er bei der Vorsicht der Absenderin seinen Empfang nicht hätte leugnen können. Das Schreiben lautete:

„Geliebter! Ein Freund, der bei uns eintraf, hat mir verraten, daß Du gestern in Hazleton gewesen bist und die Absicht ausgesprochen hast, nach Easton zu gehen. Ich schicke diesen Brief deshalb durch einen sicheren Boten dorthin und bin gewiß, daß er richtig in Deine Hände gelangt. Ich muß Dir schreiben und muß Dich an einem der nächsten Tage sprechen, wenn mich nicht diese schreckliche Ungewißheit noch ganz um den Verstand bringen soll.

Seit einer Woche schon bin ich aus Philadelphia zurück. Es duldete mich dort nicht länger, obwohl ich mir vorgenommen hatte, nicht früher zurückzukehren, als bis Du mich rufen würdest. Denn ich war thöricht genug, mich durch Dein Benehmen gekränkt zu fühlen — Du

weißt wohl, was ich meine. Doch es ist ja unmöglich, daß ich mich in Deinen Empfindungen so ganz getäuscht haben sollte — Deine Augen und der Druck Deiner Hand können nicht gelogen haben. Nur um der anderen willen hattest Du Dich an jenem Abend bezwungen, nur um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als wären wir schon vorher im Einverständnis gewesen, und als hätte des armen Kerrigan Tod darum in Deinen Wünschen gelegen.

Habe ich mit dieser Erklärung das Rechte getroffen, so hast Du nur klug und rücksichtsvoll gehandelt — klüger als ich in meiner überschwenglichen Herzensfreude über Deine glückliche Wiederkehr. Und ich hätte vielmehr Ursache gehabt, Dir dankbar zu sein, als Dir zu zürnen.

Wie ich das einmal erkannt hatte, litt es mich nicht eine Stunde länger in Philadelphia. Ich eilte nach Pottsville zurück und war zum Tode erschrocken, als ich von meinem Vater vernehmen mußte, daß Du fort seiest, und als niemand mir sagen konnte, wohin Du gegangen. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß es der Zorn über meine kindische Flucht gewesen war, der Dich vertrieb. Nun beschwöre ich Dich bei allem, was Dir teuer ist, mir eine Zusammenkunft zu gewähren, damit ich endlich volle Gewißheit über mein Schicksal erhalte. Ich finde leicht einen Vorwand, am Freitag dieser Woche nach Pittston zu fahren, und wenn Du Dich in Easton aufhältst, sind es für Dich nur wenige Meilen bis dahin. Jesse Major, der ein Hotel in Pittston hält, ist meinem Vater befreundet, und ich bin öfter in seinem Hause gewesen. Bei ihm wollen wir uns treffen. Ich erwarte keine Antwort, denn es dürfte ja keine abschlägige sein, wenn Du mich nicht der Verzweiflung überliefern willst, und so bleibe ich in sehnlicher Erwartung des Wiedersehens Deine bis in den Tod getreue Daisy."

Der Brief war nicht danach angethan, Dougherty

Digitized by Google

mit Freude zu erfüllen, denn er sah voraus, daß die Auseinandersetzung mit Daisy eine sehr peinliche werden würde. Aber es wäre ihm zugleich als eine Feigheit und als eine Unklugheit erschienen, sich ihr zu entziehen, und so war er schon am Donnerstag abend in Pittston eingetroffen, um in Jesse Majors Hotel, einem kleinen, anständigen Logierhause, Quartier zu nehmen und die Ankunft des jungen Mädchens zu erwarten.

Da er sich nicht gestimmt fühlte, in eine der wüsten Branntweinschänken einzutreten, die den wenig verwöhnten Bürgern von Pittston alle anderen Erholungs- und Vergnügungsstätten ersetzen müssen, schlenderte er aufs Geratewohl durch die schmutzigen Straßen des Ortes, und ein Menschenauflauf, den er in der Nähe des Bahnhofes gewahrte, veranlaßte ihn, mehr aus Langeweile als aus wirklicher Neugier, näher zu treten.

„Was giebt's denn da?" fragte er einen alten Mann in Bergmannstracht, der sich eben aus dem Knäuel löste und es anscheinend sehr eilig hatte, irgend wohin zu kommen. „Haben sie einen umgebracht?"

„Nein. Ein junges Mädchen ist krank oder ohnmächtig zusammengebrochen, und ich will laufen, einen Doktor oder wenigstens ein paar Frauenzimmer herbeizuschaffen, denn es weiß niemand recht, was er mit ihr anfangen soll."

Nun war Doughertys Teilnahme doch geweckt, und er schob beiseite, was ihm bis jetzt noch den Anblick der Scene versperrt hatte. Er sah eine schlanke Mädchengestalt, die auf die Stufen einer Haustreppe niedergesunken war, und die ein menschenfreundlicher Arbeiter soeben dadurch ins Leben zurückzurufen suchte, daß er ihre Schläfen mit einigen Tropfen aus seiner Branntweinflasche benetzte. Noch entzog ihm der Mann den Anblick ihres Gesichtes, aber in ihrer ganzen feingliederigen Figur und vor allem in

Digitized by Google

der Farbe ihres prächtigen, in dicken goldig schimmernden Flechten aufgesteckten Haares war etwas, das Dougherty wie mit eisernen Krallen ins Herz griff, und das für einen Moment seinen Atem stocken machte.

Er stürzte zu der Ohnmächtigen hin, und da rang es sich wie ein Aufschrei halb des Schreckens und halb des Jubels von seinen Lippen: „Maud! O mein Gott — Maud! Mein süßes, geliebtes Mädchen!“

Und was alle gutgemeinten Bemühungen ihrer ungeschickten Helfer nicht vermocht hatten, der langvermißte und heißersehnte Klang seiner Stimme brachte es wie durch ein Wunder zu stande. Die Lider der Ohnmächtigen begannen zu zittern, und eine Sekunde später sah sie aus großen, erstaunten Augen um sich, ohne sogleich die Situation zu begreifen, in der sie sich da befand.

„Maud! mein Lieb! Ja bist du es denn auch wirklich? Wenn du mich erkennst, so sage mir, was ist dir geschehen?“

Sie blickte in das zärtliche Männerantlitz empor, das sich über sie herabgeneigt hatte. Die wohlbekannte, weiche Stimme hatte ein dunkles Erröten in ihre Wangen gejagt, aber die veränderte Farbe des Haares und der wilde rote Bart verhinderten sie, ihn sogleich zu erkennen.

„Es ist ein Traum,“ flüsterte sie. Und dann suchte sie sich trotz ihrer Schwäche mit einer energischen Bewegung aus dem umschlingenden Männerarm zu befreien.

Der aber hielt sie fest, und nun raunte er ihr mit heißem Atem ins Ohr: „Nein, Maud, es ist kein Traum. Ich bin es — Morgan. Und du bist sicher und geborgen unter meinem Schutz.“

Weit öffneten sich ihre Augen, die noch größer und glänzender erschienen in dem schmal und blaß gewordenen Gesicht. „Du — du! Ach, wie glücklich ich bin — du mein Geliebter!“

Digitized by Google

„Wie fühlst du dich, Maud?“ fragte er leise. „Ist dir jetzt besser, und glaubst du dich stark genug, um aufzustehen und mit meiner Unterstützung eine kurze Strecke zu gehen?“

Jetzt erst kam sie wieder zu der vollen Erkenntnis ihrer Lage, und das Blut strömte ihr aufs neue ins Gesicht bei dem Anblick so vieler Männer in schmutzigen Arbeiteranzügen, die sie mit neugierigen Mienen umdrängten.

„Ja, Morgan, mir ist ganz wohl. Führe mich hinweg von hier — schnell!“

Sie hatte sich rasch erheben wollen, aber sie wäre doch außer stande gewesen, sich aufrecht zu halten, wenn sein starker Arm sie nicht umfaßt und gestützt hätte.

„Und wohin darf ich dich bringen?“ fragte er. „Sicherlich bist du hier ja nicht allein. Wo werden wir diejenigen finden, mit denen du gekommen bist?“

Sie schüttelte den Kopf, und der Blick, mit dem sie ihn dabei ansah, hätte ihm auch ohne weitere Antwort alles offenbart.

„Es ist niemand bei mir, Morgan. Ich bin ja gekommen, um dich zu suchen.“

„Wohin soll ich denn jetzt mit dem Koffer?“ wandte sich in diesem Augenblick ein halbwüchsiger Bursche, den Dougherty bis dahin im Gedränge der anderen nicht bemerkt hatte, an das junge Mädchen. „Der Schnellzug von Pottsville kommt in einer Viertelstunde, und bis dahin muß ich wieder am Bahnhofe sein.“

Ueber Mauds bleiches Gesicht ging ein Lächeln. „Fragen Sie diesen Herrn,“ erwiderte sie, „er allein ist es, der jetzt darüber zu bestimmen hat.“

„Bringen Sie den Koffer in Jesse Majors Hotel,“ befahl Dougherty in dem Gefühl, daß jetzt nicht lange Zeit zum Ueberlegen sei. Er kannte kein anderes Gasthaus in Pittston und hatte überdies einigen Grund zu

der Annahme, daß die übrigen zum Aufenthalt für eine junge Dame noch viel weniger geeignet sein dürften.

Auf seinen Arm gestützt, ging Maud an seiner Seite dahin. Sie war offenbar noch sehr schwach, aber sie hatte so wenig das Bewußtsein ihrer Schwäche, als dasjenige irgend eines anderen körperlichen Unbehagens. Wie in einem wunderseligen Traume, der sie hoch über alle irdischen Widerwärtigkeiten emporhob, wandelte sie neben dem wiedergefundenen Geliebten dahin.

„Du darfst mich hier nicht bei meinem Namen nennen, Maud," flüsterte Dougherty ihr zu, als sie sich Jesse Majors Hause näherten, „du mußt mich in allem gewähren lassen, ohne mir zu widersprechen oder mich Lügen zu strafen. Ich werde dir später erklären, weshalb es so sein muß."

Aber er hätte wohl auch ohne diese Mahnung nicht zu fürchten brauchen, daß sie ihm widersprechen oder ihn Lügen strafen würde. Schweigend ließ sie es geschehen, daß er sie dem Besitzer des Hotels als seine Schwester vorstellte und daß er die behäbige Wirtin ersuchte, ihr das freundlichste und behaglichste Zimmer anzuweisen, das es im Hause gebe.

„Meine Schwester ist ein wenig angegriffen," fügte er hinzu, „sie bedarf der Erholung, und ich werde Ihnen von Herzen dankbar sein, wenn Sie ihr jeden nur möglichen Beistand leisten wollen."

Mauds Erscheinung hatte sogleich das Herz der gutmütigen Wirtin gewonnen, und sie that, was in ihren Kräften stand, um Doughertys Wünschen zu entsprechen. Er war unten im Gastzimmer zurückgeblieben, eine Beute widerstreitender Empfindungen, unter denen ein Gefühl des Bangens vor der weiteren Entwickelung der Dinge mehr und mehr über alle anderen den Sieg behalten wollte. Aber es war noch keine Viertelstunde vergangen,

Digitized by Google

als die Wirtin in der Thür erſchien und ihm mit einem beruhigenden Lächeln zuwinkte, herauszukommen.

„Ihre Schweſter befindet ſich jetzt wieder ganz wohl und läßt Sie bitten, ſogleich zu ihr heraufzukommen.“

Maud hatte eilig ein anderes Kleid übergeworfen und alle Spuren des peinlichen Unfalls in ihrem Aeußeren getilgt. In der Abſicht, dem Geliebten einen Beweis ihrer wiedergewonnenen Kraft zu liefern, war ſie ihm um einige Schritte entgegengegangen, und die freudige Erwartung hatte ein leichtes Rot wie einen Schimmer der Geſundheit über ihre Wangen gehaucht. Aber er ſah trotzdem auf den erſten Blick, daß es ihr nicht leicht wurde, ſich aufrecht zu halten, und ſo führte er ſie ſchnell zu einem Stuhle, um dann neben ihr Platz zu nehmen.

Minuten vergingen, ohne daß der Freudenrauſch, in den ihr Anblick ihn von neuem verſetzt hatte, ihm geſtattete, eine Frage an ſie zu richten, und mit glücklichem Lächeln ließ Maud ihn gewähren. Dann aber war ſie es, die zuerſt den Weg in die Wirklichkeit zurückfand, indem ſie mit liebevollem Vorwurf ſagte: „Du lieber, böſer Mann! Wie viel Stunden angſtvoller Sorge haſt du denen bereitet, die dich lieben! Und wie ſchrecklich haſt du dich verunſtaltet, nur um nicht von ihnen gefunden zu werden. Ich glaube, ohne dieſe Ohnmacht wäre mir das Glück des Wiederſehens nie zu teil geworden. Denn du Grauſamer wäreſt im ſtande geweſen, an mir vorüberzugehen, ohne dich zu verraten.“

Er war plötzlich ſehr ernſt geworden und hatte ihre Hände freigegeben. „Ich weiß nicht, ob ich dazu die Kraft gehabt hätte,“ verſetzte er. „Aber ich weiß, daß es eigentlich meine Pflicht geweſen wäre, es zu thun. Doch nicht von mir wollen wir jetzt zuerſt reden, ſondern von dir. Ich ſtehe ja vor dieſer Begegnung noch wie vor einem Wunder, du, des Millionärs Ferguſon Tochter, hier im

Bergrevier — und mutterſeelenallein? Es iſt unfaßbar. Und das alles nur um mich?“

„Um wen ſonſt hätte ich mich wohl in dieſe Gegend begeben ſollen? Da du kein Lebenszeichen nach New York gelangen ließeſt und ich an deinen Tod nicht glauben konnte, mußte ich mich wohl entſchließen, die Urſache deines Schweigens in eigener Perſon zu erforſchen.“

„Woher aber wußteſt du, daß ich hier bin? Wer kann es dir geſagt haben, da es doch ein ſtreng gehütetes Geheimnis ſo weniger Menſchen iſt?“

„Zur Hälfte habe ich es erraten und zur anderen Hälfte erfuhr ich es aus dem Munde einer Perſon, die ſich um meiner Liebe willen nicht berechtigt glaubte, es mir zu verſchweigen.“

„Maud — wenn ich dich recht verſtehe — meine Mutter — —“

„Ja, deine Mutter, Morgan — unſere Mutter! Sie hat mir alles geſagt, denn ſie wußte, daß ein Geheimnis, an deſſen Bewahrung dein Leben hängt, bei keinem Menſchen auf Erden beſſer und ſicherer aufgehoben ſein kann, als bei mir.“

„Du haſt ſie alſo kennen gelernt — biſt ihr nahe getreten? Und dies alles, obwohl —“

„Obwohl ich von dir verſchmäht war.“

„Wie hart du mich ſtrafſt, Geliebte! Ach, wenn du wüßteſt, was es mich gekoſtet hat, jenen unglückſeligen Brief zu ſchreiben, und wie ich dazu gebracht wurde, es zu thun!“

Sie neigte ſich über ihn, um ihn zu küſſen. „Wähnſt du, thörichter Mann, daß ich hier ſein würde, wenn ich es nicht wüßte? Ich habe alles erfahren, und weil ich begreife, daß du den Zuſammenhang der Dinge nicht ohne meine Hilfe erraten kannſt, ſo laß dir's erzählen.“

Sie legte ihren Arm um ſeine Schultern, und in tiefer

Bewegung vernahm er, was ſich ſeit ſeiner Abreiſe von New York dort zugetragen hatte. Er hörte ſchweigend zu. Als ſie dann aber ſo ſchonend als möglich von der erſchütterten Geſundheit und der zunehmenden Schwäche ſeiner Mutter ſprach, ſprang er beſtürzt empor.

„Sie iſt krank — ſchwer krank vielleicht! O, Maud, ſage mir die ganze Wahrheit — meine Mutter iſt nicht mehr am Leben?“

„Doch, Morgan — ſie lebt, und ihre Krankheit iſt zum Glück nicht unheilbar. Aber es giebt nur ein einziges Heilmittel, und du biſt es, der es beſitzt. Deine Rückkehr allein kann ſie geſund machen, und darum habe ich ihr verſprochen, dich zu holen.“

„Meine Rückkehr? Nein, Maud! So ſchwachen Herzens iſt meine Mutter nicht, daß ſie an der Sehnſucht nach mir zu Grunde gehen könnte. Sie ſelbſt iſt es ja geweſen, die mich angefeuert hat, dieſes Werk der Rache zu übernehmen.“

„Gerade, daß ſie dich dazu angefeuert hat, iſt ja die Urſache ihres Leidens. Du darfſt es mir glauben, Morgan, denn ich weiß es aus ihrem eigenen Munde.“

„So wirſt du ihr jetzt in meinem Namen verſichern, Maud, daß ſie ſich ohne Not mit Vorwürfen gequält hat, daß ich Pinkertons Auftrag angenommen hätte, auch wenn es ihr Wunſch geweſen wäre, mich davon zurückzuhalten; daß ich mich durch nichts in der Welt an der Erfüllung der heiligen Pflicht hätte hindern laſſen, meinen Vater und Bruder zu rächen.“

„Wie? Und du glaubſt, daß dies hinreichen würde, ſie zu beruhigen?“

„Ich kann in dieſem Augenblick nichts anderes zu ihrer Beruhigung thun. Und da ſie mich, wie du ſagſt, für tot gehalten hat, wird es ihr nicht Troſt genug ſein, aus deinem Munde zu hören, daß ich lebe und wohlauf bin?“

Digitized by Google

„Ich werde es ihr schreiben, Morgan; denn daß ich dich jetzt wieder verlassen werde, jetzt, wo ich dich nach langem, verzweifeltem Suchen endlich gefunden habe — das hast du selbst doch wohl nicht im Ernst für möglich gehalten?“

Es war eine so ruhige Bestimmtheit, der Ausdruck eines so unerschütterlichen Entschlusses in ihren Worten, daß Morgan betroffen aussah.

„Aber es ist unmöglich, daß du hier bleibst, Maud — nicht aus einem, sondern aus tausend Gründen ist es unmöglich. Hast du denn vergessen, zu welchem Zweck ich mich in den Minen aufhalte, und welcher Art die Arbeit ist, die ich hier zu verrichten habe?“

„Eben weil ich daran denke und an die Gefahren, die dich umgeben, will ich mich nicht wieder von dir trennen. Fürchte nicht, daß ich dir lästig oder hinderlich sein werde. Sage mir, für was ich zu gelten und wie ich mich zu verhalten habe, und ich werde meine Rolle nicht schlechter spielen, als du die deinige.“

Sie hatte das alles in leichtem, fast heiterem Tone gesagt, aber Morgan kannte sie zur Genüge, um den tiefen Ernst eines wohlerwogenen, durch nichts mehr zu beirrenden Vorsatzes zu fühlen, der sich dahinter verbarg. Und doch mußte er sie zur Aufgabe dieses Gedankens bestimmen, dessen Durchführung ihm undenkbar schien. Mit aller Beredsamkeit, die ihm zu Gebote stand, schilderte er ihr die Gefahren, denen sie sich aussetzen wollte, und malte ihr in den schwärzesten Farben die Verworfenheit und Roheit der Menschengattung, mit der er um seines großen Zweckes willen wie mit seinesgleichen verkehren müsse. Aber er machte mit alledem nicht den geringsten Eindruck auf sie.

„Ich fürchte mich nicht,“ erklärte sie lächelnd, „auch wenn diese Leute wirklich so schlimm wären, wie du sie

darstellst. Aber ich weiß, daß du übertreibst, um mich zur Heimkehr zu bewegen. Sie mögen Fanatiker sein und in ihrer Verblendung zu allen Gewaltthaten fähig, aber ich bewege mich nun schon seit Wochen unter ihnen, und noch nie hat einer meine Schutzlosigkeit mißbraucht."

Er sah, daß er auf diese Art nicht zum Ziele gelangen würde, und darum entschloß er sich schweren Herzens, zu dem äußersten Mittel zu greifen, das seine Wirkung unmöglich verfehlen konnte.

„Nun wohl, wenn du nicht um deiner selbst willen thun magst, was ich von dir erbitte, so wirst du es doch nicht verweigern, wenn ich dir sage, daß es für meine eigene Sicherheit und für das Gelingen meines Werkes unumgänglich notwendig ist. Da — lies diesen Brief!"

Er hatte Daisys Schreiben aus der Tasche gezogen und es ihr überreicht. Ihr Gesicht wurde blaß, als sie einen Blick auf die Anrede geworfen hatte, und ohne weiter zu lesen, ließ sie die Hand mit dem Blatte sinken.

„Ist das — ist das an dich gerichtet, Morgan?" fragte sie mit schwerem Atem.

„Nicht an Morgan O'Connor, Maud, sondern an Henry Dougherty, den Molly-Maguire und flüchtigen Mörder. Ich bitte dich — lies! Es wird mir dann leichter werden, dir alles zu erklären."

Sie gehorchte, obwohl es in ihren Zügen zu lesen war, unter welchen Seelenqualen sie sich dazu entschloß. Als sie zu Ende war, hatte sie jedoch ihre ganze Fassung wiedergewonnen.

„Wer ist dieses Mädchen, Morgan? Und woher nimmt sie das Recht, an deine Liebe zu glauben?"

„Ich selbst habe es ihr gegeben — wider meinen Willen erst, dann aber mit Vorbedacht, denn ich bedurfte ihrer, um mein Ziel zu erreichen. Höre mich an!"

Und er erzählte der atemlos Lauschenden seine Erleb-

niſſe von dem Tage an, wo er in der Maske eines Minenarbeiters das Bergrevier betreten hatte. Er berichtete, wie er ſich zuerſt in Port Clinton, dann in Newtown, Middle Creek, Minersville und in Tower City aufgehalten habe, um die Sitten und die Lebensweiſe der Bevölkerung kennen zu lernen, ehe er ſich nach Pottsville begab. Durch die Färbung der Haare und des Bartes unkenntlich gemacht und hinlänglich vertraut mit den Gewohnheiten wie mit der Ausdrucksweiſe ſeiner neuen Kameraden, hatte er es endlich wagen können, die Stadt aufzuſuchen, in der ſein unglücklicher Bruder ſeine Pflichttreue mit dem Leben hatte bezahlen müſſen.

Gewiſſe Andeutungen, die er in Minersville aufgefangen, hatten ihm verraten, daß Monaghans Kneipe „Sheridan Houſe" ein Hauptquartier der wütendſten Molly-Maguires ſei, und die Erfahrungen, die er dort ſchon am Abend ſeiner Ankunft gemacht, hatten ihm bewieſen, daß es ſich in Wahrheit ſo verhielt.

Maud zitterte, als er ihr von den Ereigniſſen jenes Abends erzählte, und wie er nur dadurch, daß Daiſy Monaghan ihm die Paßworte der Molly-Maguires zugeflüſtert, ſein Leben habe retten können. Dann aber wurde ſie wieder abwechſelnd rot und blaß, als Morgan fortfuhr:

„Ich hätte blind ſein müſſen, um nicht zu bemerken, daß ich die Gunſt des Mädchens gewonnen hatte. Und da ich ſie für ein leichtſinniges Geſchöpf hielt, das es heute mit dem einen und morgen mit dem anderen hält, machte ich mir kein Gewiſſen daraus, ihre Neigung zu meinen Zwecken auszunutzen. Aber ich wurde nach und nach inne, daß ich mich in Daiſys Charakter getäuſcht hatte. Was ſie an dieſen Kerrigan gefeſſelt, war wohl nur eine gewiſſe romantiſche Bewunderung ſeines verwegenen Mutes und ein Wohlgefallen an ſeiner hübſchen Stimme geweſen.

In dem Augenblick, wo sie sah, daß er sowohl im Gesangswettstreit wie im körperlichen Kampfe einem Stärkeren unterlag, wandte sich ihre Neigung diesem Stärkeren zu, und ich mußte mit Bestürzung wahrnehmen, daß des Mädchens Liebe zu mir bald zu einer großen Leidenschaft angewachsen war, der ich mich kaum erwehren konnte. Und so wenig ich dir zu versichern brauche, daß ich diesem Mädchen nie ein anderes Gefühl, als das einer gewissen Dankbarkeit entgegengebracht habe, so wenig darf ich dir doch verschweigen, daß es mein und dein Verderben sein würde, wenn ich ihr schon jetzt rücksichtslos die ganze Wahrheit offenbaren wollte. Sie ist ein wildes, heißblütiges Geschöpf — leidenschaftlich in ihrer Liebe wie in ihrem Haß. Die eifersüchtige Wut würde ihr vielleicht helfen, mein Geheimnis zu erraten, und ich würde noch kurz vor dem Gelingen meines Werkes Schiffbruch leiden."

Ob es ihm endlich gelungen war, Mauds Entschluß ins Wanken zu bringen, konnte er von ihrem Gesicht nicht lesen. Nachdenklich blickte sie in Daisys Brief, den sie ihm nicht zurückgegeben hatte, und widerstreitende Empfindungen schienen in ihrem Herzen um die Herrschaft zu ringen.

Noch harrte Morgan schweigend ihrer Antwort, da schlug aus unmittelbarer Nähe der nur zu wohlbekannte Klang einer dunkel gefärbten weiblichen Stimme an sein Ohr, und er hörte Daisy Monaghan, die sich schon auf der Treppe befinden mußte, sagen: „Laßt mich nur, ich finde das Zimmer schon allein."

„Sie ist da," rief er, erschrocken aufspringend. „Irgend ein Dämon muß sie schon heute hergeführt haben. Und die Wirtin hat natürlich geschwatzt. Ich kann mich so wenig vor ihr verbergen, als ich dich verleugnen darf. Das Schicksal selbst hat entschieden. Möge es denn gehen, wie es will!"

Er eilte zur Thür, um zu öffnen, Maud aber hielt ihn durch einen Zuruf zurück.

„Noch ist nichts verloren. Ich bin deine Schwester Maud O'Neil aus Buffalo, die dir gefolgt ist. Sei unbesorgt, ich werde mich nicht verraten. Und wenn es dich rascher zum Ziele führen kann, magst du sie immerhin in dem Glauben lassen, daß du sie liebst. Doch da ist sie schon — geh und öffne!"

Während Morgan sich anschickte, die Klopfende einzulassen, hatte sie den Brief eilig zusammengeknittert und in ihrer Kleidertasche verborgen. In halbliegender Stellung in dem Schaukelstuhl ruhend, wandte sie mit vortrefflich gespielter Unbefangenheit der Eintretenden ihr Antlitz zu.

Wenn die eigenartige Schönheit Daisys Maud überraschte oder beunruhigte, so war davon nichts in ihren Mienen zu lesen, und ihre Augen, die für einen Moment denen des Geliebten begegneten, schienen ihm mit ihrer ruhigen Heiterkeit Mut einflößen zu wollen.

Daisy war auf der Schwelle stehen geblieben, und ihr erster Blick hatte nicht dem vermeintlichen Dougherty, sondern dem weiblichen Wesen gegolten, das sie in seiner Gesellschaft fand. Dann aber wandte sie sich ihm zu, eine angstvoll gespannte Frage in den Zügen wie auf den Lippen.

„Du hast meinen Brief erhalten, nicht wahr, Henry? Und diese Dame dort ist deine Schwester?"

Er hatte seinen Entschluß gefaßt, denn er sah, daß es jetzt in Wahrheit keinen anderen Weg mehr gab als den, welchen Maud ihm gewiesen.

„Ja, Daisy, meine Schwester Maud, die mir gefolgt ist, weil sie den Wunsch hegte, die Aengste und Gefahren eines armen Flüchtlings zu teilen. Nun wirst du ihr sagen, daß dies ein toller, ein unmöglicher Gedanke ist,



Digitized by Google

und wirst mir helfen, sie zur Rückkehr nach Buffalo zu bewegen."

Daisy trat noch um einen Schritt näher auf ihn zu, um ihre Stimme bis zu leisem Flüstern dämpfen zu können. „Hast du ihr denn bereits gesagt, Henry, wie wir zu einander stehen?"

„Sie weiß es. Aber sie ist ein wenig angegriffen. Ich bitte dich, Rücksicht darauf zu nehmen."

So vollständig es ihm gelungen war, bisher auch in den schwierigsten Situationen seine Kaltblütigkeit zu bewahren — in dem Augenblick, da Daisy jetzt vor Maud hintrat, klopfte ihm das Herz doch zum Zerspringen, und er bereute bitter, die Geliebte dadurch, daß er sie hierher gebracht hatte, der Gefahr dieser Begegnung ausgesetzt zu haben.

Aber der überraschende Verlauf der kleinen Scene, die sich zwischen den beiden abspielte, schien alle seine Befürchtungen hinfällig zu machen.

Mit einer schlichten und natürlichen Herzlichkeit, die so gewinnend klang, daß ihm sein falsches Spiel doppelt verabscheuungswert erschien, hörte er Daisy sagen: „Wenn Sie Henrys Schwester sind, will auch ich Sie als meine Schwester ansehen. Sagen Sie mir, was ich thun kann, um mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft zu gewinnen."

„Meine Freundschaft gehört Ihnen, solange sie einen Wert für Sie hat," erwiderte Maud, sich ein wenig aufrichtend und ihr die Hand reichend. „Wenn Sie mir aber einen Beweis der Ihrigen geben wollen, so thun Sie nichts von dem, was mein Bruder soeben von Ihnen verlangt hat. Es würde vergebliches Bemühen sein, denn ich bin unwiderruflich entschlossen, ihn nicht zu verlassen."

„Wie dürften Sie anders denken, wenn Sie ihn wirklich lieb haben! Und Sie mögen unbesorgt sein. Wie

Digitized by Google

ich ihn kenne, würde er auch gar nicht das Herz haben, Sie fortzuschicken, solange Sie so schwach sind und so krank aussehen wie jetzt. Kommen Sie mit mir nach Pottsville, Sie erhalten in meines Vaters Hause ein Zimmer neben dem seinigen. Unter meiner Pflege sollen Sie bald genug Ihre roten Wangen wieder haben."

Sie hatte Mauds Rechte wie liebkosend in ihre beiden Hände genommen.

„Was für feine und zarte Fingerchen Sie haben!" sagte sie voll Bewunderung. „Und wie schön und vornehm Sie aussehen! Unser Haus ist freilich nur ein sehr einfaches Haus, Miß Maud, und ich fürchte beinahe, daß Sie zu verwöhnt sind, um sich darin heimisch zu fühlen."

Morgan wollte die Gelegenheit benutzen, um sich einzumischen und zu erklären, daß von einer Annahme ihres Vorschlages aus triftigen Gründen gar nicht die Rede sein könne. Aber Maud, die ohne Zweifel seine Absicht erriet, kam ihm zuvor.

„Ihre Furcht ist wahrlich unbegründet, Daisy," sagte sie, mit einem stummen beredten Blick sein Schweigen erflehend. „Ich werde überall heimisch sein, wo ich gern aufgenommen bin und in meines Bruders Nähe sein kann. Wenn er sich bewegen ließe, mit uns zu gehen, folgte ich Ihnen am liebsten noch heute abend nach Pottsville."

„So bitten Sie ihn darum," flüsterte ihr Daisy zu, sich mit glühenden Wangen über sie neigend. „Ich habe ja keinen heißeren Wunsch als den, aber ich würde nicht den Mut finden, ihn auszusprechen."

Morgan hatte alles gehört, und so vollständig diese unerwartete Wendung der Dinge alle seine Pläne durchkreuzte, so klar war er sich doch während der letzten Minuten darüber geworden, daß es unmöglich sein würde, Maud anderen Sinnes zu machen, solange nicht ihre eigenen Erfahrungen ihr den Beweis geliefert hatten, daß sie

Digitized by Google

ihren Kopf auf die Durchführung von etwas Unmöglichem gesetzt habe. Unter solchen Umständen war es jedenfalls das beste, vorerst scheinbar auf alle ihre Absichten einzugehen, damit sein nutzloses Sträuben nicht einen gefährlichen Verdacht in Daisys Herzen aufsteigen lasse.

Zwar suchte er sich einzureden, daß dieser Entschluß ihm lediglich durch Mauds Eigensinn abgezwungen sei und daß seine eigenen Wünsche keinen Teil an ihm hätten. Aber wenn er Muße genug gehabt hätte, seine Empfindungen genau zu prüfen, so würde er vielleicht die Entdeckung gemacht haben, daß er in Wirklichkeit vor dem Gedanken, die Geliebte wieder zu verlieren, gezittert hatte und daß er bei aller nur zu berechtigten Sorge um die Zukunft nie in seinem Leben glücklicher gewesen war, als in dem Augenblick, da er sein Einverständnis mit der sofortigen gemeinsamen Abreise zu erkennen gab.

Daisy war mit einem Jubelruf aufgesprungen und hatte sich, unbekümmert um die Gegenwart der anderen, an seine Brust geworfen. Maud aber lächelte ihm hinter dem Rücken der Nebenbuhlerin tapfer zu, als ob sie ihm damit noch einmal sagen wollte, wie ruhig sie trotzdem in der Gewißheit ihres sicheren und unverlierbaren Besitzes sei.

23.

„Guten Morgen, Frau Kehoe! — Ist das Ihr Kleiner? Wahrhaftig ein prächtiger Bursche und dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten!“

Anna Kehoe, die in geringer Entfernung von ihrem Hause auf einem Baumstumpf saß und mit trübem Blick auf das im hellen Morgensonnenschein auf dem moosigen Waldboden spielende Kind niederschaute, fuhr bei der fröhlich klingenden Anrede wie aus einem schweren Traume empor. Sie sah noch trauriger aus, als an dem Abend, da Dougherty ihre Bekanntschaft gemacht hatte, und ihr

Digitized by Google

hübſches Geſicht ſchien ſeitdem viel von ſeiner angenehmen Rundung verloren zu haben.

Auch der Anblick des frühen Beſuchers, der, von ihr unbemerkt, zwiſchen den Bäumen heraufgeſtiegen war, hatte offenbar nicht die Macht, ſie heiter zu ſtimmen.

„Sind Sie's, Mr. Dougherty? Ich meinte, Sie hätten das Wiederkommen längſt vergeſſen."

Er hatte ſie in engliſcher Sprache angeredet, und ſie hatte ihm ebenſo geantwortet. Nun aber, indem er näher auf ſie zutrat und ſeine Stimme dämpfte, bediente er ſich wieder der geliebten Laute ihrer deutſchen Heimat.

„Nicht vergeſſen, Frau Anna; aber ich hatte meine guten Gründe, mich nicht zu häufig hier zu zeigen. Es wäre nicht der rechte Weg zur Einlöſung meines Verſprechens, wenn ich die anderen merken ließe, daß wir beide uns in einer Art von geheimem Einverſtändnis befinden. Sie haben doch geſchwiegen?"

„Gewiß! Und es iſt mir nicht ſchwer geworden. Ich bin ja froh, wenn ich mit keinem von dieſen ſchrecklichen Menſchen zu reden brauche."

„Auch Ihrem Manne haben Sie nichts geſagt?"

„Nein, obwohl es vielleicht ein Unrecht war; denn manchmal iſt es mir, als ob Sie mich doch nur zum beſten hielten. Aber wenn man ſo unglücklich iſt, wie ich, klammert man ſich voll Verzweiflung an jede Hoffnung."

„Sie ſollen Ihr Vertrauen nicht bereuen, Frau Anna! Aber iſt es denn neuerdings noch ſchlimmer geworden, daß Sie ſo mutlos ſind? Ihr Mann hat doch nicht angefangen, Sie ſchlecht zu behandeln?"

Die Frau ſchüttelte den Kopf. „Nein, er iſt gut und freundlich mit mir, denn er hat mich wirklich lieb. Aber wer weiß, wie bald es auch damit zu Ende ſein wird! Dieſer entſetzliche Menſch, den Sie und M'Douald uns ins Haus gebracht haben, iſt ſein Verderben. Er

Digitized by Google

weicht nicht einen Augenblick von ſeiner Seite und verführt ihn zum Trinken. Wenn aber der Branntweinteufel erſt Gewalt über ihn gewinnt, ſo iſt alles verloren."

Sie drückte die Schürze an die Augen; Dougherty aber beugte ſich zu ihr herab und flüſterte ihr ins Ohr: „Beruhigen Sie ſich, liebe Frau Kehoe! Der unwillkommene Gaſt wird Ihrem Glück nicht lange mehr gefährlich ſein — mein Wort darauf. Aber wenn Ihnen daran liegt, ihn raſch und für immer los zu werden, ſo beweiſen Sie mir jetzt, daß Sie eine kluge Frau ſind, und daß Sie Vertrauen zu mir haben. — Iſt Campbell drinnen im Hauſe?"

„Ja, er liegt in der Kammer neben der Gaſtſtube und verſchläft ſeinen Rauſch von der letzten Nacht. Bis in den Nachmittag hinein liegt er ja immer auf ſeinem Strohſack wie ein Toter."

„Vortrefflich! — Und Ihr Mann?"

„Er ſitzt drinnen bei ſeiner Schnitzarbeit, mit der er ſich immer die Zeit vertreibt, wenn es in der Wirtſchaft nichts zu thun giebt. Wollen Sie nicht zu ihm hinein?"

„Ja, aber zuvor möchte ich Sie um etwas bitten. Gehen Sie mit dem Kinde noch etwas weiter vom Hauſe fort und kommen Sie vor Ablauf von anderthalb Stunden nicht zurück. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie zum Lohn dafür bei Ihrer Heimkehr eine angenehme Ueberraſchung vorfinden ſollen."

Sie ſah ihn verwundert an und öffnete eben die Lippen, um eine Frage zu thun, als die rieſenhafte Geſtalt des Einbeinigen in der Thür der Taverne auftauchte und ſeine mächtige Stimme fröhlich zu den beiden herüberſchallte: „Holla, Dougherty! Woher des Weges ſo früh? Wenn du gekommen biſt, ein Stündchen mit mir armem Waldmenſchen zu verplaudern, ſoll dir's an einem Händedruck und an einem Gläschen Whisky nicht fehlen. Wenn

dir's aber darum zu thun war, mit meiner Annie zu scharmuzieren, so können wir ja auch einen Gang auf rechtschaffene irische Fäuste miteinander machen."

Das breite Lachen auf seinem gutmütigen Gesicht bewies, wie wenig ernst es ihm mit der letzten Drohung war. Dougherty aber hielt es trotzdem für geraten, sich nicht länger bei der jungen Frau aufzuhalten. Er mahnte sie durch einen Blick an die Erfüllung seines Verlangens und schritt dann mit einem Scherzwort dem Hause zu. —

Anna Kehoe that wirklich, wie er ihr geheißen hatte. Sie nahm ihr Kind auf den Arm und ging tiefer in den Wald hinein. Aber ihre Gedanken blieben bei dem Hause zurück, und es waren bange und gar traurige Gedanken, denn je mehr sie über Doughertys unverständliche Andeutungen und Verheißungen nachsann, desto mehr wollte es ihr zur Gewißheit werden, daß da drinnen irgend etwas Außerordentliches geschehen solle, und daß dieser seltsame Fremde, der sich für ihren Freund ausgab, sie hatte verhindern wollen, eine Zeugin jener Vorgänge zu sein.

Länger als eine halbe Stunde hatte sie sich mit diesen Zweifeln gequält, ohne doch den Mut eines Entschlusses zu finden. Da aber begann das Kind plötzlich ohne ersichtliche Ursache heftig zu weinen, und die junge Frau nahm das für ein Zeichen des Himmels, daß seinem Vater in diesem Augenblick etwas Schlimmes geschehe.

Durch nichts in der Welt hätte sie sich jetzt noch verhindern lassen, zurückzueilen. Mit angstvoll klopfendem Herzen betrat sie zehn Minuten später das Wohnzimmer. In dem von hellem Sonnenschein erfüllten Gemache saß die Hünengestalt ihres Mannes auf einer Bank an der Fensterwand, seinem gewöhnlichen Platze, mit vorgeneigtem Oberkörper und den Kopf auf den über den Tisch verschränkten Armen. Vor ihm standen eine Branntweinflasche und zwei Gläser. Dougherty aber war nicht mehr da.

Daß ihr Mann sich um diese Vormittagsstunde vom Schlafe hatte überwältigen lassen, erschien der jungen Frau seltsam, und sie konnte auch nicht glauben, daß es infolge eines übermäßigen Genusses des berauschenden Getränkes geschehen sei, denn seit Doughertys Eintritt war noch keine Stunde vergangen, und die Flasche war überdies kaum zu einem Drittel geleert.

Anna beugte sich über den Regungslosen und berührte seine Schulter. „Schläfst du, David?" fragte sie. „Und willst du dich nicht lieber in der Kammer niederlegen, statt hier auf der Bank zu sitzen?"

Aber er gab ihr keine Antwort und rührte sich nicht. Und doch wußte sie, daß er sonst selbst nach einem kleinen Rausch einen leisen Schlummer hatte. Von der entsetzlichen Vorstellung gepackt, daß er tot sein könnte, setzte die Frau das Kind nieder, das ihr zitternder Arm kaum noch zu halten vermochte, und versuchte den Kopf ihres Mannes emporzuheben, um ihm ins Gesicht zu sehen. Es war etwas höher gerötet als sonst, aber das Gesicht eines friedlich Schlafenden, und nun hörte sie auch deutlich seine Atemzüge, deren ruhiges, gleichmäßiges Geräusch ihr geängstigtes Herz von einer Bergeslast befreite. Er war also nicht tot und anscheinend auch nicht krank. Ihre Bemühungen aber, ihn zu ermuntern, blieben trotzdem ohne Erfolg. Das erneute Geschrei des Kindes nötigte sie endlich, diese Versuche aufzugeben, und sie machte sich noch mit der Beruhigung des Kleinen zu schaffen, als der Schatten einer menschlichen Gestalt in das Zimmer fiel und sie veranlaßte, sich der Thür zuzuwenden.

„Miß Monaghan!" rief sie erstaunt, als sie die Tochter des Schänkwirts von „Sheridan House" erkannte. Und in ihrer Aufregung bemühte sie sich nicht einmal, zu verbergen, daß dies Erstaunen ein keineswegs freudiges war.

Daisy aber, die mit raschem Blick das Zimmer über-

Digitized by Google

flogen hatte, machte ihr ein Zeichen, wie wenn sie sie bedeuten wollte, ihre Verwunderung minder lebhaft zu äußern. Und sie selbst dämpfte ihre Stimme fast bis zum Flüstern, als sie hastig sagte: „Ich bin heraufgekommen, Sie um eine Gefälligkeit — um einen Freundschaftsdienst zu bitten."

„Um einen Freundschaftsdienst? Sie — mich? Das ist seltsam. Ich glaubte nicht, daß Sie mich jemals dieser Ehre würdigen könnten."

Auf Daisys Gesicht zeigte sich eine gewisse Verlegenheit. In der That hatte sie aus ihrer Abneigung gegen die Deutsche bisher so wenig ein Hehl gemacht, daß Anna Kehoes Befremden verständlich genug war. Und es wurde ihr offenbar auch jetzt nicht ganz leicht, einen freundlichen und herzlichen Ton zu finden.

„Lassen Sie uns alle früheren Mißverständnisse vergessen," sagte sie. „Und wenn Sie sich nicht entschließen können, mir zuliebe zu thun, was ich von Ihnen erbitten möchte, so thun Sie es um der Sache willen, die auch Ihnen mehr als alles andere am Herzen liegen sollte. Und es ist nicht viel, was ich verlange. Ich bitte Sie nur, mir einen Brief vorzulesen, der in deutscher Sprache geschrieben ist und den ich darum nicht verstehe."

„Ist es nichts weiter als das, so hätte es nicht erst vieler Worte bedurft. Geben Sie mir den Brief."

„Ich danke Ihnen — aber ich möchte nicht, daß es hier geschieht. Ihr Mann scheint ja zu schlafen, doch er könnte erwachen, und ich habe ein Interesse daran, daß die Angelegenheit vorläufig unter uns bleibt. Vielleicht gehen Sie mit mir hinaus. Es kann ja in wenigen Minuten gethan sein."

Anna nahm ihr Kind auf und that, was Daisy von ihr verlangt hatte. Als sie sich ein kleines Stück von dem Hause entfernt hatten, reichte ihr die andere ein zusammen-

Digitized by Google

gefaltetes Blatt, das sie so lange auf der Brust unter ihrem Kleide verborgen hatte. Daß es ein Brief sei, ließ sich aus der äußeren Form des Schriftstückes nicht erkennen, denn es waren weder Anrede noch Unterschrift oder Datumsangabe vorhanden. Den Inhalt aber hatte Anna innerhalb einiger Sekunden erfaßt. Und es war bewunderungswürdig genug, daß sie die Selbstbeherrschung besaß, weder in ihren Mienen noch durch ein unbedachtes Wort zu verraten, welchen Eindruck er auf sie gemacht. Konnte doch das, was sie da gelesen hatte, kaum für irgend einen Menschen von gleich gewaltigem Interesse sein, als für sie selbst, und brachte es ihr doch wie durch ein Wunder die Erklärung jener seltsamen Vorgänge, die für sie noch soeben ein Anlaß so großer Beunruhigung gewesen waren.

Denn der Inhalt des Zettels lautete:

„Es bleibt also dabei; morgen vormittag wird Campbell in Kehoes Schänke, Thomas Hurley in Coaldale verhaftet. Auch mit David Kehoe würden wir wohl fertig werden. Wenn Ihnen aber so viel daran gelegen ist, den Mann zu schonen, so suchen Sie ihn vorher zu entfernen oder ihn auf andere Weise unschädlich zu machen. Das verlangte Narkotikum erhalten Sie gleichzeitig durch Miß Maud. Einige Tropfen davon in einem Glase Branntwein sind genügend, auch den stärksten Mann für mehrere Stunden unschädlich zu machen."

„Nun?" fragte Daisy ungeduldig. „Was steht in dem Briefe?"

Aber Anna antwortete nicht sogleich. In ihrem Kopfe wirbelten die Gedanken wild durcheinander, und es wurde ihr nicht leicht, einige Ordnung unter ihnen zu schaffen. Mit voller Klarheit erkannte sie zunächst nur das eine, daß Dougherty um die beabsichtigte Verhaftung Campbells wußte, daß kein anderer als er ihren Mann in diesen merkwürdigen Zustand lethargischen Schlafes versetzt haben

Digitized by Google

konnte, und daß er es gethan, weil er Kehoe dadurch vor Verbrechen und Strafe bewahren wollte. Es war ihm also voller Ernst um seine Teilnahme für sie und ihren Mann, und er hegte sicherlich auch die Absicht, das Versprechen einzulösen, das er ihr an dem ersten Abend ihrer Bekanntschaft gegeben. Ihr fast instinktives Vertrauen zu diesem Fremden hatte sie nicht betrogen; er war wirklich ihr Freund, der einzige, den sie inmitten einer Gesellschaft von Verschwörern und Mördern besaß.

Aber Dougherty war andererseits unzweifelhaft ein Verräter, ein Feind des Ordens, dem ihr Mann mit Leib und Seele angehörte. Und wenn dieser Brief an ihn gerichtet war, wie sie es wohl annehmen mußte, so trug er sich mit der Absicht, einen vernichtenden Schlag gegen den Geheimbund zu führen. Durfte sie es da wagen, durch ihr Schweigen gemeinsame Sache mit ihm zu machen? Durfte sie den Zorn ihres Mannes über sich heraufbeschwören, der ihr gewiß niemals verzeihen würde, wenn er erfuhr, daß sie einem Verräter an der Sache der Molly-Maguires Beistand geleistet? Und dann, um ihre Verwirrung vollständig zu machen, schoß es ihr mit einemmal durch den Sinn, daß kaum noch fünf Minuten an der in dem Briefe gegebenen Zeit fehlten. Sie wußte es genau, denn sie hatte zufällig einen Blick auf die Uhr über dem Schänktisch geworfen, als sie mit Daisy das Gastzimmer verließ. In jedem Augenblick also konnten zwischen den Stämmen die Gestalten der Männer auftauchen, die heraufgekommen waren, um Campbell zu verhaften. Sie erzitterte bei dieser Vorstellung, und doch hätte sie um keinen Preis auch nur das Geringste thun mögen, es zu verhindern.

„Die Handschrift ist sehr undeutlich," sagte sie stammelnd, „und ich bin auch ein wenig aus der Uebung mit den deutschen Buchstaben. Sie müssen mir etwas Zeit

Digitized by Google

laſſen, mich in dem Briefe zurechtzufinden. Aber wenn Sie nicht wollen, daß mein Mann uns überraſcht, ſo laſſen Sie uns tiefer in den Wald gehen. Ich werde Sie an eine Stelle führen, wo wir ganz ungeſtört ſind."

Sie ging raſch voran, ſo daß Daiſy ſich wohl oder übel entſchließen mußte, ihr zu folgen, um ſo mehr, als Anna ja den Zettel in der Hand behalten hatte. Noch ohne eine beſtimmte Vorſtellung von dem, was ſie weiter thun wollte, nur einem dunklen, halb inſtinktiven Antriebe folgend, ſchlug die junge Frau den Weg nach der Schlucht des Carbonbaches ein, einer engen, wildromantiſchen Klamm mit beinahe ſenkrecht abfallenden, zerklüfteten Wänden, auf deren Grunde über Geröll und Felstrümmer in ſtarkem Fall ſchäumend und ſprudelnd der Wildbach dahinrauſchte.

Daiſy aber fühlte jetzt, wo ſie vor allen Lauſcherohren ſicher waren, augenſcheinlich das Bedürfnis, ihr eine Erklärung für ihr ſeltſames Anſinnen zu geben.

„Kennen Sie einen Mann Namens Dougherty? Aber ich brauche nicht zu fragen. Sie müſſen ihn ja kennen; denn er war es, der den Fremden aus Shenandoah zu Ihnen brachte, und an jenem Abend haben Sie, wie ich von M'Donald weiß, den Verband ſeiner Wunde erneuert."

„Gewiß, ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl," erwiderte die junge Frau mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Es iſt ein hübſcher Mann mit ſehr angenehmen Manieren."

„So? Alſo auch Ihnen hat er gefallen?" fragte Daiſy ſpöttiſch. „Es ſcheint ja, daß ihm allerorten die Frauenherzen zufliegen. Aber ich rate Ihnen, nehmen Sie ſich vor ihm in acht, denn er iſt ein Komödiant, und ich fürchte, noch viel Schlimmeres als das."

Ihr ſchönes Geſicht hatte einen wilden Ausdruck angenommen, und ihre ſchwarzen Brauen hatten ſich wie in finſterer Drohung zuſammengezogen. „Etwas Schlimmeres?" wiederholte Anna fragend. „Ach, das glaube ich

nimmermehr. Gerade ſeine treuherzige Offenheit war es ja, die mir ſo gut an ihm gefiel."

Daiſy lachte kurz und ſchneidend auf. „Seine treuherzige Offenheit! Nun, wie würden Sie einen Menſchen nennen, der die Stirn hat, unter dem Namen ſeiner Schweſter ſeine Geliebte in das Haus des Mädchens zu bringen, mit dem er ſich eben verlobt hat?"

„Einen gewiſſenloſen Betrüger — ohne Zweifel! Aber das trifft auf Dougherty doch gewiß nicht zu."

„Ja, es trifft auf ihn zu," rief Daiſy heftig. „So geſchickte Schauſpieler ſie beide ſein mögen, auf die Dauer vermochten ſie mich doch nicht zu täuſchen. Ihre Worte und ihre Gebärden konnten ſie wohl beherrſchen, nicht aber ihre Blicke. Und ſo wenig Sie meine Schweſter ſind, Frau Kehoe, ſo wenig iſt die Perſon, die er mir zugeführt hat, die ſeine."

Die junge Deutſche hatte genug weiblichen Scharfſinn, um keiner weiteren Aufklärung zu bedürfen.

„Er hat Sie alſo hintergangen, das iſt freilich ein großes Unrecht, und ich bedaure Sie aufrichtig, Miß Monaghan."

Daiſy erkannte, daß ſie ſich von ihrer leidenſchaftlichen Erregung zu weit hatte hinreißen laſſen. Mit einer hochmütigen Geſte warf ſie den Kopf zurück. „Sagte ich denn, daß es ſich bei alledem um mich handelt? Und wenn es auch ſo wäre, würde ich doch keines Menſchen Mitleid brauchen. Ich bin zum Glück ſtark genug, mich nicht ungeſtraft beſchimpfen zu laſſen. Ich könnte der Perſon ja einfach die Thür weiſen. Aber ſo leichten Kaufes ſoll ſie nicht davonkommen. Und nicht früher ſollen ſie erfahren, daß ich ſie durchſchaut habe, als bis ich alle ihre Heimlichkeiten kenne — alle, um ſie dann beide deſto gewiſſer zu verderben."

Anna wußte genug. Sie war jetzt feſt entſchloſſen, Dougherty vor der Rache Daiſys zu ſchützen.

Digitized by Google

„Nun verstehe ich freilich," sagte sie scheinbar unbefangen. „Deshalb also wollen Sie den Inhalt dieses Briefes erfahren. Er gehört auch mit zu den Heimlichkeiten der beiden?"

„Da ich Sie doch einmal ins Vertrauen ziehen mußte, so mögen Sie es immerhin wissen. Ja, es ist so, wie Sie vermuten. Diese angebliche Schwester vermittelt einen geheimnisvollen Briefwechsel Doughertys mit irgend jemand, über dessen Persönlichkeit ich mir trotz aller Bemühungen noch keine Aufklärung habe verschaffen können. Aber es ist mir gelungen, mich durch eine List dieses Zettels zu bemächtigen, den sie ihm gestern abend verstohlen zugesteckt hatte. Ich habe nichts weiter entziffern können, als den Namen Campbell und den Ihres Mannes; aber es muß irgend eine Schurkerei dahinter verborgen sein, denn wozu sonst diese ängstliche Heimlichthuerei und diese Korrespondenz in einer fremden Sprache! Jedenfalls handelt es sich um eine Angelegenheit der Molly-Maguires, und wir erfüllen nur unsere Pflicht, wenn wir uns bemühen, das lichtscheue Treiben aufzudecken."

Während sie sprachen, waren sie allgemach bis an die Schlucht des Carbonbaches gelangt, und Anna hatte sich am äußersten Rande derselben auf den Stamm eines umgebrochenen Baumes gesetzt, während Daisy sich in ihrer Nähe auf einen moosigen Felsblock niederließ. Schon während der letzten Minuten hatte die junge Frau, ihre Hand in den Falten des Rockes verbergend, das inhaltsschwere Blatt zu einem winzigen Knäuel zusammengeballt, und nun benutzte sie einen Augenblick, da sie sich von Daisy unbeobachtet sah, um es in die dunkle Tiefe hinabfallen zu lassen.

„Gewiß," sagte sie, „es ist unsere Pflicht. Und hier wird uns niemand stören. Geben Sie mir also den Brief."

„Den Brief? Sie haben ihn bereits. Ich gab Ihnen das Papier unten vor dem Hause.“

„Freilich. Aber nahmen Sie es denn nicht von mir zurück, als ich Ihnen sagte, daß ich es so schnell nicht würde lesen können? Gewiß haben Sie es wieder zu sich gesteckt.“

„Nein, ich bin meiner Sache ganz sicher. Und vor wenig Minuten noch sah ich das Blatt in Ihrer Hand.“

„Mein Gott, so müßte ich es unterwegs verloren haben! Vielleicht, als ich vorhin strauchelte und mit der freien Hand nach dem Kinde griff, das mir vom Arm gleiten wollte. Aber wenn es so ist, werden wir den Brief ja noch wiederfinden.“

Daisy war bereits aufgesprungen und hatte sich nach der Richtung zurückgewendet, aus der sie gekommen war. Der heftigste Unwille malte sich auf ihrem Gesicht.

„Welche Unachtsamkeit!“ rief sie, außer stande, ihren Aerger zu bezwingen. „Natürlich müssen wir ihn finden, und wenn es uns nicht gelingt, so fällt alle Verantwortung für die Folgen auf Sie.“

Anna entschuldigte sich verlegen und begann eifrig zu suchen. Sie spielte ihre Rolle mit einem Geschick, das sie selber sich vorher kaum zugetraut hätte, und ließ geduldig die Vorwürfe Daisys über sich ergehen, die immer heftiger und leidenschaftlicher wurde, je mehr sie sich bei der Ergebnislosigkeit aller Nachforschungen mit dem Gedanken vertraut machen mußte, daß das kostbare Papier ihr für immer verloren sei.

Als sie nahezu die Hälfte des Weges zurückgegangen waren, jeden Strauch und jede Spalte auf das genaueste durchsuchend, blieb Daisy plötzlich stehen, und indem sie Anna mit sprühenden Augen ansah, rief sie ihr zu: „Sie wußten bereits, was in dem Briefe stand, und haben ihn absichtlich beseitigt, weil Sie mit diesem Dougherty im

Einverständnis sind. Vielleicht hat er auch Ihnen Liebe geschworen — sein Herz ist ja so weit, daß es mich wahrhaftig nicht wunder nehmen würde."

Nun durfte Anna freilich nicht länger die Demütige spielen, und vielleicht hatte sie bereits mit Sehnsucht auf den Augenblick gewartet, der ihr gestattete, die lästige Maske abzuwerfen. Sie richtete sich hoch auf, und indem sie den flammenden Blick der anderen aushielt, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, erwiderte sie in stolzem Tone: „Ich will glauben, Miß Monaghan, daß Sie in Ihrer eifersüchtigen Wut nicht mehr wissen, was Sie sprechen, und ich will Ihnen darum die Antwort nicht geben, die Ihnen gebührt. Aber ich werde auf der Stelle meinem Manne alles erzählen und es ihm überlassen, mir Genugthuung für diesen Schimpf zu verschaffen."

Sie wandte ihr den Rücken, und Daisy konnte nicht zweifeln, daß sie ihre letzte Drohung zur Ausführung bringen würde. Ein verzehrender Haß gegen diese Deutsche, die sie von vornherein für ihre Feindin gehalten hatte, stieg in ihrem Herzen auf, und sie verwünschte den unglückseligen Entschluß, der sie nach langen Kämpfen bestimmt hatte, sich ihr zu offenbaren. Aber da sie unter allen Umständen verhindern mußte, daß auch Kehoe zum Mitwisser ihres beschämenden Geheimnisses wurde, so blieb ihr nichts anderes übrig, als der Verhaßten obendrein gute Worte zu geben und sich ihres Schweigens zu versichern, indem sie sie bat, ihr zu verzeihen.

Und Frau Kehoe war nur zu gern bereit, die Beleidigung zu verzeihen. Fürchtete sie doch selbst, mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen.

Daisy verabschiedete sich darauf rasch und eilte wie eine Verfolgte den steilen Waldweg hinab, um sich wenige Minuten später, als sie sicher war, daß die andere sie nicht mehr sehen konnte, zwischen den Bäumen niederzu-

werfen und in ein leidenschaftliches, verzweifeltes Schluchzen der Scham und des Zornes auszubrechen.

Auch Anna hatte ihre Schritte beschleunigt, denn sie verging fast vor banger Ungeduld, zu erfahren, was sich inzwischen in ihrem Hause zugetragen haben mochte. Da war es ihr, als vernähme sie in der Nähe das Geräusch von Stimmen, und bei schärferem Aufhorchen erkannte sie, daß ihr Ohr sie nicht betrogen hatte. Es klang aus dem Hohlwege herauf, der nach Tamaqua führte, und sie brauchte sich nur wenige Schritte seitwärts zu wenden, um von der Höhe einen Blick auf diesen Weg hinabzuwerfen.

Ihre Kniee bebten so, daß sie sich mit der freien Hand an einem Baum festhalten mußte, als sie einen Trupp von sieben Männern gewahrte, die einen achten barhaupt und mit auf dem Rücken zusammengeschnürten Händen in ihrer Mitte führten. Daß es Campbell war, erkannte sie auf den ersten Blick.

Nie in ihrem Leben hatte sie den Weg nach der Taverne in kürzerer Zeit zurückgelegt, als es jetzt geschah. Heftig riß sie die Thür des Gastzimmers auf. Es war leer. Dann eilte sie ins Wohnzimmer. Kehoe saß auf seinem Platz an der Fensterwand noch genau so, wie sie ihn vorhin verlassen hatte, und atmete ruhig in tiefem, traumlosem Schlummer.

Da drückte die junge Frau ihr Kind in überströmender Herzensfreude an sich und sandte zwischen Lachen und Weinen ein heißes Dankgebet zum Himmel empor.

## 24.

Früher noch als Morgan hatte Maud die Vorboten des Unwetters wahrgenommen, das sich drohend über ihren Häuptern zusammenzog. Sie hatte sich unter Daisys aufmerksamer Pflege sehr rasch von dem Krankheitsanfall erholt, der einzig durch die ungewohnten Strapazen und

die immer erneuten seelischen Erregungen des wochenlangen vergeblichen Suchens nach dem Geliebten herbeigeführt worden war. Und sie hatte während dieser ersten Tage ihres Aufenthalts in „Sheridan House“ mit einer gewissen Bewunderung wahrgenommen, wie zurückhaltend sich Daisy nicht nur gegen sie, sondern auch im Verkehr mit dem vermeintlichen Bruder benahm. Dann aber hatte sich ihr Verhalten allmählich geändert, ihre Freundlichkeit bekam etwas Gezwungenes und Erkünsteltes, ihre Heiterkeit klang nicht mehr natürlich, und zuweilen, ihr selbst vielleicht unbewußt, blitzte in ihren Augen verräterisch etwas auf, das sicherlich nicht als der Ausdruck eines freundschaftlichen oder zärtlichen Empfindens gedeutet werden konnte.

Eine Zeitlang hatte Maud dem Geliebten nichts von ihren Beobachtungen mitgeteilt; dann aber, als Daisy plötzlich anfing, sie durch die indiskretesten Fragen nach ihren Verhältnissen und nach ihren Beziehungen in Buffalo zu beunruhigen, hielt sie es doch für nötig, Morgan davon in Kenntnis zu setzen und die Vermutung auszusprechen, daß die Tochter Monaghans Verdacht geschöpft habe.

Sie that es mit geheimer Angst, denn sie fürchtete, daß er nun auf ihrer sofortigen Entfernung bestehen würde; aber er nahm es zu ihrer Ueberraschung gleichmütig wie etwas längst Erwartetes auf.

„Wir werden also doppelt vorsichtig sein müssen, mein Lieb,“ sagte er nur. „Und ich muß es deinem erfinderischen Köpfchen überlassen, ihre mißtrauische Neugier durch glaubhaft klingende Märchen zu befriedigen. Daß du dabei in einen Widerspruch mit meinen Angaben geraten könntest, hast du nicht zu fürchten, denn an mich wagt sie sich mit solchen Fragen nicht heran, und wenn sie es thäte, würde ich schon ein Mittel finden, ihr die Antwort zu verweigern. Fortschicken kann ich dich jetzt jedenfalls nicht; denn

wenn sie wirklich einen Verdacht gegen uns hegt, würde sie darin nur einen Beweis für die Berechtigung desselben erblicken, und ich darf gerade jetzt, wo die Entscheidung unmittelbar bevorsteht, meine Lage nicht gefährden. Es war dein eigener Wille, dich in die Höhle des Löwen zu wagen; nun mußt du es schon darin aushalten, bis wir sie beide verlassen können. Und wie die Dinge sich entwickeln, hoffe ich zuversichtlich, daß es bald genug geschehen werde."

Sie durfte ihm der Wahrheit gemäß versichern, daß sie sich bisher noch vor nichts anderem gefürchtet habe, als davor, ihn verlassen zu müssen; aber sie ließ doch seit der Stunde, wo sie den ersten funkelnden Wutblick aus Daisys Augen aufgefangen hatte, den kleinen Revolver nicht mehr von sich, den sie bei ihrer Abreise von New York vorsorglich mitgenommen hatte.

Es machte sie glücklich, daß sie sich seit ihrer Wiederherstellung dem Geliebten dadurch hatte nützlich erweisen können, daß sie die Vermittlerin seines Verkehrs mit dem Polizeikapitän Gowen machte. Der rührige Detektive, der sein Hauptquartier jetzt ebenfalls in Pottsville aufgeschlagen hatte, war zwar geradezu ein Genie in der Erfindung immer neuer Verkleidungen, die ihm gestatteten, hie und da ohne allzu große Gefahr mit Morgan zusammenzutreffen, immerhin aber mußte die Zahl dieser persönlichen Begegnungen auf das unumgänglich Notwendige beschränkt werden, und das Vorhandensein einer vertrauenswürdigen Person, das einen steten schriftlichen Verkehr der beiden Männer möglich machte, war darum von unschätzbarem Werte. Trotz aller von Morgan und Gowen getroffenen Vorsichtsmaßregeln war diese Aufgabe freilich noch immer schwierig genug, denn Daisy ließ den Verkehr der angeblichen Geschwister untereinander kaum eine Minute lang unbeobachtet und verschmähte es um dieses Zweckes willen

ebenſowenig, ſich hinter Schränke und in dunklen Winkeln zu verſtecken, als durch Thürritzen und Schlüſſellöcher zu ſpähen.

Am Abend des Tages, der der Verhaftung Campbells voraufging, war ſie in dieſer Kundſchafterthätigkeit, die jetzt ihr ganzes Dichten und Trachten ausmachte, beſonders glücklich geweſen. Sie hatte geſehen, daß Maud ihrem Bruder einen Brief und ein Päckchen übergab, als er eben von einem Ausgange zurückkehrte. Er hatte den Brief ſofort geleſen, um ihn dann, als er durch das auffällige Erſcheinen Monaghans geſtört wurde, raſch in der Bruſttaſche ſeines Ueberrocks zu verbergen.

Es war ſofort ihr feſter Entſchluß geweſen, ſich dieſes Blattes zu bemächtigen, und mit ſolcher Verſchlagenheit war ſie dabei zu Werke gegangen, indem ſie Dougherty, ſobald er den Ueberrock abgelegt hatte, durch einen klug erſonnenen Vorwand auf einige Minuten aus dem Zimmer zu entfernen wußte, daß ihr das Vorhaben wirklich geglückt war. Sie hatte ein leeres Blatt an die Stelle des entwendeten Zettels in den Briefumſchlag geſteckt, und ihre Befriedigung über den gelungenen Streich war nur durch die Entdeckung beeinträchtigt worden, daß das Schriftſtück in einer Sprache abgefaßt war, die ſie nicht verſtand.

Morgan aber hatte gerade diesmal die Gebote der Vorſicht inſofern außer acht gelaſſen, als er den Zettel, den er wohl ſchon gleich allen früheren ſchriftlichen Mitteilungen Gowens vernichtet zu haben glaubte, völlig vergaß und infolgedeſſen den Diebſtahl erſt entdeckte, als ihm am Abend nach Campbells Verhaftung Anna Kehoe von Daiſys Beſuch und von der glücklichen Beſeitigung des gefährlichen Briefes erzählte.

Einige Minenarbeiter, die dem Transport des Gefangenen begegnet waren, hatten die Kunde von dem Ereignis nach Pottsville gebracht. Sie hatte ſich wie ein

Lauffeuer unter den Molly-Maguires verbreitet und eine gewaltige Bestürzung unter ihnen hervorgerufen. Daß eine Verräterei dabei im Spiele sei, schien niemand zweifelhaft, aber am Ende war die Zahl der Personen, die um Campbells Versteck gewußt hatten, doch eine zu große gewesen, als daß sich dieser Verdacht von vornherein gegen eine bestimmte Persönlichkeit hätte richten können.

Lawler hatte sofort eine Versammlung nach Kehoes Taverne einberufen, und Dougherty war unter den ersten gewesen, die sich um die festgesetzte Zeit dort einfanden. Er hatte Kehoe vollständig gesund, aber in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit angetroffen; denn es war ja außer Zweifel, daß die Verhaftung seines Gastes erfolgt war, während er sich vom Schlafe hatte überwältigen lassen, und er machte sich wegen dieser Fahrlässigkeit um so heftigere Vorwürfe, als ihm Dougherty unmittelbar vorher noch besondere Wachsamkeit eingeschärft hatte.

Seine Betrübnis über sich selbst trug so unverkennbar das Gepräge der lautersten Wahrhaftigkeit, daß es keiner über sich gewann, ihm wegen seiner unzeitigen Schlaftrunkenheit Vorwürfe zu machen oder gar den Verdacht eines Einverständnisses mit den Feinden der Molly-Maguires gegen ihn zu erheben.

Anna Kehoe aber hatte noch vor dem Beginn der Sitzung eine Gelegenheit gefunden, Dougherty in raschen Worten zu erzählen, was sie an diesem Morgen nach seinem Weggange erlebt und für ihn gethan hatte. Die Vorstellung, daß Daisy auf dem Wege sei, die Wahrheit zu entdecken, daß sein Geheimnis sich sogar schon in ihren Händen befunden hatte und ihr nur wie durch ein Wunder wieder entrissen worden war, konnte ihn wohl mit Schrecken und Bestürzung erfüllen, aber er verlor darüber doch nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit und war nicht lange

im Zweifel, was er zu thun habe, um der drohenden Gefahr rechtzeitig zu begegnen.

Als einer der ersten erbat er nach Lawlers Eröffnungsrede das Wort und teilte den verwundert aufhorchenden Brüdern mit, daß er sich zu seinem tiefen Schmerz einen Teil der Schuld an dem schweren Unglücke beimessen müsse, von dem der Orden durch Campbells Verhaftung betroffen worden sei. Denn er sei durch einen Unbekannten, den er nun wohl für einen Freund des Bundes halten müsse, zu guter Zeit gewarnt worden. Ein Mann in Arbeiterkleidung, dessen Gesicht geschwärzt war, habe sich seiner Schwester genähert, als sie einen Spaziergang durch die Straßen von Pottsville machte, und habe ihr hastig ein Papier in die Hand gedrückt, mit der geflüsterten Bemerkung, daß sie es unverzüglich ihrem Bruder Henry übergeben solle. Auf diesem Papier aber habe gestanden, daß Campbells Versteck von der Polizei entdeckt sei und daß er an einem der nächsten Tage, vielleicht schon morgen, aufgehoben werden solle. Er habe das Ganze für einen schlechten Scherz gehalten, den irgend ein eingeweihter Molly-Maguire sich mit ihm habe machen wollen, um so mehr, als ihm während der letzten Wochen schon öfter auf ganz ähnliche Weise Warnungen zugekommen seien, die sich jedesmal als durch nichts gerechtfertigt erwiesen hätten. So habe er denn geglaubt, hinlänglich seine Pflicht zu thun damit, daß er zu der Taverne hinaufstieg und Kehoe noch einmal zu besonderer Vorsicht und Achtsamkeit ermahnte. Habe er sich einer sträflichen Unterlassung schuldig gemacht, so müsse er es dem Ermessen der Brüder überlassen, ihn deshalb zu tadeln oder zu strafen.

Nach dieser Rede hatte er das Sitzungszimmer verlassen, wie wenn er es den Mitgliedern der Gruppe dadurch leichter machen wollte, Gericht über ihn zu halten. Aber er hatte noch keine Viertelstunde drüben in der Gast-

ſtube geſeſſen, als Pat Monaghan erſchien, um ihn im Auftrage des Vorſtehers zurückzuholen. In feierlicher Anſprache hatte Lawler ihm verkündet, daß die Gruppe in ſeinem Verhalten keinen Anlaß zum Tadel erblicken könne und daß er nach wie vor die Achtung und das unumſchränkte Vertrauen der Brüder beſitze.

Da Morgan wußte, daß Daiſy durch ihren Vater alles erfuhr, was in den Sitzungen vorging, ſo hegte er keinen Zweifel, daß ſie auch von dieſem Zwiſchenfall mit allen Einzelheiten Kenntnis erhalten würde, und ſelbſt wenn ihr eigener Argwohn durch ſeinen kühnen Schachzug nicht beſeitigt wurde, ſo hatte er nun doch die Gewißheit, daß eine Anklage ihm bei den Molly-Maguires nichts mehr ſchaden würde.

Im weiteren Verlauf der Sitzung war zu neuem Erſchrecken der Verſammelten durch einen aus Coaldale entſendeten Boten die Meldung gekommen, daß auch Thomas Hurley, der zweite von Boyles Mördern, an dieſem Morgen verhaftet worden ſei. Dadurch, daß ihn die Poliziſten ſofort unter ſtarker Bedeckung in das Gefängnis von Mauch Chunk abgeführt hätten, ſei jede Möglichkeit einer gewaltſamen Befreiung abgeſchnitten, und man müſſe ſich nun darauf gefaßt machen, ihn vor den Geſchworenen zu ſehen.

Vielleicht hatten die Molly-Maguires von Coaldale gehofft, daß der erfinderiſche Kamerad, der vor einigen Wochen Campbells Befreiung auf eine ſo kühne Weiſe ins Werk geſetzt hatte, dennoch ein Mittel finden würde, jetzt auch Hurley den Händen der Obrigkeit zu entreißen. Aber Dougherty meldete ſich nicht wie damals zu einem derartigen Unternehmen und ergriff nicht ein einziges Mal das Wort in der lebhaften Debatte, die ſich nun über die geeignetſten Maßnahmen zur Rettung der beiden Märtyrer entſpann. Zuletzt kam man überein, daß man ſich wohl oder übel darauf beſchränken müſſe, den Verhafteten einen

Digitized by Google

Verteidiger zu bestellen, der Geschick und Verschlagenheit genug besäße, einen überzeugenden Alibibeweis zu konstruieren und die erforderlichen Zeugen über ihre Aussagen zu unterweisen. Die Wahl fiel auf Samuel Bartholomew, einen Anwalt in Pottsville, der schon bei einer früheren Gelegenheit im Dienste der Molly-Maguires seine Tüchtigkeit erwiesen hatte und der, wie O'Donnell sagte, für ein gutes Stück Geld den Mörder seiner eigenen Mutter verteidigen würde. Es erübrigte nach diesem Beschlusse nur noch, einen Vertrauensmann zu bestimmen, der die Verhandlungen mit Bartholomew führen solle, und Lawler erklärte, daß dafür niemand geeigneter sei, als Dougherty, der gewiß mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würde, dem Orden einen neuen Beweis seiner Geschicklichkeit und seines Eifers zu liefern. Wie beinahe immer wurde auch heute Lawlers Antrag ohne Abstimmung genehmigt, und Dougherty erhielt den Auftrag, sich schon am folgenden Tage mit Bartholomew in Verbindung zu setzen.

Nach altem Herkommen endete die Sitzung mit einem großen Trinkgelage, und es fiel niemand mehr auf, daß Dougherty am Schänktisch eine leise und eifrige Unterhaltung mit Anna Kehoe anknüpfte, um so weniger, als der Einbeinige, der seine Frau sonst mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit zu beobachten pflegte, in seiner Verzweiflung heute eifriger als alle anderen dem Glase zugesprochen hatte.

Das Ergebnis jenes heimlichen Gespräches aber war, daß sich die bekümmerten Mienen der jungen Frau aufgehellt hatten, und daß sie Dougherty bei der Verabschiedung mit Mund und Augen ihrer unauslöschlichen Dankbarkeit versicherte.

Lange nach Mitternacht erst machten sich die Verschworenen diesmal auf den Heimweg. Daisy Monaghan hatte die Heimkehr ihres Vaters erwartet, und lange noch blieb

Digitized by Google

sie mit ihm im Schänkzimmer von „Sheridan House“ allein. Mochte auch seine Zunge schwerer sein als sonst, seine Gedanken waren in der kalten Nachtluft doch wieder ziemlich klar geworden, und er vermochte ihr auf ihre eindringlichen Fragen den Verlauf der Sitzung zu berichten, ohne dabei etwas Wesentliches zu vergessen. Daß ihr Gesicht sich immer mehr beschattete, und daß ihre Züge einen immer unheimlicheren Ausdruck finsterer Starrheit annahmen, bemerkte er nicht. Und als er mit seiner Erzählung zu Ende war, ließ er das Kinn auf die Brust sinken, um sanft zu entschlummern. Aber er hatte sich kaum wenige Minuten in diesem Zustande seliger Weltvergessenheit befunden, als er sich am Arm ergriffen und ziemlich unsanft wachgerüttelt fühlte.

„Höre mich, Vater!“ sagte Daisy, und ihre Stimme hatte einen Klang, der ihn fast noch schneller ermunterte als ihr Rütteln. „Ich brauche zweihundert Dollars für eine Reise. Du mußt sie mir auf der Stelle geben, denn ich werde morgen wahrscheinlich früher aufbrechen als du ausgeschlafen hast.“

„Wie?“ fragte er erstaunt. „Du willst schon wieder fort? — Und zweihundert Dollars? Aber, Kind, willst du mich durch deine Vergnügungsreisen ganz zu Grunde richten?“

„Es handelt sich nicht um eine Vergnügungsreise, Vater. Und ich weiß, daß du mir das Geld geben kannst, ohne es allzu schwer zu empfinden. Nimm es meinetwegen von meinem mütterlichen Erbteil oder von dem Kapital, das du mir als Aussteuer zugedacht hattest. Mir gilt es gleich, wenn ich es nur sofort erhalte.“

„Von deiner Aussteuer?“ fragte er mit dem schwachen Versuch, einen scherzenden Ton anzuschlagen. „Na, da müßten wir doch wohl erst Doughertys Einwilligung haben, der sich vielleicht nicht so ohne weiteres —“

Digitized by Google

Er hielt unwillkürlich inne, als er die lodernde Glut in den dunklen Augen seiner Tochter gewahrte.

„Wir brauchen keines Menschen Einwilligung," sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Und wenn du den vielen Dummheiten, die wir bereits begangen haben, nicht die allerschlimmste hinzufügen willst, so wirst du Dougherty nichts anderes sagen, als daß ich abermals auf unbestimmte Zeit zu unseren Verwandten gereist sei."

„Ja, was ist denn das? Ist es zwischen euch nicht mehr in der gehörigen Ordnung? Habt ihr euch gezankt?"

„Nein, Vater, wir haben uns nicht gezankt. Und es ist alles so, wie es von vornherein hätte sein sollen. Aber nun gieb mir endlich das Geld. Es ist spät, und ich möchte versuchen, vor meiner Abreise noch ein paar Stunden zu schlafen."

Monaghan war zu sehr an Unterwerfung unter den Willen seiner ihm geistig überlegenen Tochter gewöhnt, als daß er sich noch länger hätte sträuben sollen. Er stand auf und ging zu dem eisernen Kasten, der hinter dem Schänktisch in die Wand eingelassen war. Mit einer Anzahl schmutziger Banknoten kehrte er an den Tisch zurück.

„Es wird mir sauer, Kind, und ich bin ein viel zu zärtlicher Vater; ja, so ist es. Du weißt mir gar nicht Dank genug für meine Liebe."

„Doch, Vater!" erwiderte sie hastig und steckte das Geld zu sich. „Aber nun vergiß nicht, was ich dir sagte. Ich bin bei unseren Verwandten — man hat mich plötzlich an das Lager einer Sterbenden gerufen."

„Ja — ja. Aber willst du nicht wenigstens mir sagen, wohin du eigentlich fahren wirst, und weshalb du dazu einer so großen Summe bedarfst?"

„Nein, ich werde es dir nicht sagen," lautete ihre bestimmte Entgegnung. „Du wirst es früh genug bei meiner

Rückkehr erfahren. Und nun ist es auch für dich an der Zeit, dich niederzulegen. Johnny — sei meinem Vater behilflich! Gute Nacht!"

Sie verließ das Zimmer, ohne sich durch Monaghans wiederholte Zurufe aufhalten zu lassen. Und als er am nächsten Vormittag aus seinem Rausch erwachte, sich langsam auf die Vorgänge der Nacht besinnend, war sie wirklich fort — kein Mensch außer ihr selber wußte wohin.

— — — — — — — — — — —

„Dies plötzliche Verschwinden des Mädchens bedeutet nichts Gutes für uns, Morgan," sagte Maud, als er ihr von der Abreise Daisys Mitteilung machte. „Ihr Benehmen gegen mich war gestern seltsamer als je zuvor, und ich glaube nimmermehr daran, daß sie uns gerade jetzt aus den Augen gelassen hätte, wenn sie nicht irgend einen ganz bestimmten Zweck damit verfolgte. So peinigend auch aus mehr als einem Grunde ihre Gesellschaft für mich war — ich wollte doch wahrlich lieber, daß sie hier geblieben wäre."

Wenn Morgan O'Connor etwas Aehnliches dachte, so behielt er es doch für sich, um Mauds Unruhe nicht zu vermehren. Auch er wußte sich ja Ursache und Zweck dieser plötzlichen Abreise nicht zu deuten, aber er war nicht der Mann, der sich durch zwecklose Grübeleien in seinen Handlungen hätte beirren lassen, und für den Augenblick war es immerhin ein Gewinn, wenn er sich vorübergehend vor den scharfen Augen des eifersüchtigen Mädchens sicher wußte.

Monaghan aber war an diesen wie an den folgenden Tagen in der übelsten Laune, und der unglückliche Johnny mußte an seinem hageren Leibe für die Verdrießlichkeit seines Herrn und Gebieters büßen. Monaghan schlug und stieß den wehrlosen Burschen fast unausgesetzt, ohne daß er ihm eine Veranlassung dazu gegeben hätte, und als

Digitized by Google

Maud von einem Ausgange heimkehrte, wurde sie zufällig die Zeugin einer besonders rohen Mißhandlung, die der beklagenswerte Aufwärter über sich ergehen lassen mußte. Ihr weibliches Mitgefühl empörte sich dagegen, und zu Monaghans grenzenlosem Erstaunen trat sie schützend vor das Opfer hin mit der zornigen Erklärung, daß sie solche Grausamkeiten nimmermehr dulden werde.

Für einen Augenblick schien der Besitzer von „Sheridan House" nicht übel geneigt, sich ihre Vermittelung zu verbitten; aber dann mochte er sich noch zur rechten Zeit an Doughertys eiserne Muskeln erinnern, und er zog es darum vor, mit einem unverständlichen Gebrumm in der Gaststube zu verschwinden, nachdem er dem unglücklichen Aufwärter noch durch einen giftigen Blick hinlänglich deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß ihm der Rest seiner Prügel nicht geschenkt sei. Der arme Johnny konnte kein Wort hervorbringen, aber als er sie jetzt aus seinen matten, traurigen Augen ansah, da wußte Maud, auch ohne daß er es ausgesprochen, wie vollständig sie sich den armen Burschen durch ihre mutige Einmischung gewonnen hatte.

Etwa eine Woche nachdem ihm das große Mißgeschick widerfahren war, dessen Erinnerung noch immer an seinem Herzen nagte, reiste Kehoe in einem äußerst geheimnisvollen Auftrage des Ordens nach Chicago. Natürlich war es Dougherty, der ihm diesen Auftrag überbracht hatte, und zwar, wie er sagte, auf den direkten Befehl des Staatsdelegaten, gegen dessen Weisungen es keinen Widerspruch gab. Kehoe sollte in Chicago mit einem gewissen Bancroft über allerlei Wahlangelegenheiten verhandeln, und der ehrliche Stelzfuß reiste ab, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß man ihn hinterging.

Denn in keiner anderen Absicht hatte Morgan diesen Plan ausgesonnen, als um dadurch das Versprechen zu erfüllen, das er der jungen Frau gegeben hatte. Der

Digitized by Google

angebliche Bancroft war ein Agent Pinkertons, und seine Instruktion lautete dahin, den ungeschickten und leichtgläubigen Irländer durch alle erdenklichen Winkelzüge so lange in Chicago festzuhalten, bis der große Schlag gegen die Molly-Maguires in Pennsylvanien geführt war.

Freilich hatte Anna Kehoe mit ihrem Kinde vorläufig noch in der Taverne zurückbleiben müssen. Aber ihr drohte ja keine Gefahr, und Morgan hatte ihr zugesagt, daß er sie rechtzeitig benachrichtigen werde, wenn auch für sie der heißersehnte Augenblick gekommen sei, ihrer bisherigen verhaßten Umgebung den Rücken zu wenden.

Der angebliche Dougherty selbst aber hatte seit seiner Ankunft im Kohlenrevier keine so fieberhafte Thätigkeit entwickelt, als eben jetzt. Außer mehreren Zusammenkünften mit O'Brien, der immer ungeduldiger auf die Beschaffung der versprochenen Geldsumme drang, hatte er täglich lange Besprechungen mit Bartholomew, der gegen eine beträchtliche Entschädigung wirklich die Verteidigung Campbells und Hurleys übernommen hatte, und der durch seinen erstaunlichen Scharfsinn vollauf alle Erwartungen zu rechtfertigen schien, die man in ihn setzte.

(Fortsetzung folgt.)

# Der redliche Finder.

Novelle von **Anna Vogel v. Spielberg.**

Mit Illustrationen von M. Lebeli.

(Nachdruck verboten.)

Ein lachender, sonniger Frühlingstag voll Glanz und Duft, und ein ganz leichter Wind wie eine zärtliche Liebkosung der Natur — o schöne Welt!

Und da vor ihm der Ausblick auf die Stadt mit ihrem Steinmeer, in zarten Dunst gehüllt; seitwärts von ihm ein Steinbruch, an dessen Fuße unten lieblich hingelagert eine Villenstadt mit hübschen Gärten; ringsum der Kranz grüner Berge; droben der blaue Maienhimmel mit hellen Wolken, vom Abendsonnenglanz bestrahlt — o schöne Welt! Wohl ihm, daß er im Lichte wandeln durfte!

In traumseliger Stimmung schritt er weiter.

Zu seinen Füßen plötzlich ein leises Rauschen. Er war aus seiner wonnigen Versunkenheit geweckt. Zugleich ward ihm bewußt, daß er auf anderes als den grasbewachsenen Erdboden getreten war.

Er blickte abwärts und sah ein winziges Päckchen in weißer Seidenpapierhülle daliegen. Es mochte wohl des Bückens gar nicht wert sein. Er ließ es liegen und machte an zehn Schritte vorwärts. Da schien es ihm erst zum

Bewußtsein zu kommen, daß da irgend wer irgend etwas verloren habe. Aber schließlich, was ging das ihn an? Mit solchen Funden giebt's nur immer Scherereі.

Wieder ein paar Schritte geradeaus. Dann drehte er sich mit einem Achselzucken um. Es ließ ihm merkwürdigerweise keine Ruhe, das arme, verhüllte Päckchen, das unter seine großen Stiefel gekommen war.

Er legte den kurzen Weg zurück, hob es auf, wickelte sachte die Umhüllung los.

Es war ein Stückchen feinsten Batistes, mit zarten, wertvollen Spitzen besetzt, keine fünfundzwanzig Centimeter lang und breit. In der einen Ecke stand in kunstvoller Stickerei der erst halbfertige Name Angela.

Stephan sprach ihn halblaut aus, schaute eine halbe Sekunde darauf nieder und wiederholte sinnend: „Angela." Und noch ein drittes Mal, in dem gleichen halben Tone: „Angela."

Es war ihm so, als könnte er den schönen, klangreichen Namen hundert-, tausendmal vor sich hin sagen, ohne zu ermüden. Und aus dem spinnwebzarten Zeug, das er behutsam in den kräftigen Fingern hielt, schwebte ihm süß wie ein Blumenatem ein leiser Duft entgegen, der ihm den Sinn gefangen nahm.

Gewaltsam entriß er sich der angenehm beklommenen Stimmung, die ihn bannte. Aergerlich fast faltete er das Tüchelchen zusammen, hüllte es in das Papier und steckte es zu sich. Er hatte nun doch vor, die Scherereien redlicher Finder auf sich zu nehmen, den Fund bei der Polizei abzugeben.

Die frühere naturschwelgerische Stimmung fand er nicht mehr. Das zarte Ding, in seiner Brusttasche geborgen, that es ihm an, und immer wieder klang es leise in ihm auf: „Angela." Genau, als trüge er plötzlich einen Phonographen in sich herum.

Digitized by Google

Auch versuchte er es, sich ein Bild dieses irdischen Engels zu machen, der seine Taschentücher auf dem Wege, in der schönen grünen Natur verlor. Das Konterfei gelang ihm freilich nicht. Es verhalf ihm nur dazu, ein paarmal tüchtig auf dem Weg zu stolpern. Des weiteren half es ihm in den belebteren Regionen, in die er endlich kam, die harmlosen Leute, die ihm begegneten, förmlich niederzurennen, wofür er eben nicht sehr schmeichelhafte Bemerkungen zu hören bekam.

Endlich kam er in das Stadtgebiet, sah endlich auch ein Haus am Wege, das oberhalb des Thores eine große Tafel trug, die es als das Polizeikommissariat des Stadtbezirkes kenntlich machte. Allein er ließ es links liegen, er mochte sich von dem Tüchelchen noch nicht trennen. Der unbekannte Engel würde wahrscheinlich den Verlust in den Blättern anzeigen. Geschähe das nicht, dann wollte er selbst eine Anzeige vom Stapel lassen, daß er den Fund gemacht habe, und die Verlustträgerin sich melden möge.

Zwei Tage durchsuchte er erfolglos die Inseratenspalten der Tagesblätter. Am dritten fand er aber, was er suchte.

„Verloren unfertige Handarbeit (feines Taschentuch mit eingesticktem Namen Angela) auf dem Wege von der Türkenschanze durch die Währinger-Cottage-Anlagen bis zur Trambahn. Der redliche Finder wird gebeten, den Fund gegen fünf Gulden Belohnung IX. Bezirk Berggasse Nr. 4, 2. Stock, Thür 10 abzugeben."

Das stand in zierlichem Petitdruck zu lesen.

Stephan verwandte die zweistündige Mittagspause, die ihm das Amt ließ, dazu, seiner Pflicht als redlicher Finder nachzukommen, und stand um die erste Nachmittagsstunde vor der bezeichneten Wohnung.

Ein kleines Porzellanschild mit dem Namen Fromme auf der Thür besagte ihm, wie Angela sonst noch heiße. Der Name gefiel ihm sehr.

Digitized by Google

Das Haus machte einen vornehmen Eindruck, das nette Stubenmädchen, das ihm öffnete, war auch nicht übel, das Vorzimmer geräumig und hübsch ausgestattet. Es waren Leute von Stand, die da hausten.

„Könnte ich dem gnädigen Fräulein" — es hätte ebensogut eine gnädige Frau sein können, doch er traf instinktiv das Rechte — „meine Aufwartung machen?" fragte er verbindlich.

Das Mädchen bat höflich um den Namen.

„Ingenieur Sieberer," antwortete er, indem er ihr zum Ueberflusse seine bereit gehaltene Visitenkarte überreichte.

Ein Weilchen mußte er warten, ehe sie wiederkam.

„Das gnädige Fräulein läßt bedauern," meldete sie ihm dann mit der früheren Höflichkeit. „Das gnädige Fräulein entsinnt sich nicht, den Herrn Ingenieur zu kennen; so mögen sich der Herr Ingenieur nochmals bemühen, wenn die gnädige Frau zu Hause sein wird."

„Donnerwetter, da geht es streng zu," sagte er still zu sich. Es enttäuschte ihn in einer Hinsicht, aber es imponierte ihm auch. Was er früher verschwiegen hatte aus Furcht, von der Jungfer vielleicht im Vorzimmer abgefertigt zu werden, das schien ihm nun eher geeignet, den Eintritt ins Zimmer zu finden.

„Dann melden Sie gefälligst Ihrem Fräulein, ich hätte die von ihr verlorene Handarbeit gefunden und möchte ihr dieselbe gern persönlich" — er legte besonderen Nachdruck auf das letzte Wort — „überreichen."

Das Mädchen machte eine Miene, als wollte sie sagen: „Ach so, d a s ist's." Sie sah ihn ein Weilchen mit ruhig abschätzendem Blicke an und sagte hierauf in einem Tone, der um einen Grad weniger höflich als vorhin klang: „Dann bitte, hier zu warten."

Der Nachdruck, den er darauf gelegt, den Fund per-

ſönlich abzugeben, hatte ſie — das war für ihn unſchwer zu erraten — auf die Vermutung gebracht, ihm ſei es trotz ſeines eleganten Aeußeren um den Finderlohn zu thun. Sie hielt ihn offenbar für einen armen Schlucker.

Beluſtigt ſah er ihr nach.

Wieder ließ ſie eine Weile auf ſich warten. Dann kam ſie mit der im allerkühlſten Dienſtbotenton gemachten Meldung: „Das gnädige Fräulein erwartet Sie.“

Sie nannte ihn nicht mehr beim Titel, auch gab ſie ihm die Viſitenkarte zurück. Da kam es plötzlich inſtinktmäßig über ihn, ſich ihre Gunſt zu ſichern. Raſch griff er nach der Brieftaſche, zog eine Guldennote hervor und drückte ſie der Ueberraſchten in die Hand.

Ein Blick ſtarrer Verwunderung, dann verſchwand das Wertpapier in der zierlichen Schürzentaſche, das Mädchen knickſte tief und beeilte ſich, ihm die Thür zu öffnen.

Im nächſten Augenblick ſtand er in einem kleinen Rokokoſalon und ſah eine zarte, ſchlanke Blondine in eleganter Haustoilette vor ſich. Ein reizendes Antlitz, etwas kühl zwar und beinahe zu ſtolz; das hinderte ihn aber nicht daran, daß ihr ſein Herz ſogleich entgegenflog. Bewundernd blickte er ſie an.

Sie ſaß am offenen Fenſter, ein Buch in der Hand, und wandte — ſitzen bleibend — läſſig den Kopf nach ihm, als ſie ſeine Schritte auf dem glatten Parkettboden vernahm.

Seine tiefe Verbeugung erwiderte ſie mit leichter Kopfneigung; dann beliebte es ihr doch, ſich zu erheben.

„Sie haben alſo mein Tüchelchen gefunden?“ Es klang ihm im Tone freundlicher Herablaſſung entgegen, während ſie einen Schritt auf ihn zu machte.

„Ich war ſo glücklich, gnädiges Fräulein,“ entgegnete er, ſich neuerdings verbeugend, mit ſeiner kräftig heiteren Baritonſtimme, deren Wohllaut die ſtolze Blondine angenehm berührte.

Digitized by Google

Er war ihr nun ganz nahe gekommen und reichte ihr das Päckchen hin. Das war jetzt in rosa Seidenpapier gewickelt.

Sie schien unschlüssig, ob sie es nehmen solle. „Das wird es wohl nicht sein," äußerte sie zögernd. „Meine Papierhülle war weiß."

„Gnädiges Fräulein können darüber beruhigt sein," gab er in fröhlicher Lebhaftigkeit zur Antwort. „Mein Elfenfüßchen" — er wies lächelnd an sich nieder — „hatte die Unverschämtheit, darauf zu treten; da mußte ich für eine andere Hülle Sorge tragen. Ich bitte sich zu überzeugen, daß der Inhalt richtig ist."

Er schlug die Einhüllung auseinander, nahm das Tüchlein heraus und faltete es mit einer Behutsamkeit, die sie komisch finden mußte, auseinander.

„Angela," sagte er dann langsam, mit halber Stimme, in einem Tone, der so andachtsvoll und zärtlich klang, daß sie verwundert einen Schritt zurücktrat.

Was sollte das? Wollte der junge Mann da vielleicht vertraulich werden?

Das Lächeln, das seine humorvolle Erklärung bei ihr hervorgerufen, machte einer kalten Miene Platz, ihre Haltung schien noch stolzer zu werden.

Der Ingenieur hatte aber keine Dreistigkeit gewagt, das bewies die leichte Handbewegung auf die eine Ecke des Tüchelchens hin. „Hier — dieser Name," fuhr er in gewöhnlichem Sprechton fort, „es stimmt wohl. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

Sie nickte leichthin. „Ja, mein Herr," sagte sie mit ihrer klaren, ruhigen Stimme. „Es ist mein Eigentum. Ich danke Ihnen für die freundliche Bemühung."

Sie streckte die Hand nach dem zarten Gewebe aus und nahm es an sich. Dabei kamen ihre schlanken Finger mit den seinen in flüchtige Berührung.

Digitized by Google

Es durchzuckte beide, so wie der leichte Schlag einer Elektrisiermaschine durch die Nerven fährt. Nur mit dem Unterschiede, daß die junge Dame, so betroffen sie im stillen darüber war, sich nichts anmerken ließ; während der junge Mann sich nicht so ganz in der Gewalt hatte.

Er erbebte sichtlich und heftete einen Blick auf sie, den sie nicht so bald vergessen sollte. Eine stumme Liebkosung lag darin, eine scheue Bitte; ganz sicher aber keine Spur von Keckheit.

Angela fühlte, wie sie errötete. Und böse sein konnte sie ihm nicht. Eher sich selbst, ohne daß sie so recht gewußt hätte, warum.

Sie hatte schon vorhin den Finderlohn auf das kleine, mit Perlmutter eingelegte Tischchen beim Fenster bereitgelegt; doch widerstrebte es nun plötzlich ihrem Zartgefühl, die Banknote dem jungen Manne offen in die Hand zu stecken. Er schien darauf zu warten, sonst hätte er wohl schon Miene gemacht, zu gehen.

„Wo haben Sie es denn gefunden?" Sie fragte es, während sie sich umkehrte, die winzige Lade des Tischchens aufzog, rasch ein Couvert hervornahm und das Bankbillet flink hineinschob.

Er bezeichnete die Stelle. Sie wandte sich ihm wieder zu, das elegante, schmale, helllila Couvert zwischen den weißen Fingern, die bis auf einen unberingt waren. Nur auf dem vierten prangte ein schmaler Goldreif mit einem erbsengroßen funkelnden Solitär von reinem Wasser.

Für die Dauer einer Sekunde schien sie zu zaudern. Dann hielt sie ihm mit raschem Entschlusse das kleine Couvert entgegen. „Ich danke nochmals sehr für die Bemühung."

Ihre Stimme klang ein wenig unsicher, eine feine Röte stieg in ihre Wangen. Es erfüllte sie fast mit Pein, in dem hübschen jungen Manne in der gefälligen Kleidung

da einen Finder zu sehen, der gegen klingenden Lohn seine Redlichkeit bewies. Da klang ein heiteres Auflachen an ihr Ohr. Ueberrascht sah sie zu ihm hinüber.

Er sprach zunächst kein Wort. Er nahm ihr nur den zartgefärbten Umschlag, dem ein feines Parfüm entwehte, aus der Hand und legte ihn auf das Tischchen zurück. „Gnädiges Fräulein werden nichts dagegen haben, wenn

ich auf den eigentlichen Finderlohn zu Gunsten eines Bedürftigeren verzichte."

Nun fühlte sie sich wirklich beschämt. Ihr Antlitz schien in Glut getaucht, verwirrt schlug sie den Blick zu Boden. Das währte einen kleinen Augenblick. Im nächsten hatte sie ihre Fassung wiedergefunden.

Nur ein kleines Lächeln der Verlegenheit, das den Stolz ihrer Züge milderte und ihr allerliebst stand, blieb zurück, als sie nun auch mit halber Stimme bat: „Vergeben Sie, mein Herr, den Irrtum."

„Ich habe nichts zu vergeben, mein Fräulein," entgegnete er mit einem Freimut, der sie mehr noch als alles andere für ihn einnahm. „Ich habe vielmehr um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie durch mein Verweilen zu diesem Irrtum gelangen ließ. Andererseits hätte es wieder meiner männlichen Würde" — nun schlug in ihm der Schalk durch — „jedenfalls erhebliche Einbuße gethan, wenn ich mich damit begnügt hätte, mich als redlicher Finder, der ich nun einmal bin, durch Ihre Dienerin draußen abfertigen zu lassen. Und nun, mein gnädiges Fräulein, habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Er machte eine Verbeugung und that, als wolle er sich zum Gehen wenden. Dabei hingen aber seine Blicke mit so beredtem Ausdrucke an ihr, daß sie die stumme Bitte darin nicht mißverstehen konnte: „So gieb mir zum Danke doch wenigstens die Hand!"

Das that sie auch.

„Nochmals Dank, mein Herr," sagte sie mit einem freundlichen Lächeln. Und scherzend setzte sie hinzu: „Es ist eigentlich ein unbequemes Gefühl, Schuldnerin zu bleiben; doch kann ich Ihnen meine Erkenntlichkeit durch nichts als nur durch dieses kleine Geständnis erweisen."

Da kam ihm plötzlich eine Kühnheit, die er sich noch vor zwei Sekunden nicht zugemutet hätte.

Digitized by Google

Aus natürlichem Anstandsgefühl hatte er ihre Hand, nachdem er sie geküßt, sogleich losgelassen. Jetzt griff er wieder danach und hielt sie fest.

„O doch, mein Fräulein," stieß er rasch hervor. „Sie könnten mich mit einem Finderlohn bedenken, der mich glücklich und dankbar machen würde. Gewähren Sie mir gütigst die Erlaubnis, daß ich wiederkommen und mich Ihrer verehrten Frau Mutter vorstellen darf."

Sie hatte ihm schon vorher befremdet die Hand entzogen. Nun trat sie in vollster Ruhe einen Schritt zurück, und alles Freundliche war wieder aus ihrem Antlitze verdrängt. Es wurde mit der ganzen Haltung stolz und kühl.

„Ich bedauere, Ihnen das rundweg verweigern zu müssen," entgegnete sie mit einer so eisigen Gelassenheit, daß es ihm war, als wäre er mit seinem heißen Blute — entflammt in Kopf und Herz — urplötzlich unter eine kalte Dusche zu stehen gekommen.

Die Ernüchterung war so groß, wirkte so jäh, daß sie ihm förmlich physisch wehe that. Die Blässe, die momentan seine leicht gebräunten Wangen überzog, wich alsbald einer dunklen Röte. Er fühlte sich durch ihre brüske Ablehnung beschämt, gedemütigt, empfand, daß er eine keineswegs beneidenswerte Rolle spiele und ihm nichts übrig bleibe, als sich nunmehr eiligst zu empfehlen.

Er stammelte einige unzusammenhängende Worte, die wie eine Entschuldigung klingen sollten; machte die linkischeste Verbeugung, deren er nur in besonders ungünstigen Situationen fähig war; warf im Hinausstolpern einen Gegenstand um, von welchem er nachträglich die dunkle Vorstellung hatte, daß es irgend eine Sitzgelegenheit gewesen; und schließlich blieb es ihm für jetzt und alle Zeit ein Rätsel, wie es nur zugegangen, daß er endlich doch glücklich draußen war.

Digitized by Google

Natürlich konnte er nichts anderes denken, als daß das schöne Fräulein ihn halb und halb für den keckſten, zur guten Hälfte aber auch für den dümmſten Kerl unter der Sonne halten, und über ihn ebenſo entrüſtet ſein, als ſie ihn lächerlich finden müſſe.

Thatſächlich lag das anders: ſie war weder entrüſtet, noch dachte ſie mit Spott an ihn zurück. Der junge Ingenieur mit dem friſchen, intelligenten Geſichte und dem harmloſen, naiv-fröhlichen Weſen hatte ihr vom Anbeginne an einen ſo ſympathiſchen Eindruck gemacht, daß er ihr in ſeiner ſchließlichen Beſtürzung, die ihn zu fluchtartigem Verſchwinden genötigt, faſt leid gethan hatte. Sie hätte auf ihre ſchroffe Abweiſung gerne ein linderndes Wort folgen laſſen; und nicht ihr herber Stolz war daran ſchuld, daß ſie es nicht gethan. Nur die Erkenntnis, daß ſie nicht anders hatte ſein und ſprechen können, als es eben der Fall geweſen war.

Sie hatte dafür ihre guten Gründe und durfte nichts bereuen. Um ſo weniger durfte ſie das, je angenehmer es ihr geweſen wäre, die auf ſo originelle Art gemachte Bekanntſchaft mit dem jungen Techniker fortzuſetzen. Ein zweckloſes Beginnen wäre das geweſen und mehr als das: thöricht und gefahrvoll. Wenigſtens in dem Sinne, daß ſie ſich ihre Ruhe durch einen Mann, der fähig zu ſein ſchien, blind in eine ausſichtsloſe Liebe hineinzuſtürmen, nicht ſtören laſſen wollte.

So zwang ſie ſich — ehrlich in ihrem Wollen — die flüchtige Begegnung zu vergeſſen, indem ſie ſich der Erinnerung daran nicht überließ, ein Vorhaben, das ihr bei ihrer Willenskraft gelingen mußte und gelungen wäre, hätte Stephan nicht dafür geſorgt, daß ſie weiter an ihn denken ſollte.

Der Gedanke an ſie ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Ihr ſchöner Name klang ihm immerfort in Ohr

und Seele, ihr Bild ſtieg vor ihm auf, umſchwebte ihn, ob er nun wachte oder träumte. Es ſtörte ihn bei ſeiner Arbeit, wenn er die ſchwierigſten Berechnungen oder Zeichnungen zu machen hatte. Es ſcheuchte ihn aus der Geſellſchaft heiterer Kameraden auf und trieb ihn in die Einſamkeit; es gaukelte ihm liebeverheißend als holdes Traumbild vor, und niemals, nirgends wurde er es los.

Er kämpfte gegen die von Tag zu Tag zunehmende Leidenſchaft, die er in den wenigen ruhigen Momenten, die ihm noch blieben, närriſch finden mußte, mit förmlicher Erbitterung. Umſonſt! Je mehr er ſich dagegen wehrte, deſto mehr entflammte ſich mit ſeiner Phantaſie ſein Herz an dem berauſchenden Gedanken, das ſpröde Herz des ſtolzen Mädchens zu gewinnen und ſich in Liebe unterthan zu machen.

Drei Wochen hielt er es aus, keine Annäherung zu wagen. Drei Wochen hatte ſein Verſtand einen wahren Verzweiflungskampf gegen ſein Gefühl geführt. Allein, als er ſchon glaubte, dieſes vollſtändig beſiegt zu haben, erſtand es in der traulichen Dämmerungsſtille eines vom Blütenodem ſüß durchdufteten Juniabends ſo glühend lebensvoll; ſo unbezwinglich ſtark ſtieg es triumphierend über die Vernunft empor, daß er ſich ihm bedingungslos gefangen gab, mit geknebeltem Willen und lechzender Seele.

Er ſchrieb Angela einen Brief. Drei Seiten voll Liebe! Das Stammeln einer Leidenſchaft, der er ſich mit gebundenen Gliedern überliefert — ſo aus dem tiefſten Urſprung ſeiner kindlich gebliebenen Seele heraus, daß er damit auch auf ein blaſiertes Gemüt hätte wirken müſſen. Jede Naturgewalt wirkt, auch auf die ſtarken Geiſter und die kalten Seelen, die unempfänglich bleiben gegen alles, was von Geiſt und Seele kommt, die ſich aber vor der Sphinx Natur, ſo ſie ſich vorübergehend, halb und halb entſchleiert — aufbauend, zerſtörend — innerlich beugen.

Es war geschrieben. Alles, was er ihr zu sagen hatte. Es wurde ruhiger in ihm. Er stand vor der Entscheidung; das machte ihn gefaßt.

Kein Zaudern mehr, kein Schwanken: mit fester Hand warf er den Brief in den Postkasten an der Straßenecke.

Am nächsten Nachmittage bereits traf Angelas Antwort ein. Er fand den Brief auf dem Tische vor, als er heimkam. Seine Hand bebte heftig, als er danach griff, und etliche Sekunden zögerte er. Ihm war's, als gälte es jetzt die Gewißheit über Leben oder Tod.

Die qualvolle Erwartung spannte seine Nerven zum Zerreißen an. Hastig riß er den blaßgrünen Umschlag auf.

Sein eigener Brief war darin, den hielt er in der Hand. Sonst nichts! Keine einzige Zeile von ihrer Hand, als die paar Worte in der klaren, etwas steilen Schrift auf der Adresse.

Seine erste Empfindung war ein Gemisch von Enttäuschung und Bestürzung. Das schwand aber bald.

Sie war eben eine streng erzogene junge Dame und hatte ihm das schon bei seinem Kommen bewiesen, da sie ihn in Abwesenheit ihrer Mutter als fremden Besuch nicht hatte annehmen wollen. Er hatte ja eigentlich unmöglich erwarten dürfen, daß sie ihm gleich auf seine ersten Zeilen Antwort geben würde. Hätte sie es doch gethan, so müßte es anstandshalber wieder eine ablehnende gewesen sein. Die hatte sie ihm offenbar ersparen wollen, da sagte sie nicht ja, nicht nein. Sie schwieg.

Nur freilich hätte sie auch schweigen und seinen Brief dabei behalten können. Das wäre jedenfalls besser gewesen. Aber nein, ganz entschieden nein! So wußte er nun wenigstens, daß sie sein Geständnis gelesen; während er in dem anderen Falle von der Ungewißheit, ob seine Zeilen auch in ihre Hände gelangt seien, verzehrt worden wäre.

Und kurz, das Resultat blieb: kein Ja, kein Nein; nur Schweigen. Allein, wie hieß es doch? „Wer schweigt, scheint zuzustimmen.“

Sein Brief war ihr nicht unangenehm gewesen, sonst hätte sie sich weitere bei ihrer offenbaren Energie ganz energisch verbeten.

In diesen Gedankengang redete er sich hinein, ließ sich von ihm in einen stillen Freudenrausch versetzen und gab sich in der Folge nicht mehr den aufreibenden Kämpfen hin, die Kopf und Herz zerrüttet hatten.

Widerstandslos überließ er sich der sonnigsten Hoffnung, den rosigsten Zukunftsträumen, pilgerte alltäglich, wenn das Wetter halbwegs danach war, auf die Türkenschanze hinaus, um der Angebeteten dort vielleicht zu begegnen, und ließ sich auch durch Regen nicht abhalten, allabendlich vor dem Hause Nummer 4 der Berggasse zu erscheinen. Glücklicherweise befand sich gerade gegenüber eine Restauration. Die machte er nun zu seinem Stammlokal, ließ sich dort einsam an einem Tische beim Fenster nieder und die Fenster des zweiten Stockwerkes drüben nicht aus den Augen.

Das ging vierzehn Tage lang so weiter. Doch gelang es ihm in dieser ganzen Zeit nur zweimal, Angelas schönen Kopf und ihre Gestalt flüchtig zu erblicken, und es begann ihn zu quälen, daß er ihr nie begegnen, nie von ihr gesehen werden konnte. In einer mutlosen Stunde wurde die Qual zu groß. Er schrieb einen zweiten Brief an sie. Ein neuerliches Ueberströmen seiner Liebe in noch größerer Leidenschaftlichkeit.

Wieder war es Abend, als er ihn aufgab, und wieder fand er am nächsten Nachmittage einen Brief auf dem Tische vor.

Allein sein hoffnungsvolles Herz erstarrte, als er schon auf der Adresse seine eigene Handschrift erkannte. Auf

der rückwärtigen Seite des Couverts ſtand von einer groben Briefträgerſchrift geſchrieben: „Annahme verweigert. Retour.“

Das warf ihn nieder. Nun war alles aus. Er mußte jede Hoffnung fahren laſſen — jede leiſe Spur davon.

Er mußte — ja; allein er konnte nicht! Sein Herz blutete aus tauſend Wunden, die ihm die wild emporlodernde Sehnſucht, der tiefgebeugte Stolz, die in den Staub getretene Hoffnung ſchlugen. In langem, ſchmerzvollem Grübeln wurde ihm endlich klar, daß ihm noch eine einzige Hoffnung bliebe: Angelas Mutter.

An die wollte er ſich wenden, wenn die Tochter ſein Flehen nicht erhören wollte. Die Mutter hatte die Macht und das Recht, zu entſcheiden, ob er würdig ſei, ihr Haus zu beſuchen. Ihr wollte er ſich anvertrauen; von ihr erhoffte er Erlöſung.

Er ſchrieb an ſie — kurz, klar, reſpektvoll: daß er ihre Tochter Angela kennen gelernt, ſich für dieſelbe lebhaft intereſſiere und es für das höchſte Glück und die größte Ehre anrechnen würde, bekäme er die Erlaubnis, ſich der Mutter vorſtellen und hoffen zu dürfen, als Bewerber von Fräulein Angelas Hand aufzutreten. Er ſei der einzige Sohn angeſehener und vermögender Eltern, die in der Provinz lebten, habe als Ingenieur akademiſche Bildung genoſſen, bekleide eine Anſtellung mit auskömmlichem Gehalte, die ihm geſtatte, eine Frau zu ernähren, und habe für die Zukunft wohl noch günſtigere Ausſichten.

Zwei Tage mußte er auf Antwort warten — eine Zeitdauer, die ihm eine Ewigkeit dünkte. Der dritte Morgen aber — er war eben im Begriffe, ſeine Mietwohnung zu verlaſſen, um ins Bureau zu gehen — brachte ihm einen Brief von Angelas Mutter. Er war ſo kurz und klar, wie ſeiner, ſehr höflich und ſehr nüchtern.

„Geehrter Herr!

Es thut mir leid, Ihre freundlichen Zeilen mit dem meine Tochter so sehr ehrenden Antrage in ablehnendem Sinne beantworten zu müssen. Nicht aus Mangel an Vertrauen; nur aus dem einzigen Grunde, weil meine Tochter seit einigen Monaten schon glückliche Braut, und ihre Vermählung noch für diesen Herbst in Aussicht genommen ist. Nehmen Sie meinen Dank für Ihre mich und meine Tochter ehrende Absicht entgegen und schlagen Sie sich — das bitte ich als wohlmeinende Frau — ein Mädchen aus dem Sinne, das über seine Zukunft längst entschieden hat.

Mit höflicher Empfehlung

Leonore Fromme."

Zweimal hatte er den Brief gelesen; dann sank die Hand, die das Blatt hielt, schlaff herab, und dieses flatterte mit leisem Knistern zu Boden.

Mechanisch hob er es auf und steckte es zu sich. Mechanisch machte er ein paar Schritte durch das Zimmer, dann ließ er sich wie in heftiger Ermüdung schwer in einen Stuhl fallen und saß lange Zeit — den Kopf tief auf die Brust herabgesunken — regungslos da.

Er wunderte sich selbst, daß er keinen Schmerz empfand. Es war nur plötzlich so ein dumpfes, drückendes Gefühl über ihn gekommen, wie es sich einstellt, wenn einem ein teures Wesen jäh durch den Tod entrissen wird. Es scheint unfaßbar und unmöglich; aber da liegt es starr — und kalt, man muß daran glauben und kann nicht schreien, weinen. Der Schrecken hat die Stimme erstickt, die Thränen erstarrt; es ist so öd und wüst da drinnen in der Brust, wie auf einer Trümmerstätte, wo kurz vorher noch ein schimmernder Palast gestanden hat, der durch einen Erdstoß eingestürzt worden ist.

Angela — Braut!

Jetzt konnte er sich alles deuten, alles.

Auch die Bewandtnis mit dem so besonders feinen Tüchelchen, das er gefunden und ihr zurückgestellt.

Das luxuriöse, spinnwebfeine, lächerlich kleine Dingelchen — für ihren Hochzeitstag war es bestimmt. Das Taschentuch, das fälschlich so heißt. Denn niemals kommt es in die Tasche. In der Hand wird es getragen mit dem Brautbouquet, und einmal nur dient es im Leben dazu, die Thränen aufzufangen, die eine Braut um ihre Mädchenzeit weint, die eben unwiderruflich hinter ihr versinkt.

Angela — Braut!

Er sprach es dumpf und tonlos vor sich hin. Mit einer Stimme, wie sie nur die Hoffnungslosigkeit hat, die Verzweiflung.

Der eigene Ton ließ ihn zusammenschauern.

Hatte er das wirklich selbst gesagt? So fremd hatte es ihm ins Ohr geklungen; wie aus weiter Ferne her das Stöhnen eines Verbannten, dessen Klage ihn erreicht.

Es rüttelte ihn auf, brachte ihn zu sich.

Angela — Braut!

Nun ja, das war sie. Aber glücklich — glücklich war sie nicht. Nein, glückliche Braut — das nicht!

„Das nicht!" Er stieß dies durch die fest aufeinander gepreßten Zähne hervor, sprang auf, wandelte wie von einem Unsichtbaren vor sich her getrieben ruhelos durch das Gemach.

Sie konnte es nicht sein! Nicht glücklich! Nein!

Er vergegenwärtigte sich Zug für Zug ihr Bild, zerlegte jede Miene, jeden Blick, jede Bewegung. Und wieder rief es nein in ihm. Ein lautes, ungestümes Nein.

Ihr schönes Antlitz war zu kühl, zu stolz, als daß sie hätte wissen können, was Liebe sei; ihre Augen zu klar, zu ruhig, als daß sie hätten vermuten lassen, sie hätten je-

mals in heißem Liebesstrahle aufgeleuchtet, sich je in süß-verwirrter Liebesdemut scheu gesenkt; ihre Gebärden zu gemessen, zu tadellos, als daß es zweifelhaft gewesen wäre, es hätte dieser Galatea sich schon ein Pygmalion genaht, um ihre Marmorseele wachzuküssen für das warme Leben.

Nein. Er — er war der Pygmalion, der diese arme, kalte Statue mit seinem ganzen Herzblut liebte und bereit war, ihr sein eigenes warmes Leben einzuhauchen. Er durfte sich dadurch nicht abschrecken lassen, daß sie Braut war.

Das flammte ihm plötzlich als greller Lichtstrahl in seinem düsteren Brüten auf. Und nichts in ihm hielt ihn davon zurück; keine Mahnung, keine Warnung, daß es Wahnsinn sei, was ihn belebte, ihm wieder Hoffnung gab und Mut, um sie zu kämpfen — gegen den Bräutigam, die Mutter, die ganze Welt. Und nicht zuletzt gegen sie selbst und ihren eigenen Willen, der sich der Liebe verschloß.

Der letzte Verzweiflungskampf um sie begann.

Er schrieb ihr nicht mehr, auch nicht der Mutter; er hatte nur das eine Ziel, sie selbst zu sprechen, unter vier Augen. Da wollte er die große Frage an sie richten, von der mit seinem Glücke auch das ihre abhing und von seinem Glücke auch sein Leben. Denn ein Dasein ohne sie war ihm vollständig wertlos.

Er wußte auch, wie er es einzurichten hatte, um an sein Ziel zu kommen. Das Dienstmädchen, das er sich damals halb und halb gewonnen, mußte ihm helfen.

Schon an demselben Abend fand er sich wieder in der Restauration gegenüber ein. Diesmal hatte er auf die Fenster des zweiten Stockwerks drüben nicht acht, diesmal ließ er das Hausthor nicht aus den Augen. Die Kleine mußte kommen; er übertrug ihr förmlich seinen Willen, zwang sie herbei.

Sie kam auch. Er hatte lange warten müſſen, aber ſie kam.

Die weiße Schürze vorgebunden, den leeren Bierkrug in der Hand, ſo trat ſie aus dem Thore und haſtete herüber in das Schankzimmer der Reſtauration.

Eiligſt verließ er das Zimmer und trat in den hellerleuchteten Flur hinaus. Dort mußte er ihr begegnen. Fünf Sekunden noch und ſie war da.

Ohne Notiz von ihm zu nehmen, wollte ſie an ihm vorüber. Da faßte er auch ſchon nach ihrem Handgelenk. „Ein Wort nur," raunte er ihr zu.

Erſtaunt mehr als erſchreckt ſah ſie zu ihm auf. „Ach, der Herr Ingenieur," ſagte ſie halblaut, mit einem verſtändnisvollen Lächeln.

„Ja, ich," war ſeine Antwort. Zugleich drückte er ihr etwas Hartes, Kleines in die Hand.

Sie ſchielte raſch hinab. Ein Goldſtück! Ach, wie das funkelte und gleißte im Lichte der elektriſchen Lampen.

„Fünfmal ſo viel noch," ſetzte er haſtig in gedämpftem Tone hinzu, „wenn Sie mir die Gelegenheit verſchaffen, nur fünf Minuten mit Fräulein Angela ungeſtört zu ſprechen."

Sie war ſogleich bereit; er ſah ihr's an. Sie dachte nur ein kleines Weilchen nach.

„Am beſten läßt es ſich Donnerstag zwiſchen zehn und zwei Uhr mittags machen," gab ſie zur Antwort. „Da iſt die Gnädige immer bei ihrer alten Tante zu Beſuch. Es war ja damals auch ein Donnerstag," fügte ſie mit ſchelmiſchem Blick hinzu.

Stephan nickte. „Ja, ich entſinne mich. Und ich danke Ihnen."

„Aber läuten Sie nicht erſt an," warnte das Mädchen. „Seien Sie Punkt zehn Uhr da. Ich werde an der Thür warten und ſo thun, als hätte ich ſie einen Moment offen

„Ein Wort nur," raunte er ihr zu. (S. 80)

gelaſſen, weil ich draußen war. Im anderen Falle verſtänden meine Damen keinen Spaß."

Er fand das begreiflich; die Sache war abgemacht....

Drei Tage entnervender Sehnſuchtsqualen folgten. Dann war der Augenblick gekommen, da er Angela wiederſehen ſollte. Mit dem Glockenſchlage Zehn ſtand er vor der Thür. Das Mädchen öffnete ihm unverweilt.

„Geradeaus hinein!" rannte ſie ihm eilends zu, während ſie hinausſchlüpfte. Er ſteckte ihr raſch einige Banknoten zu, und flink wie eine Eidechſe war ſie auf dem Gange draußen. Die Thür ließ ſie hinter ſich ein wenig offen.

Als er das Vorzimmer durchſchritt, kam er ſich wie ein Einbrecher vor, aber was ihn trieb, war ſtärker als er ſelbſt. Um ſeiner Liebe willen, die alle Schranken überſtieg, mußte Angela ihm verzeihen.

Er pochte an die Thür und hörte ihre klangvolle Stimme, die ihm den Einlaß freigab. Im nächſten Augenblick ſtand er vor ihr.

Sie ſaß an dem zierlichen Damenſchreibtiſch, die Feder in der Hand, den Kopf nach dem Eintretenden gewendet; flüchtige Neugierde im Blicke, wer es ſein mochte.

Ein kleines Weilchen war ſie ſprachlos vor Ueberraſchung. Dann ſprang ſie haſtig auf und warf die Feder weg. Ihr Antlitz überzog ſich mit dunkler Röte, ihre blaugrauen Augen blitzten im Zorn.

„Was giebt Ihnen das Recht, hier einzudringen?" fragte ſie bebend vor Entrüſtung.

Er war darauf gefaßt und antwortete mit der längſt zurechtgelegten Lüge: „Ich fand die Wohnungsthür offen, das Vorzimmer leer und nahm mir daher die Freiheit —"

„Wie ein Dieb hereinzuſchleichen!" fiel ſie ihm ins Wort, nur daß jetzt ihre Stimme nicht mehr vor Er-

regung zitterte. Ihr Ton klang eisig, ihre Haltung war hochmütig. „Aber hören Sie es, mein Herr," setzte sie hinzu, „ich habe mit Ihnen nichts zu sprechen, und ich erwarte, daß Sie sich augenblicklich entfernen."

Sie wies gebieterisch nach der Thür hin.

Er schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht, Fräulein Angela," entgegnete er mit einer Resignation, die Angela gegen ihren Willen entwaffnete. „Ich weiß, daß mein Vorgehen vielleicht unverschämt ist, jedenfalls ganz toll; aber ich bin dem Wahnsinn nahe — da kann mir nichts daran gelegen sein, den gesellschaftlichen Anstand zu beachten. Und nun" — er war bisher bei der Thür stehen geblieben und machte jetzt zwei Schritte vor — „es ist nur eine einzige Frage, Fräulein, die mich zu diesem Schritt veranlaßt hat. Darf ich sie stellen?"

„Nein," klang Angelas herbe Antwort. „Ich habe meinen früheren Worten nichts hinzuzufügen."

Abermals wies sie nach der Thür hin, nur weniger gebieterisch als früher, doch immer noch mit entschiedenem Willen; abermals trat er ihr flehend in Blick und Gebärde näher.

„Ich muß es aber thun!" war seine Antwort. Aus seinem dumpfen Tone klang die Entschlossenheit eines Verzweifelnden, der zu allem bereit ist, auf alles gefaßt ist. „Fräulein, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nur das eine, ob es eine wahre Herzensneigung —"

Sie schnitt ihm jäh die weitere Rede ab. „Das ist mehr als toll!" rief sie in aufflammender Empörung. „Das ist unverschämt! Entfernen Sie sich augenblicklich, sonst rufe ich nach meinen Leuten!"

Bevor sie ihre Drohung wahr machen und den elektrischen Taster an der Wand erreichen konnte, lag er zu ihren Füßen, umklammerte mit seinen Armen ihre Kniee, hielt sie damit wie in einem Schraubstock fest. „Sie können mehr thun

als das, Sie können mich der Polizei überliefern — mir gilt es gleich. Ich flehe Sie nur noch einmal an: ist es eine Liebesheirat, die Sie eingehen wollen? Dann — das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre — sollen Sie Ruhe haben vor mir für immer. Ist es aber nicht Liebe, die Sie zur Gattin eines anderen machen soll, dann besinnen Sie sich rechtzeitig, stehen Sie davon ab, lassen Sie sich nicht unglücklich machen und lassen Sie mich hoffen, daß es mir gelingen könnte, Ihr Vertrauen, Ihre Neigung zu gewinnen.... So hören Sie doch nur auf meine Worte, auf mein Flehen und sagen Sie mir — ich beschwöre Sie aus ganzer Seele: ist es Liebe, die Sie zu dem beschlossenen Ehebunde leitet? Ich kann's nicht glauben. Nein!"

Angela hatte ihn ausreden lassen. Er war außer sich; was hätte sie da gegen ihn unternehmen können, ohne ihn zum Rasen zu bringen? Aber ihre stolze Natur lehnte sich gegen den unerhörten Zwang auf, den er ihr anthat, den sie knirschend ertragen mußte, um nicht noch größeren, offenkundigen Skandal heraufzubeschwören. Die Folge davon war, daß seine Frage voll tiefschmerzlichen Mitgefühls, die sie sonst erschüttert hätte, sie jetzt nicht berührte, sie nur mit grollender Erbitterung gegen ihn erfüllte. Und das nicht zeigen dürfen, die Sanfte spielen müssen, um den Fremden da, den zudringlichen Narren, nicht noch weiter zu treiben, als er schon war; den ganzen wild aufschäumenden Zorn in sich verschließen müssen und nur trachten, den Mann mit guter Manier fortzubringen — das war die stärkste Zumutung, die je an ihren Stolz gestellt worden.

Allein es mußte sein. Auch wirkte es, wie sie beabsichtigt: er hatte ihr ruhiges Verhalten für etwas anderes genommen, als es war, und nun die Frage, die auf seiner Seele gebrannt, gethan war, nahm auch seine Erregung

ab. Er blieb noch immer vor ihr im Staube, doch die Arme löste er von ihren Knieen.

„Ist es Liebe?“ stammelte er noch einmal.

Sie hatte nur auf diesen Augenblick gewartet, trat eilig außer den Bereich seiner Hände, wandte sich rasch zum Gehen und sagte mit einer kalten Grausamkeit, die ihr selbst die wärmste Genugthuung für alle die ausgestandenen Qualen der Selbstbeherrschung bot:

„Ihr bloßer Zweifel daran ist die schlimmste aller Beleidigungen, die Sie mir zugefügt haben.“

Ein leises Kleiderrauschen — im nächsten Augenblick hatte sich eine Thür hinter ihr geschlossen, ein Schlüssel im Schlosse umgedreht. Er war allein.

Verstört erhob er sich, blickte wirr in die Runde und fuhr sich mechanisch über die Stirne. Das Erwachen war da.

Ja, es war Wirklichkeit. Kein Traum. Er hatte die Dreistigkeit besessen, ein schutzloses Mädchen, dem er fremd war, in ihrem Heim gleich einem Räuber zu überfallen; ihr Fragen zu stellen, wie sie nur das geheiligte Recht vertrautester Freundschaft stellen darf.

Die That hatte geschehen müssen. Ein Dämon hatte ihn dazu gehetzt. Sie war geschehen; der Dämon von ihm gewichen. Es regte sich wieder sein ureigenes, feinfühlendes Ich, und das verdammte diese That mehr, als Angela sie verdammen konnte. Er wußte es: nun war es aus. Gänzlich! Für immer!

Leichte Schritte hinter ihm. Er wandte den Kopf.

Das war sie ja, die Jungfer, seine Vertraute und Helferin.

„Gehen Sie rasch,“ raunte sie ihm erregt zu. „Das Fräulein ist aufs äußerste erzürnt. Auch über mich.“ Und laut, in dem reservierten Stubenmädchentone, setzte sie hinzu: „Mein Herr, Sie haben Ihren Hut vergessen.“

Digitized by Google

Drei Sekunden ſpäter fiel die Wohnungsthür hinter ihm zu. Dann wurde es grabesruhig in ſeiner hoffnungsloſen Seele, tageshell in ſeinem trüb verhüllten Geiſt, und er erkannte, daß er vom Liebeswahnſinn in ſeiner ſchlimmſten Form befallen ſei. Er erkannte, daß der davon befallene Menſch vollſtändig die Ueberlegung verliert. Das eingebildete Ideal überwuchert das eigene Ich. Um es zu erlangen, wird alles andere ein Nichts: die Pflicht, die Liebe zu den Eltern, die Heimat und die eigene Exiſtenz. Warum ſoll man weiterleben, wenn man nicht leben kann, wie man es wünſcht? Ein wertloſes Leben wirft man weg.

Das iſt der Liebeswahnſinn, der diktiert es ſo. Und wer an dieſem Uebel krankt, iſt ſchwer zu heilen, will nicht geheilt ſein. Zu ſchmerzlich wäre die Kur, viel zu ſchmerzlich! Darum lieber nicht.

Und ſo ſank auch er in das immer tiefer werdende Dunkel des Gemüts zurück, und immer weiter wurde der Riß, der durch ſein Inneres klaffte. Die Lebensfreude war vernichtet; ſie konnte nimmermehr erſtehen. Der Lebenswille war gebrochen; er konnte nicht mehr aufgerichtet werden.

Vier Wochen ſchleppte er an dieſer Laſt herum. Dann kam ein Tag, da er ſie nicht mehr weitertragen konnte. Zu ſchwer war ſie für ihn, reif fühlte er ſich zum Sterben. Und ſeltſam leicht fiel es ihm, Abſchied zu nehmen von dem Lichte, das er ſo ſehr geliebt hatte.

Wie lange war's denn her, daß er gejubelt: „Wohl mir, daß ich im Lichte wandle!“ Nicht ganz drei Monate. Und jetzt? Es that ihm in den Augen weh, das Licht der Welt. So wollte er die Augen davor ſchließen.

Viel hatte er nicht zu beſorgen, bevor er in das Dunkel, in das Schweigen, in die Erlöſung ging. Zwei Briefe nur mußten geſchrieben werden: der eine an die fernen

Eltern, denen er so weh thun mußte; der andere an sie, für die er in den Tod ging. Dann würde ihr vielleicht auch zur Erkenntnis kommen, was Liebe sei, die echte, wahre. Sich selbst verneinen, um damit die Liebe zu bejahen.

Er nahm die beiden Briefe mit, als er sich zu dem letzten Gang anschickte. An seiner Brust geborgen sollte man sie finden — dann, wenn sein müdes Herz zu schlagen aufgehört hatte.

Nach einem drückend heißen Tage eine schwülbrütende Nacht mit bleichem Sternenlicht und dunkel aufsteigenden Wolken — die richtige Stimmung in der Natur für den Schlußakt seines kurzen Lebens.

Mit abwesendem Geiste, der nicht mehr von dieser Welt war, ging er seinen Weg mechanisch, gleichgültig, wohin ihn derselbe führte.

Wie lange er gewandert, er konnte es nicht sagen. Er blieb nur plötzlich stehen, weil ihn der Schrei eines Nachtvogels aus seinem dumpfen Träumen aufweckte. Verwundert sah er sich um. Hohe Bäume, matt schimmernde Wege, dunkle Umrisse von Bänken — und alles still.

So hatte es ihn hergezogen, wo er in früherer Zeit so manchen lustigen Tag, so manche fröhliche Nacht in heiterem Kreise verbracht. Dann sollte es auch da sein. Ja, gerade da!

Herunter mit dem Vorhang! Die Komödie war aus. —

Es blitzte unter den dunklen Bäumen auf. Ein Knall ertönte, schreckte die schlafenden Vögel in den Laubkronen auf. Dann war es wieder still und finster. Nur ein leises Stöhnen scholl durch die Nacht.

Auf grünem Wiesenboden lag hingesunken eine menschliche Gestalt; weiß leuchtete das bleiche Antlitz durch die Dunkelheit.

So wurde er nicht lange Zeit darauf gefunden.

Der wachthabende Schutzmann ging dem Schusse nach und rief durch einen schrillen Pfiff seines Signalpfeifchens Hilfe herbei*). Sie betteten ihn auf eine eilends herbeigeschaffte Tragbahre und trugen ihn auf das nahegelegene Praterkommissariat. Eine Stunde später wurde der Schwerverwundete, der in der Bewußtlosigkeit manchmal leise ächzte, durch einen Wagen der freiwilligen Rettungsgesellschaft in das Lazarett gebracht.

— — — — — — — — — — — —

Angela war sein Brief in aller Morgenfrühe eingehändigt worden; ein Schutzmann hatte ihn gebracht nebst der Kunde, daß der Schreiber dieser Zeilen einen Selbstmord versucht und auf den Tod verletzt aufgefunden worden sei.

Angela war durch diese Schreckensnachricht aufs äußerste bestürzt. Weil er sie nicht haben konnte, war ihm also der Tod lieber gewesen als das Leben.

Und dann stieg gegen ihn ein heftiger Groll in ihr auf, der an Empörung grenzte.

So ließ er ihr denn keine Ruhe? Er, der sich so ganz unberechtigt in ihren Weg gedrängt und sie verfolgt hatte im Leben, sie verfolgen wollte noch im Tode als blutiger Schatten! Hätte sie Schuld daran gehabt, sie würde es berechtigt gefunden haben, als eine Strafe, die getragen werden muß; aber so — ganz unschuldig sein und leiden müssen durch eine quälende Erinnerung, die niemals wieder weicht: das war zu viel für sie! Zu viel!

Sie sah ihn vor sich, wie sie ihn zum erstenmal gesehen: einen hübschen jungen Mann voll Daseinsfröhlichkeit und Humor. Hellbraune, kluge Augen mit offenem Blick, darin ein warmes Herz, eine gütige Seele geschrieben

*) Siehe das Titelbild.

ſtanden. Ein Antlitz, das auf jeden einen guten Eindruck machen mußte. Und das alles war nicht mehr.

Unfaßbar ſchien es ihr, unmöglich, daß ſo ein junger, lebensvoller Baum plötzlich gefällt ſein kann von der kalten Hand des Todes.

Thränen ſtiegen ihr ins Auge. Zu traurig war es doch, zu trübe. Und auch zu häßlich, daß man ſterben muß.

Der Gedanke an ſeine Eltern ſchoß ihr durch den Kopf. Er war das einzige Kind. Wie würden ſie es tragen? Zuſammenbrechen — und der Mörderin ihres Kindes fluchen.

Unerträglich war das. Unerträglich! Sie brach in Schluchzen aus, in ein nervöſes Weinen, von Todesangſt erpreßt.

Aus dieſen Thränen blühte ihr die Klarheit auf. Sie wußte nun, daß ſie ihm gut geweſen war vom erſten Augenblicke an; daß ſie ihm in der tiefſten Seele nicht hatte böſe ſein können über ſeinen Ueberfall; daß er ihr Herz erſchüttert, ihren Sinn gewendet, ihr Gewiſſen erweckt hatte mit der verzweiflungsvollen Gewiſſensfrage, ob ſie den anderen, dem ſie Gattin werden wollte, liebte.

Sie liebte ihn nicht — nein, hatte ihn nie geliebt, würde ihn nie lieben. Nur Ehrgeiz war's geweſen, daß ſie — an ein vornehmes Leben gewöhnt und ſeit dem Tode des Vaters nur mühſam den glänzenden Schein aufrecht erhaltend — Baronin hatte werden wollen, indem ſie einem ungeliebten, alternden Manne die Hand reichte.

Berechnung war's geweſen — ein Handel, den ſie jetzt ſchmählich fand: ihre zarte, reine Jugend voll Anſpruch und Berechtigung auf Glück feil hinzugeben für Geld und Titel. Und der, der ihr ein warmes, volles Glück voll Süßigkeit geboten hatte, rang nun mit dem Tode um ihretwillen, mußte ſterben für ſie.

Ein Schaudern vor der Zukunft flog sie an. Die Liebe tief gebettet in die kühle Erde; sie fröstelnd, frierend; leer die Welt.

— — — — — — — — — — — —

Sie stand an seinem Lager mit ihrer Mutter.

Er sah sie nicht. Bewußtlos lag er da. Die Kugel hatte das Herz verfehlt. Die Lunge war getroffen, der Schwerverletzte vom schlimmsten Wundfieber gequält; der Arzt gab wenig Hoffnung.

An seinem Schmerzenslager ging ihrem jungen, bislang kühl gebliebenen Herzen in hinschmelzendem Mitleid die Wunderblume der Liebe auf. Und mußte er auch sterben — ihr Herz war sein. Das nahm er dann mit sich hinüber in jenes dunkle Reich, wo es keinen Schmerz und keine Freude giebt. Nur Ruhe, Frieden.

An seinem Bette, von dem er wahrscheinlich kaum mehr erstehen sollte, lernte sie am nächsten Tage auch seine tiefgebeugten Eltern kennen, die herbeigeeilt waren, ihr unglückliches Kind zu pflegen oder wenigstens seinen letzten Seufzer aufzufangen, ihm mit sanfter Hand die Augen zum letzten Schlaf zu schließen.

Drei Tage und drei Nächte währte die graufe Angst um dieses junge Leben, das sich selbst hatte vernichten wollen. Dann siegte Stephans Jugendkraft über den Tod, der ihm auf Haaresbreite nahe gewesen war.

Und mit dem vierten Morgen kam das Glück zu ihm. Es grüßte ihn das Leben in der holden Mädchengestalt, die sich seinem Lager nahte. Sie sprach zuerst kein Wort. Sie nahm nur seine schwache Hand in die ihre und blickte ihn mit stummem Vorwurf an. Aus leidvoll schönen Augen, die wußten, wie die Liebe blickt — die angstentstammte, qualgeborene Liebe.

Sanft neigte sich Angela zu ihm nieder.

„Sie haben mir so weh gethan.“ In leisem Tone,

klagend kam es von ihren Lippen, die in verhaltenem Weinen zuckten.

Die Offenbarung, die für ihn in ihrem Blick gelegen

— er fand sie in ihrem Ton, in ihrer Miene wieder und in ihren Worten.

Zu hell, zu blendend drang das Licht der Welt auf ihn herein. Er schloß die Augen. War's ein Traum,

dann wollte er daraus nicht mehr erwachen. Es war doch etwas anderes, im Glück zu ſterben. So ſüß — ſo ſüß!

Noch tiefer neigte ſich Angela zu ihm herab. In heißer Angſt lauſchte ſie ſeinem Herzſchlag, forſchte ſie in ſeinen bleichen Mienen. Eine unſichtbare Gewalt, der ſie nicht widerſtehen konnte, zwang ihr blondes Haupt ganz zu ihm nieder, und ihre bebenden Lippen berührten in ſanftem Kuſſe warm und innig ſeine Stirne.

„Werden Sie geſund — um meinetwillen.“

Es war nur wie ein Hauch an ſeinem Ohre. Seine Seele trank ihn dürſtend ein.

„Angela —“

Er ſagte nichts als das. Darin lag mehr, als alle anderen Worte der Welt ihr hätten ſagen können.

Sie beide ſprachen es in dieſer ſeligen Stunde nicht aus. Sie verſtanden ſich auch ohne Sprache. Er wußte es, daß er ihr Herz gefunden hatte; ſie, daß ſeine Liebe mit ſeinem Blute nicht entſtrömt war. Und beide, daß ſie ſich in dieſer einen ſtummen Minute einander zu eigen gegeben hatten für das Leben, das ſonnig wie ein Frühlingstag vor ihnen lag.

# Allerlei Fuhrwerke.

Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Von **R. Immann.**

Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Droschken, Fiaker oder Cabs von Berlin, Wien, Paris, London und anderen Großstädten — der Name mag verschieden sein, der Gegenstand ist derselbe — zeigen eine außerordentlich große Aehnlichkeit, und ihre Kutscher besitzen gewisse charakteristische Züge, die international gemeinsam sind. Man mag reisen, wohin man will, in den zivilisierten Ländern, fast immer versuchen die Kutscher an den großen Brennpunkten des Menschenverkehrs ihre Gäste zu prellen, sie bemühen sich besonders, den Fremden zu übervorteilen, und haben darin einen scharfen Blick, so daß sie ihn sofort als solchen erkennen. Das Heilmittel hiergegen besteht gewöhnlich nicht im Pochen auf den Tarif, der dem der Sprache und der Straßen wenig kundigen Fremden gewöhnlich nichts nützt, sondern darin, daß man sich über den Preis einigt, bevor man das Gefährt besteigt. Daneben sind die Kutscher oft eigenartige, absonderliche Käuze, berüchtigt durch ihre Grobheit in der einen, durch ihre Geriebenheit in der anderen Stadt. Am besten ist es stets, mit Sanftmut und guter Laune ihren Uebervorteilungsversuchen entgegenzutreten nach dem Beispiele eines berühmten französischen Dichters, der, als er bei einer mäßigen Tour nach

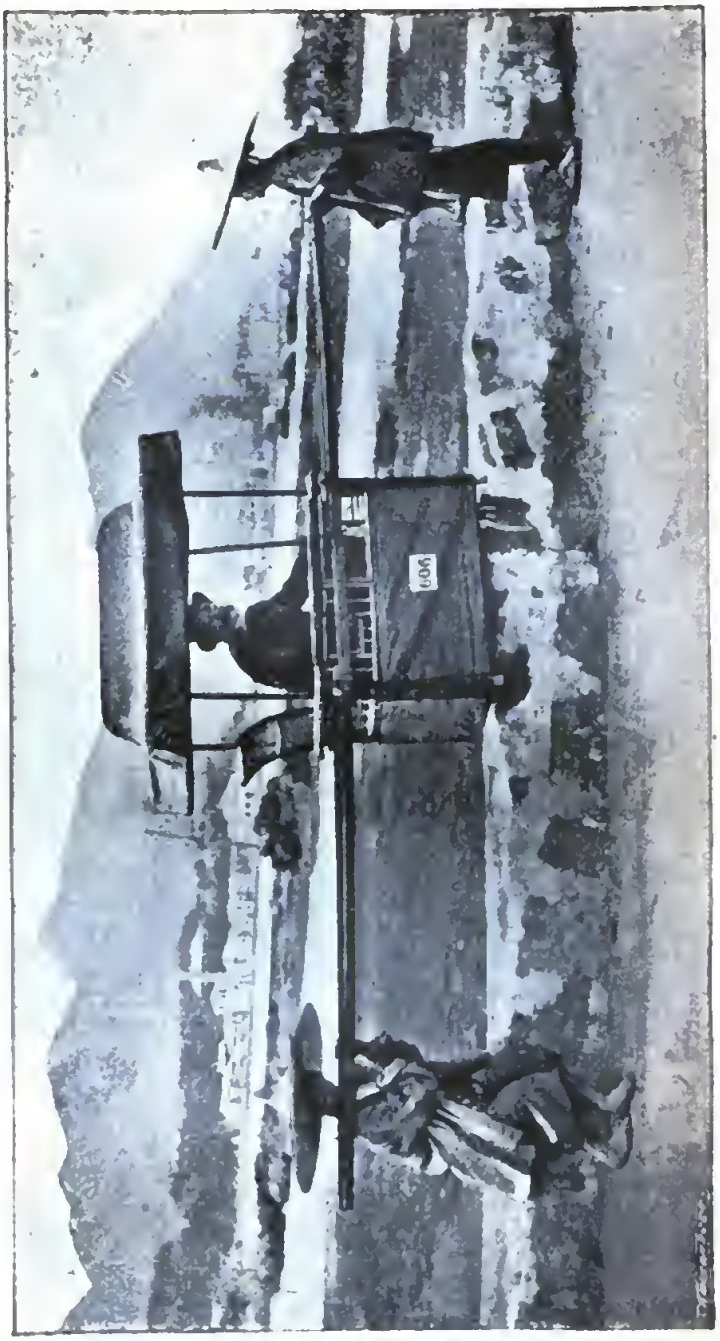
dem Preise frug und die Antwort erhielt: „Sieben Franken fünfzig Centimes," gelassen entgegnete: „Aber Kutscher, ich habe Sie ja nicht nach dem Preise Ihres Pferdes, sondern dem der Fahrt gefragt."

In tropischen Ländern und bei den außereuropäischen Völkern sieht es nun allerdings mit den Beförderungsmitteln etwas anders aus, als in Berlin, Paris oder Lon-

Japanischer Jinrickscha.

don. Ein Weltreisender — die Engländer nennen diese seit einigen Jahren sehr verbreitet gewordene Spezialität den „globe trotter" — der sich für öffentliches Fuhrwesen interessiert, hat sich kürzlich die photographischen Ansichten vieler Gefährte aus entfernteren Zonen verschafft. Der anziehenden Sammlung entnehmen wir einige charakteristische Beispiele, die einen interessanten Beitrag zur Länder- und Völkerkunde bilden.

In Japan ist das nationale Beförderungsmittel der Jinrickscha. Die bewegende Kraft bildet ein Eingeborener, der Sandalen, einen schüsselförmigen Strohhut und einen sonderbaren, malerischen Umhang von geflochtenem Stroh trägt. Diese Tracht ist gleichsam die übliche Uniform der Jinrickscha-Leute, die an ihr Geschäft gewöhnt sind und in den Straßen von Jeddo oder auf den guterhaltenen Wegen in Kioto, Yokohama und anderen japanischen Städten und ihren Umgebungen eine bis zwei Personen, besonders wenn sie leicht sind, mit großer Geschwindigkeit und Sicherheit hin und her transportieren.



Tragestuhl in Hongkong.

Die Beförderung erfolgt für einen nach unſeren Begriffen ſehr geringen Lohn. Mit Sonnenſchirmen verſehen ſich gewöhnlich die Paſſagiere; für den Fall, daß es regnen ſollte, kann man aber die Schutzvorrichtung der kleinen Kutſche hochklappen. Der Jinrickſcha-Kuli iſt durchſchnittlich ein gewandter Läufer und legt auch ziemlich weite Strecken in kurzer Friſt zurück; dabei iſt es für ihn ein Ehrenpunkt,

Nach einer Photographie von Bourne & Sheppard.

Die Schiebdroſchke in Pondichery.

ſeine Paſſagiere wohlbehalten abzuliefern, auch völlig fremde Perſonen können ſich ihm ohne Beſorgnis anvertrauen.

Sehr charakteriſtiſch iſt der von zwei Kulis fortbewegte Trageſtuhl in Hongkong, der aus Bambusrohr beſteht und ein Sonnendach hat; der Innenſitz iſt außerordentlich bequem und die ganze Bambusſänfte ſo leicht, daß die Träger mit großer Schnelligkeit im Trabe ſich fortbewegen können. Da die Trageſtangen ſehr lang ſind, wird das Hin- und Her-

ſchaukeln auf ein Minimum reduziert. Das vorzügliche Bambusmaterial, aus dem dieſer Tragekaſten konſtruiert iſt, zeichnet ſich durch ſeine Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit in ganz hervorragender Weiſe aus.

In Pondichery, einer der wenigen Städte Oſtindiens, die noch in franzöſiſchem Beſitz geblieben ſind, giebt es eine

Ochſen-Carro in Madeira.

originelle Schiebdroſchke, die von zwei Eingeborenen geſchoben wird. Die Steuerung wird von dem Paſſagier beſorgt, der es alſo ganz in der Hand hat, zu beſtimmen, wohin er gefahren werden will. Dieſe Schiebdroſchke iſt eine ganz eigenartige Einrichtung, die ſich nur in dieſer einen Stadt vorfindet und ihre großen Vorzüge hat. Das Gefährt iſt natürlich ſehr leicht und hat ein Schutzdach. Fremden rufen die beiden Kulis die Richtung zu, die ſie beim Steuern innezuhalten haben.

In Funchal, der Hauptstadt des lieblichen Eilandes Madeira, das so vielen Leidenden und Erholungsbedürftigen seit den letzten beiden Jahrzehnten als klimatischer Kurort dient, giebt es weder Eisenbahnen, noch Fahrstraßen, die sich für den Betrieb von Wagen eignen; es sind dort

Bergschlitten in Madeira.

auf den glatten Steinen nur Schlitten brauchbar, und zwar je nach der Gegend, die der Gast besuchen will, zwei Arten: der Ochsen-Carro und der Bergschlitten. Ersterer findet innerhalb der Stadt Funchal und in der Vorstadt Anwendung und stellt naturgemäß nur eine langsame Beförderungsart vor; der Bergschlitten ist schneller, aber

lediglich bergabwärts zu gebrauchen. Die Wege, die von den Ausſichtspunkten nach der Stadt führen, ſind, wie alle Landwege der vulkaniſchen Gebirgsinſel, ſehr glatt, und da die beiden Männer, welche den Bergſchlitten bedienen, gewöhnlich muntere junge Burſchen ſind, ſo rutſcht das ſonderbare Gefährt, ein gewöhnlicher ſtarker Holzkaſten mit glatten

Nach einer Photographie von P. Sebah.

Sänfte in Konſtantinopel.

Kufen, mit wahrhaft beängſtigender Schnelligkeit die ſanft gewundenen Schlängelpfade hinab. Ein Berliner Droſchkenkutſcher würde die Ohren ſpitzen, wenn er hörte, daß für eine ſolche Tour ein Preis von 2500 Reis gezahlt wird, was gewiß ganz großartig klingt. Madeira iſt bekanntlich in portugieſiſchem Beſitz, und nach dem ſonderbaren Münz- und Wertſyſtem dieſes Landes machen 2500 Reis oder

275461A

2½ Milreis nur wenige Groschen aus. Der Ochsen-Carro ist besonders Invaliden, Kranken und Rekonvaleszenten zu empfehlen, da er das langsamste Transportmittel ist, das es giebt; er stellt einen bequem gepolsterten Schlitten mit

Volante in Havanna.

einem Zeltdache vor. Wagen mit Rädern giebt es auf der ganzen Insel nicht.

Die türkische Sänfte, wie sie in Konstantinopel meist üblich ist, ähnelt in ihrer Konstruktion dem Tragestuhl von Hongkong, mit dem Unterschiede, daß sie weit massiver und schwerer erscheint. Freilich sind die türkischen oder richtiger albanesischen Träger, die sie fortbewegen, den

ſchlecht genährten und ſchwächlichen chineſiſchen Kulis in jeder Beziehung an Kraft überlegen; die Laſtträger am Goldenen Horn ſind wegen ihrer Stärke weithin bekannt. Außerdem erleichtert ihnen aber auch der maſſive breite Lederriemen, den ſie über die Schultern legen und an den Tragestangen befeſtigen, das Schleppen von Laſten in hohem Grade. Unter dieſen Trägern giebt es Leute, die ein Pianino

Droſchke in Britiſch-Guiana.

mit großer Geſchwindigkeit forttragen. Die „fränkiſchen" Familien in Stambul, welche die Albaneſen bei einem Umzuge verwenden, ſind ihres Lobes voll.

In Havanna dient als Beförderungsmittel die zweirädrige Volante, ein Fuhrwerk mit ſehr hohen Rädern und unendlich langer Deichſel. Die Volante wird von zwei Maultieren gezogen, unterweilen auch von dreien; auf einem derſelben ſitzt der Treiber. Die Gangart iſt ſchnell. Der Paſſagier pflegt die Zügel an ſich zu nehmen, doch liegt

die Lenkung und Steuerung des Gefährtes ganz in den Händen des Kutschers, der seine Maultiere oft so eifrig antreibt, als ob es ein Wettrennen gelte. Der fremde Besucher der Stadt Havanna erinnert sich stets mit großem Vergnügen der Volanten, besetzt mit Havanneser Schönen, die an den Sommerabenden Korso fahren, mit den Be-

Sizilianische Karre.

kannten Grüße austauschen und in ihren leichten geschmackvollen Anzügen und der Anmut ihrer Haltung einen entzückenden Anblick gewähren.

Sehr zierlich und leicht gebaut sind die Droschken in Britisch-Guiana, die man auch in Caracas und in den größeren Städten Kolumbiens und Zentralamerikas wiederfindet. Dem Klima entsprechend haben diese Wagen stets ein Sonnendach, das bei der havannesischen Volante abends fehlt, wenn sie von den glutäugigen Señoritas benutzt wird,

die ihre Schönheit ungern verhüllen. Das in Guiana übliche Gefährt ist mit geringer Modifikation auch in New Orleans und anderen südlichen Städten der Vereinigten Staaten zu finden.

Die sizilianische Karre, ein zweirädriges Fahrzeug, ist das einzige Transportmittel, das bei den schlechten Wegen

Omnibus in den Vorstädten Lissabons.

des bergigen Innern der Insel verwendbar ist. Vierrädrige Wagen giebt es nur in den Küstenstädten. Die sizilianische Karre wird von Maultieren gezogen, und diese armen Tiere müssen das Aeußerste leisten. — Wie unser photographisch aufgenommenes Bild zeigt, ist die Karre stets bunt bemalt und mit bunten Bildern geschmückt, die dem Geschmack des Volkes entsprechen; gewöhnlich sieht man darauf Kämpfe,

geſchichtliche Begebenheiten aus der Chronik des Landes. Auf ſolchen Karren werden alle Erzeugniſſe aus dem Innern des Landes an die Küſte gebracht, und in Palermo am Hafen kann man ſie ſtets zu Dutzenden gewahren, beladen mit Steinen, Wein, Früchten u. ſ. w. Sie bilden

Nach einer Photographie von Bourne & Sheppard.

Indiſcher Wagen.

ein charakteriſtiſches Merkmal der barbariſchen Zuſtände, die noch auf dieſer halb afrikaniſchen Inſel herrſchen, für die Italien gar nichts thut.

In den Vorſtädten der portugieſiſchen Hauptſtadt Liſſabon kann man Omnibuſſe ſehen, die ebenfalls zweirädrig und ſtark beſetzt ſind; ſo einfach wie die ſizilianiſchen Karren ſind ſie aber nicht, wenn ſie auch ſonſt manches Eigenartige

besitzen. Das Pferd, das dieses schwere Fahrzeug fortbewegen muß, hat keinen Zügel im Gebiß, sondern nur einen Halfter, der die Nase umgiebt; auch sind die Stangen, zwischen denen es eingespannt ist, ganz merkwürdig kurz nach unseren Begriffen. Das Gefährt hat ein Sonnendach und hinten eine kleine Eisentreppe zum Hinaufsteigen; die

Nach einer Photographie von Bourne & Sheppard.

Raikla in Madras.

Fortbewegung ist bei der schweren Last naturgemäß nur langsam.

Trotz aller englischen Bemühungen sind in Ostindien die Sitten der Eingeborenen seit mehr denn einem Jahrhundert unverändert geblieben; die Hindus sind eine sehr konservative Nation, die von ihren britischen Beherrschern nur wenig angenommen hat. Die urwüchsige Equipage eines wohlhabenden indischen Gutsbesitzers, die unser Bild veranschaulicht, würde für ein Museum der Völkerkunde ein

Schmuckstück abgeben, so eigenartig ist sie mit ihrem Zeltdach zum Schutz gegen das heiße Tagesgestirn und mit ihrer Rücklehne, die ebenfalls zum Abhalten der Sonnenstrahlen bestimmt ist. Dazu die malerische Tracht der Insassen und das weiße Rößlein! Hohe englische Beamte, die jahrelang in Indien lebten, bringen nicht selten einen dieser Wagen mit nach Hause.

Eines der leichtesten und zierlichsten Fuhrwerke aber ist

Nach einer Photographie von Bourne & Sheppard.

Hindu-Omnibus in Kalkutta.

der Raikla in Madras in Südindien. Der Sitz besonders ist lächerlich klein und nicht leicht zu behaupten. Der Raikla kann nur einen einzigen Passagier, der zugleich das Kutscheramt versieht, aufnehmen, und wenn es diesem gelungen ist, die beiden Zebuochsen, die er angespannt hat, aus ihrer Schläfrigkeit aufzuwecken, kann man sehen, wie das leichte Fahrzeug sich mit großer Geschwindigkeit fortbewegt. Der Raikla wird in Madras als Expreßbote zum eiligen Befördern von Briefen und kleinen Paketen benutzt.

Das Gegenstück des Raikla ist der ebenfalls mit Zebu-

rindern bespannte, sich langsam fortschleppende Hindu-Omnibus in einer Vorstadt von Kalkutta, malerisch aber ist

Nach einer Photographie von Lala Deen Dyal, Indore.

Staatskutsche der indischen Begum von Bhopal.

auch dieser. Die beiden hellfarbigen Ochsen sind durch ein gemeinsames Joch aneinander gekettet, die verstellbaren

Holzjalouſien des Gefährtes, deſſen Verdeck nach einer Berliner Gepäckdroſchke ausſieht, beſonders aber die weiß beturbanten Inſaſſen verleihen dieſem Transportmittel für den Europäer etwas ungemein Originelles. Es wird natürlich nur von Eingeborenen benutzt, denn es iſt ein zu volkstümliches Verkehrsmittel, als daß die europäiſche Herrſcher-

Nach einer Photographie von Bourne & Sheppard.

Kamelwagen eines indiſchen Radſcha.

kaſte, die ſich in Indien vom Eingeborenen ſtreng geſondert hält, jemals ſo weit herabſteigen würde, in einem ſolchen Gefährt Platz zu nehmen.

Als ein nicht minder intereſſantes Fuhrwerk erſcheint der Kamelwagen eines indiſchen Radſcha, mit zwei Treibern und ebenſoviel Bedienten; viel pompöſer aber iſt die von vier mächtigen, koſtbar geſchmückten Kamelen gezogene Staatskutſche der Fürſtin (Begum) von Bhopal, einem der kleineren Vaſallenſtaaten.

Wenn man die prächtigen vier Zugtiere mit ihren reich uniformierten Treibern sich wegdenkt, bleibt indessen ein einfacher, ganz moderner Omnibus übrig, wie er in vielen deutschen und englischen Bädern keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Der Wagen ist auch ohne Zweifel aus England bezogen, denn die indischen Fürsten lieben es, in äußeren Dingen mit europäischer Zivilisation zu prunken, während andererseits die Engländer durch häufige Geschenke von derartigen Dingen die indischen Radschas über die Einbuße an Macht zu trösten suchen, die diese durch die Fremdherrschaft erlitten haben.

Trauerwagen in der Türkei.

Den Beſchluß dieſer intereſſanten Reihe von Fuhrwerken wollen wir mit dem türkiſchen Trauerwagen machen, einem außerordentlich reich verzierten Gefährt, das in einigen Gegenden der europäiſchen Türkei Verwendung findet. Auch dieſe Kutſche wird von Ochſen gezogen, die indes durch eine beſondere Dekoration ausgezeichnet ſind; die geſchweiften Seitenwände des Wagens ſind ebenfalls mit reichem Schmuck verſehen. Zwei Kutſcher, ein vorangehender und ein daneben ſchreitender, beſorgen die Lenkung. Den Innenraum nehmen türkiſche Frauen ein, die nach der Landesſitte verhüllt ſind. Das Fuhrwerk bildet ein Seitenſtück zu den bei uns üblichen Leichenwagen, bei denen nicht ſelten ein Pomp entfaltet wird, der in einem grellen Gegenſatz zu den ſonſtigen Verhältniſſen der Trauernden ſteht. Die Troddeln oder Quaſten, die an rundgebogenen Stangen über den Zugochſen hängen, ſind ebenſo eigenartig, wie der ganze Wagen, der zwei auf Rädern geſetzten Sofas mit Schutzdach gleicht und deutlich türkiſche Art widerſpiegelt.

So ſehen wir, daß die Eigenart des Volkes und Landes, des Erdteils und Klimas ſich nicht nur in Wuchs, Geſichtsausdruck und Hautfarbe der Bewohner ausprägt, ſondern auch alle Hilfsmittel des Lebens, zu denen ja auch die Fuhrwerke gehören, denſelben Geſetze der Anpaſſung an die gegebenen äußeren Verhältniſſe folgen.

# Der Affenvater.

Eine Menſchen- und Affengeſchichte. Von **Arthur Zapp.**

---

1.

(Nachdruck verboten.)

Der Notar Doktor Kruſe überflog mit muſterndem Blick die Verſammlung der Leidtragenden. Auf Stühlen, die in zwei Reihen jenſeits des Sofatiſches aufgeſtellt waren, ſaßen ſieben Perſonen. Zwei ältere Herren im Anfang der fünfziger Jahre, zwei ältere Damen, von denen die eine in Weſen und Mienen die unverkennbaren Merkmale eines in eheloſem Stande verbrachten Lebens verriet, ſowie ein junger Mann Mitte der Zwanzig und eine liebliche, friſche Mädchenblume von achtzehn Lenzen ſahen mit mehr oder minder heftigem Herzklopfen dem feierlichen Moment der Teſtamentseröffnung entgegen.

Der Notar räuſperte ſich und wollte eben zu einer einleitenden Anſprache anheben, als ein lautes Geräuſch ertönte. Es kam vom Hintergrund des Zimmers her. Hier ſtand auf dem Fußboden ein hoher, breiter Holzkäfig, in dem ein häßlicher, dunkelbehaarter Affe ſeinem Mißvergnügen dadurch Ausdruck gab, daß er geſichterſchneidend und zähnefletſchend an den Stäben ſeines Gefängniſſes rüttelte.

„Pſt! Ruhig, Joly! Hübſch artig, mein liebes

Tierchen!“ rief ihm begütigend die eine der Damen mit sanfter, einschmeichelnder Stimme zu, während die beiden älteren Herren sich mit wütenden Gesichtern umdrehten und gegen den ungebärdigen Störenfried halblauten Tones zornige Verwünschungen richteten.

„Scheußliches Biest!“ murmelte der eine, seine lange, knochige Gestalt langsam umwendend.

„Der Bestie müßte man den Hals umdrehen,“ zischelte der andere, der zwei oder drei Jahre älter sein mochte, ein kleiner, dicker Herr mit heftigen, nervösen Bewegungen.

Die beiden Leidtragenden bargen seit lange grimmigen Haß im Busen gegen den Affen, der die alleinige Ursache war, daß die reiche Hinterlassenschaft des Verstorbenen vermutlich Fremden zufallen würde, während sie unter Umständen leer ausgingen. Den Abscheu und den Widerwillen, den ihnen das unsaubere, boshafte Tier einflößte, hatte ihnen der Sonderling nicht verzeihen können, der nun einmal an seinem Liebling einen Narren gefressen hatte. Das unvernünftige Tier hatte seinem Herzen näher gestanden als seine Verwandten, von denen er sich während der letzten Jahre feindselig zurückgezogen hatte.

„Meine verehrten Leidtragenden!“ hob der Notar jetzt an, nachdem sich Joly, der Affe, wieder beruhigt hatte, „ich willfahre dem ausdrücklichen Wunsche des Verblichenen, dem wir soeben die letzte Ehre erwiesen haben, indem ich nunmehr zur Testamentseröffnung schreite und Ihnen den letzten Willen des Erblassers kundgebe.“

Der Notar blickte in das vor ihm liegende Dokument und las wie folgt: „Ich, Ferdinand Karl Friedrich Mahnke, bestimme hiermit, daß mein gerichtlich deponiertes Testament von meinem langjährigen Rechtsbeistand, Herrn Notar Doktor Kruse, am Tage meines Begräbnisses in der Gegenwart meiner Wirtschafterin, Fräulein Dorothea Haberkern, und meiner Verwandten: erstens meines Vetters Otto

Mahnke, Kassierer in der Maschinenfabrik von Hartung & Compagnie, dessen Ehefrau, sowie dessen Tochter; zweitens meines Vetters Franz Mahnke, Materialwarenhändlers, seiner Ehefrau und seines Sohnes eröffnet werde. Ferner bestimme ich, daß auch Joly, mein Affe, der mir zehn Jahre lang das Leben erheitert und mir durch seine Anhänglichkeit oft das Herz gerührt hat, zugegen sein soll, wenn meine letztwilligen Verfügungen zur Verlesung gelangen. — Ich will zunächst meinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß meine Verwandten es nicht über sich vermocht haben, mir zuliebe ihr ungerechtes, unbegründetes Vorurteil zu besiegen, indem sie einem Wesen, das oft mehr Intelligenz, Gelehrigkeit und ich möchte sagen mehr menschliches Empfinden an den Tag gelegt hat, als so mancher Mensch, mit Duldung, wenn nicht mit Freundlichkeit begegneten. Aber ich habe meinen Verwandten ihre Unvernunft und ihre Engherzigkeit nicht nachgetragen. Ich will ihnen vielmehr Gelegenheit geben, das Wesen, das sie ungerecht verachtet, verwünscht und verlästert haben, besser kennen zu lernen und sich von ihrer Voreingenommenheit frei zu machen."

Der Notar machte hier eine kurze Pause. Die Leidtragenden sahen einander mit befremdeten, ratlosen Mienen an. Sehr unbehaglich und unruhig rutschte der dicke Otto Mahnke auf seinem Stuhle hin und her, während sein neben ihm sitzender Vetter Franz seine langen, knochigen Finger ineinander schlang und resigniert und gefaßt vor sich hin sah.

„Doch ich will," so fuhr jetzt der Notar fort zu lesen, „meine lieben Hinterbliebenen nicht unnütz auf die Folter spannen und werde jetzt ohne weitere Umschweife und Betrachtungen auf den eigentlichen Zweck meines Testaments übergehen, indem ich über das, was ich an irdischen Gütern hinterlasse, meine letzten Verfügungen treffe. An

barem Vermögen besitze ich dreihundertfünfunddreißigtausend Mark" — der Notar erhob unwillkürlich seine Stimme, während er die gewichtige Summe angab. Die beiden älteren Damen führten ihre Taschentücher an ihr Gesicht. Geschah's, um die thränenden Augen zu trocknen oder um die glühende Röte zu verbergen, die ihnen in die Wangen schoß?

Die beiden älteren Herren sahen einander staunend an. Für so begütert hätten sie ihren Verwandten bei seiner einfachen Lebensweise nicht geschätzt. Und beide ließen gleichzeitig einen aus tiefster Brust aufsteigenden Seufzer hören. Galt er dem Schmerz darüber, daß ihnen ein so beträchtliches Vermögen aller Wahrscheinlichkeit nach verloren ging oder dem Bedauern, sich nicht eifriger um das Wohlwollen des Verstorbenen bemüht zu haben? — Zu spät! Zu spät!

Der Notar las weiter: „Mein gesamtes Mobiliar, Kücheneinrichtung, Wäsche und was sonst zu meiner Hauswirtschaft gehört, vermache ich meiner langjährigen Wirtschafterin Dorothea Haberkern. Und damit sie nicht mehr der Notwendigkeit ausgesetzt ist, sich bei fremden Leuten ihr Brot zu suchen, nachdem sie mir fünfzehn Jahre hindurch eine allezeit dienstbereite Pflegerin gewesen ist, setze ich ihr ferner ein Legat von fünfunddreißigtausend Mark aus, dessen Zinsen hinreichen werden, ihre bescheidenen Bedürfnisse zu bestreiten."

Der Vorlesende sah sich genötigt, hier eine neue Pause eintreten zu lassen, denn ein lautes Aufschluchzen tönte hinter dem Taschentuch der Wirtschafterin hervor, deren weiche Seele in Rührung und Dankbarkeit zu zerfließen schien.

Otto Mahnke räusperte sich mahnend und mißbilligend. Heftig blies er den Atem durch Mund und Nase, sein Gesicht nahm eine beängstigend dunkelrote Färbung an.

Seine Finger zuckten nervös, er drehte und wand sich förmlich auf seinem Stuhl, denn seine Spannung und Aufregung hatten den höchsten Grad erreicht.

„Alberne, heuchlerische Person!“ flüsterte er seinem Vetter zu, sich zu ihm hinüberneigend.

Der zuckte mit den Achseln und lächelte mitleidig, während ein Zucken der Ungeduld und innerlichen Aufgeregtheit auch auf seinem Gesicht bemerkbar wurde.

Auch die übrigen beiden Damen begannen nun vernehmlich zu weinen, und man konnte im Ungewissen darüber sein, ob es eine seelische Anteilnahme an den Gefühlen der alten Jungfer oder nur eine mechanisch auf die Thränendrüsen wirkende Ansteckung war, die sie veranlaßte, ihre Thränen denen Dorothea Haberkerns zuzugesellen.

„Aber meine Damen, so fassen Sie sich doch,“ mahnte der Notar.

Und als es den drei Frauen endlich gelang, nun ihre Gemütsbewegung so weit zu bemeistern, daß nur noch hie und da ein halb unterdrücktes Aufschluchzen ertönte, nahm der Notar die Verlesung des Testaments wieder auf.

„Was nun den Hauptteil meines Vermögens anbetrifft, so möchte ich eigentlich, einem natürlichen Antriebe folgend, das lebende Wesen als meinen Universalerben einsetzen, das meinem Herzen am nächsten gestanden und mir im Leben die meisten Beweise liebevoller Anhänglichkeit und Treue gegeben hat, nämlich meinen lieben Joly —“

Otto Mahnke machte eine so lebhafte Bewegung, daß sein Stuhl, ein polterndes Geräusch verursachend, ein gutes Stück nach rückwärts rutschte, wodurch der Notar veranlaßt wurde, sich abermals zu unterbrechen und fragend nach dem Störenden hinzusehen.

Der Blick des Notars bewirkte, daß der Vetter des Testators heftig auf seine Füße sprang und, vor Ent-

rüſtung ſich überhaſtend, krebsrot vor Zorn erklärte: „Ich pro— proteſtiere im Namen der Hinter— Hinterbliebenen gegen eine ſo — ſo ungeſetzliche und unſinnige —“

Der Notar gebot dem Zornigen mit einer Handbewegung Schweigen. „Ich muß Sie erſuchen, mich nicht zu unterbrechen. Wenn Sie die Abſicht haben, die letztwilligen Verfügungen des Verſtorbenen anzufechten, ſo ſteht Ihnen das ſelbſtverſtändlich frei. Zunächſt aber laſſen Sie mich das Teſtament zu Ende leſen.“

Otto Mahnke ſetzte ſich, eingeſchüchtert, wenn auch nicht beruhigt. Der Notar las weiter: „Da aber das Geſetz es nicht zuläßt, ein Beſitztum an ein tieriſches Weſen, mag dasſelbe auch noch ſo vernunftbegabt und intelligent ſein, zu übertragen, ſo kann ich nur in indirekter Weiſe das Intereſſe meines Lieblings wahrnehmen. Ich vermache deshalb den Hauptteil meines Vermögens im Betrage von dreimalhunderttauſend Mark an meinen älteſten Vetter Otto Mahnke mit der Einſchränkung, daß er vorläufig nur die Zinſen des Kapitals in vierteljährlichen Raten bezieht, während ihm die Verfügung über das Kapital ſelbſt erſt ſpäter und nach Erfüllung gewiſſer Bedingungen zufallen ſoll.“

Der Vorleſende holte Atem. Otto Mahnke ſaß da, wie von ſeinem Glück betäubt. Er rührte kein Glied. Seine unteren Gliedmaßen hatte er weit ausgeſtreckt, ſeine Arme hingen ſchlaff am Körper herunter. Nur ſeine Augen funkelten lebhaft und zeigten einen ſtaunenden, ungläubig-ſeligen Ausdruck. In ſeinen Ohren klingte und ſummte und tönte es wieder und wieder: Dreihunderttauſend Mark! Dreihunderttauſend Mark!

Seine Frau, die zu ſeiner Linken ſaß, ergriff ſeine Hand und drückte ſie im Uebermaß ihres Entzückens. Und nun kam auch Bewegung und Leben in den glücklichen Erben. Er zog ſein Taſchentuch und trocknete ſich den

Schweiß von der Stirn, den die folternde Spannung und die Aufregung ihm erpreßt hatten. Und leiſe ſtammelte er ein über das andere Mal vor ſich hin: „Iſt es denn möglich? Iſt es denn möglich?“

Franz Mahnke war ganz blaß geworden. Im übrigen ließ er ſich das, was in ſeinem Innern vorgehen mochte, nicht anmerken. Er blickte faſt apathiſch vor ſich hin, als ob ihn der ganze feierliche Akt nichts anginge. Seine Hände zitterten freilich leiſe, und auch ein krampfhaftes Zittern ſeiner Geſichtsmuskeln konnte er nicht ganz unterdrücken.

Sein Sohn Fritz hielt den Kopf geſenkt und ſpähte verſtohlen nach ſeiner hübſchen Baſe Eliſe hinüber, die den Blick lächelnd zurückgab und ihm mit ſtrahlenden Augen freundlich zunickte, als wenn ſie ihm zurufen wollte: „Zwiſchen uns bleibt alles beim alten!“

Der Notar räuſperte ſich, um anzudeuten, daß er die Vorleſung wieder aufnehmen wolle. Und dann fuhr er fort: „Ich lege nämlich meinem Vetter Otto Mahnke, falls er ſich bereit erklärt, die Erbſchaft antreten zu wollen, die Verpflichtung auf, meinen Liebling Joly bei ſich aufzunehmen und ihn mit Sorgfalt und Liebe zu pflegen bis an ſein ſeliges Ende. Mein Vetter Otto bleibt im Genuß der Zinſen des Kapitals, bis Joly eines natürlichen Todes ſtirbt. Das Kapital ſelbſt bleibt unangetaſtet bei der Firma E. F. H. Salzmann in Berlin, bei der ich es deponiert habe. Erſt nach dem Tode meines Lieblings gelangt das Kapital zur Auszahlung an meinen Vetter Otto und zu ſeiner freien Verfügung, vorausgeſetzt, daß Joly das Alter erreicht, auf das er vermöge ſeiner guten Konſtitution und der Eigentümlichkeiten ſeiner Raſſe zu rechnen hat. Joly iſt gegenwärtig zehn Jahre alt. Affen ſeiner Art erreichen durchſchnittlich ein Alter von fünfundzwanzig Jahren. Bringt man die Veränderung des Klimas

(ich habe Joly vor fünf Jahren aus Amerika mit herübergebracht) und die veränderte Lebensweise mit einer Verminderung der Lebensdauer um fünf Jahre in Anschlag, so ergeben sich für meinen Liebling immer noch zehn Jahre, die er bei sorgsamer Wartung und Pflege in Aussicht hat. Sollte Joly aber vor dieser Zeit, das heißt vor zehn Jahren nach dem Datum dieses Testaments, seinen Tod finden, so würde dies nach meiner Auffassung irgend einem Verschulden seines Pflegers zuzuschreiben sein, und ich bestimme für diesen Fall ausdrücklich, daß dann sofort jede Zahlung von Zinsen an Otto Mahnke aufzuhören hat, und daß das Vermögen nicht ihm, sondern meinem jüngeren Vetter, dem Materialwarenhändler Franz Mahnke, im vollen Betrage von dreihunderttausend Mark zufallen soll. Noch einmal in kurzen Worten: Stirbt Joly, der Affe, vor Ablauf von zehn Jahren, also vor dem 15. Februar 1905, so ist mein Vetter Franz Mahnke mein Universalerbe, und mein Hauptnachlaß im Betrage von dreihunderttausend Mark ist, sobald der genannte Franz Mahnke den Beweis von Jolys erfolgtem Tode erbringt, ihm von meinem Berliner Bankier sofort voll auszuzahlen. Befindet sich Joly aber am zehnten Jahrestage des Datums dieses Testaments noch am Leben, so gehört meinem Vetter Otto Mahnke als Belohnung für seine treue, gewissenhafte Pflege meines Lieblings an dem genannten Tage das Kapital ohne Abzug. Dies ist mein letzter Wille."

Der formelle Schlußsatz ging unter dem Geräusch und dem Gemurmel, das sich unter den Leidtragenden erhob, fast ganz verloren.

Die lange, dürre Gestalt Franz Mahnkes war wie unter der Berührung eines glühenden Eisens in die Höhe geschnellt, und die rechte Hand an seine Ohrmuschel legend, beugte er sich weit hinüber, um jedes Wort des Testaments andächtig in sich aufzunehmen.

Auch auf den anderen Erben hatten die Schlußsätze des kurioſen Teſtaments eine elektriſierende Wirkung hervorgebracht. Durch die kleine korpulente Geſtalt Otto Mahnkes ging ein heftiger Ruck, und auf ſeinem breiten, vollen Geſicht wechſelten Röte und Bläſſe in raſcher Reihenfolge. Sein Atem ging hörbar, und nun, nachdem der Notar geendet, ſprang er heftig auf ſeine Füße, und die in ihm arbeitende Entrüſtung machte ſich in den zornigen Ausrufen Luft: „Das iſt empörend! Das iſt ſchändlich! Ich proteſtiere, ich nehme die Bedingungen nicht an, ich —"

„Herr Notar, Herr Doktor Kruſe!" rief der andere Vetter dem Rechtsanwalt zu, der ſich ſchon zum Gehen entſchloſſen hatte.

Der Notar blieb ſtehen.

„Er verzichtet, er nimmt die Erbſchaft nicht an!" ſchrie Franz Mahnke mit überſchnappender, krähender Stimme.

„Sie erklären alſo, die Erbſchaft nicht antreten zu wollen?" fragte nun ſeinerſeits der Notar und wandte ſich nach Otto Mahnke um.

Die Frau des Gefragten zerrte ſo heftig an ſeinen Rockſchößen, daß der kleine korpulente Mann beinahe ins Straucheln gekommen wäre.

Otto Mahnkes Teint ſpielte jetzt ins Bläuliche. Er ſchnappte nach Luft, wie ein aufs Land geſetzter Fiſch, und ſich voll Zorn gegen ſeinen Vetter kehrend, ſtieß er wütend hervor: „Nicht annehmen — ich? Das glaube ich dir, das möchteſt du gern, das könnte dir paſſen." Und ſich zu dem Notar wendend, erklärte er: „Natürlich nehme ich an. Erſt recht nehme ich an. Warum ſollte ich denn nicht annehmen?!"

Still und gedrückt ſchlich ſich die Familie des Materialwarenhändlers hinter dem Notar aus dem Zimmer, während der Univerſalerbe mit unklaren, einander widerſtreitenden Gefühlen zurückblieb und nicht wußte, ob er

ſich nun freuen oder ob er ſich ärgern ſollte. Zunächſt hatte freilich das letztere Gefühl die Oberhand, und er ſchimpfte auf die raffinierte Bosheit des Erblaſſers, der ihn noch aus dem Grabe heraus ſeinen Haß fühlen laſſe.

Er hatte ſich wieder auf ſeinen Stuhl ſinken laſſen und konnte ſich nicht entſchließen, dem Beiſpiel ſeiner viel entſchloſſeneren Ehehälfte zu folgen, die in Begleitung ihrer Tochter und Dorothea Haberkerns an den Käfig getreten war, um ſich mit Joly, der nun ihr Hausgenoſſe werden ſollte, zu befreunden.

Erſt das Lärmen des Affen, der bei der Annäherung der Frauen wie toll in ſeinem Käfig herumſprang, weckte ihn aus ſeinem dumpfen Hinbrüten und veranlaßte ihn, ebenfalls ſeine Bekanntſchaft mit dem Liebling ſeines verſtorbenen Vetters zu erneuern. Mit einer Miene, die halb Freude, halb Aerger ausdrückte, geſellte er ſich zu den übrigen.

Zunächſt ſtand er eine ganze Weile ſtumm in die Betrachtung des in dem Käfig hin und her ſpringenden Affen verſunken. Sein Geſicht hellte ſich immer mehr auf, während ſich allerlei freundliche Gedanken in ihm regten. Konnte er im Grunde nicht ganz zufrieden ſein? War er doch gekommen in der Annahme, daß der Teſtator ihn überhaupt ganz und gar übergangen habe. Und nun waren ihm doch vorläufig wenigſtens die Zinſen des großen Kapitals zugeſprochen, ungeſchmälert noch dazu. Zwölftauſend Mark jährlich! In wenigen Jahren konnte er davon ein kleines Vermögen erſparen. Und auch die Hoffnung, nach zehn Jahren in den Beſitz des Kapitals ſelbſt zu gelangen, brauchte er nicht aufzugeben.

Im übrigen war ſolch ein Affe wirklich ein ganz poſſierliches Tier, das einem wohl Spaß und Kurzweil bereiten konnte, wenn man ſich erſt an ſeinen Anblick und an den allerdings nicht ganz ſalonfähigen Duft, den er verbreitete, gewöhnt haben würde.

Otto Mahnkes Herz wurde bei dieſen tröſtlichen Betrachtungen immer leichter; jetzt lachte er ſogar laut auf. Es ſah auch gar zu komiſch aus, wie Joly ſich mit ſeinem Schwanz an einer der Stangen feſthielt und ſich wie in einer Schaukel hin und her wiegte.

Otto Mahnke ſtellte ſich dicht vor den Käfig hin und nickte dem Affen ermunternd zu.

Plötzlich ließ Joly ſeinen Halt fahren, ſprang nach vorn und krallte ſich in den Stäben des Käfigs feſt. Otto Mahnke prallte unwillkürlich ein paar Schritte zurück. Eliſe aber, ſorgloſer und auch neugieriger als ihr Vater, blieb unmittelbar vor dem Käfig ſtehen, und jetzt ſtreckte ſie ihre Hand aus und ſtrich ſchmeichelnd den Kopf des Affen. Dieſer blinzelte ſie ſo liſtig an, daß ſich Otto Mahnke nicht enthalten konnte, bewundernd zu ſagen: „Was er für kluge Augen hat!“

Plötzlich aber machte Joly eine raſche Bewegung, und ehe ſich's Eliſe verſah, verſetzte ihr der Affe mit den ſcharfen Krallen ſeiner Hand einen ſo kräftigen Riß in die Wange, daß ſogleich das Blut hervorſpritzte.

Mit einem Schmerzensſchrei ſprang die Verletzte zurück, um im nächſten Augenblick zornentbrannt mit dem Sonnenſchirm, den ſie in einer Hand trug, auf den heimtückiſchen Miſſethäter einzudringen. Aber noch ehe ſie dem Schuldigen, der ſich raſch auf die oberſte Stange geflüchtet hatte, den erſten Schlag verſetzen konnte, fiel ihr der Vater in den Arm und ſchalt heftig: „Du willſt dich doch nicht etwa an dem armen, hilfloſen Tier vergreifen?! Schäme dich! Warum läßt du ihn nicht in Ruhe? Er kennt dich ja noch nicht. Er muß ſich doch erſt an uns gewöhnen.“

Und dem Affen, der ängſtlich und tückiſch herniederſah, freundlich zunickend, fuhr er in einem ganz anderen Ton fort: „Nein, nein, guter Joly, ſie darf dir nichts thun. Fürchte dich nur nicht! Du biſt ja unſer lieber Joly!

Niemand darf dich schlagen, niemand. Wir alle werden freundlich und gut zu dir sein, alle!“

2.

Auf einem Wagen, den Otto Mahnke selbst begleitete, siedelte Joly in seinem Käfig in das Haus seines neuen Herrn über. Ein großes, luftiges Zimmer wurde ihm eingeräumt, und auch sonst wurde es bald für alle, die mit der Familie in Verkehr standen, bemerkbar, daß der Affe die wichtigste Persönlichkeit im Haushalt war, welcher alle das größte Interesse und die peinlichste Sorgfalt angedeihen ließen. Freilich, was das Dienstmädchen Auguste betraf, so bedurfte es der ganzen Energie des Hausherrn, um sie zu bewegen, dem neuen Hausgenossen mit dem nötigen Eifer ihre Dienste zu widmen. Besonders war es die ihr vorgeschriebene tägliche Reinigung des Käfigs, die ihr vielen Verdruß bereitete und die sie immer mit den ehrenrührigsten Schimpfworten gegen ihren Schutzbefohlenen begleitete. Sie befand sich schon in den ersten Wochen im erbittertsten Kriegszustand mit Joly und knuffte und puffte ihn heimlich, wo sie nur irgend konnte, was ihr Joly seinerseits damit vergalt, daß er, so oft er ihrer ansichtig wurde, die Zähne gegen sie fletschte und, wenn sie sich ihm unvorsichtig allzusehr näherte, Krallen und Zähne gegen sie gebrauchte.

Ein desto liebevolleres Interesse bezeugte Otto Mahnke seinem Schutzbefohlenen. Seine frühere Abneigung gegen den Liebling seines verstorbenen Vetters war wie weggezaubert und hatte einer wahrhaft rührenden Nachsicht und Liebe Platz gemacht. Sobald sich der Hausherr morgens vom Lager erhob, eilte er ins Nebenzimmer zu Joly, und erst, nachdem er sich von dem Wohlbefinden des Affen überzeugt hatte, nahm er sich die Zeit, an seine Toilette und sein Frühstück zu denken. Die Mahlzeiten Jolys

überwachte Otto Mahnke mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit. Er hatte einen besonderen Speisezettel angefertigt, auf dem alle die Dinge verzeichnet waren, die dem Affen gereicht werden durften. Er selbst trug immer Haselnüsse und Zuckerwerk in der Tasche, um seinen Liebling gelegentlich damit zu belohnen. Ganze Stunden brachte er damit zu, sich mit seinem Schützling zu unterhalten, und wenn dieser ihm auch naturgemäß immer die Antworten schuldig blieb, Otto Mahnke behauptete dennoch, in des klugen Tieres Augen zu lesen, daß es ihn verstanden habe.

So gelangten sie beide zu einem so hohen Grad gegenseitiger Vertraulichkeit, daß Otto Mahnke es wagen konnte, jeden Tag auf ein paar Stunden die Thür des Käfigs zu öffnen und den Affen im Zimmer umherspazieren zu lassen. Ja, die Zufriedenheit und Sympathie miteinander ging so weit, daß der Affe seinem Herrn auf die Schulter sprang, liebkosend seinen Kopf gegen dessen Wange rieb und ihm die Tasche nach Leckerbissen durchsuchte, was jedesmal Otto Mahnkes höchste Belustigung erregte. Viel Vergnügen bereitete es ihm auch, seinem Liebling allerlei Kunststücke beizubringen. Joly mußte auf den Hinterbeinen gehen wie ein Mensch, er mußte ihm und jedem Besucher, der ins Zimmer trat, die Hand reichen, und schließlich kaufte Mahnke ihm ein kleines Kindergewehr, mit dem er Joly die possierlichsten Exerzitien ausführen ließ.

So oft Freunde und Bekannte zum Besuch erschienen, mußte Joly antreten und alle seine Kunststücke zeigen, und Otto Mahnkes rundliches Gesicht strahlte immer in stolzem Triumph, wenn die Zuschauer in bewundernde Ausrufe ausbrachen.

Nur wenn sein Vetter Franz sich einstellte, nahm der Affenfreund sofort ein kaltes, zugeknöpftes Wesen an. Das erste war, sobald Franz Mahnke das Affenzimmer betrat, daß Otto seinen Schützling schleunigst in den Käfig ein-

ſchloß. Angſtvoll bewachte er jede Miene und jede Bewegung des Vetters. Die forſchenden Blicke des anderen machten ihn nervös und bereiteten ihm ein folterndes Unbehagen. Ja, es ſetzte ſich in ihm die fixe Idee feſt, daß die Nähe des Vetters, der ja naturgemäß Jolys erbittertſter Feind ſein mußte, dem Affen Verderben bringen könnte. Aus jeder Bemerkung des anderen hörte er Hohn und Spott heraus, und als Franz ſich einmal die Frage erlaubte, wie Joly ſich befinde, brauſte Otto gleich zornig auf: „Du kannſt es wohl nicht erwarten, bis er ſtirbt? Du möchteſt ihm wohl am liebſten den Hals umdrehen, was?“

Um die Geſundheit ſeines Lieblings drehte ſich Otto Mahnkes unabläſſiges und eifriges Sorgen. Er hatte ſein Schlafzimmer neben das Affenzimmer verlegt, und die Nacht über ließ er trotz des heftigen Proteſtes ſeiner Frau die Thür zum Nebengemach ſtets weit offen. Oft wenn er in der Nacht erwachte, eilte er an den Käfig ſeines Lieblings, um den Atemzügen des ſchlafenden Affen zu lauſchen. Sobald Joly ſich einmal ſtiller und läſſiger gebärdete als gewöhnlich, geriet Otto Mahnke in die größte Unruhe und brachte ganze Stunden damit zu, jede Gebärde und jede Miene ſeines Lieblings ängſtlich zu beobachten. Zeigte Joly gar gelegentlich weniger Appetit, ſo begann Otto Mahnke zu zittern und beruhigte ſich nicht früher, als bis der ſchnell herbeigeholte Tierarzt ihm verſicherte, daß nichts Ernſtliches die Geſundheit des Tieres gefährde.

Er hatte überhaupt mit dem Tierarzt einen Kontrakt geſchloſſen, wonach dieſer für ein jährliches Honorar dem Affen wöchentlich einen Beſuch abzuſtatten hatte, um nach ſeinem Befinden zu ſehen.

Eines Mittags, als Otto Mahnke aus der Fabrik nach Hauſe kam, fand er ſeine Familienangehörigen in faſſungsloſer Verzweiflung. Weinend kam ihm ſeine Frau ent-

gegen, aus der Küche drang Auguſtens lautes Schluchzen, und Eliſe lag auf dem Sofa und hatte ihr Geſicht in das Polſter gedrückt.

„Was iſt denn um Gottes willen?“ fragte Otto Mahnke, vor Staunen und Ueberraſchung auf der Schwelle der Wohnſtube ſtehen bleibend. Und als nur ein paar unartikulierte Laute aus dem Munde ſeiner Gattin als Antwort vernehmbar wurden, wandte er ſich an Eliſe: „Fehlt dir was? Biſt du krank?“

„Ach, wenn's nur das wär'!“ gab dieſe ominös zur Antwort.

„Na, was iſt denn?“ brauſte nun Otto Mahnke zornig auf. „So ſprich doch in drei Teufels Namen!“

„Ach, Joly —“ ſtöhnte Frau Mahnke.

Sofort gewann der noch wie gebannt auf der Schwelle Stehende Leben und Bewegung. „Joly?“ ſtieß er hervor und ſtürzte nach der Thür des Affenzimmers. „Was iſt mit ihm? Iſt er krank?“

„Nein, er iſt —“ Neues Schluchzen erſtickte die Stimme der vor Furcht zitternden Frau.

Furchtbares Entſetzen erfaßte den Bebenden, deſſen ſchon nach der Thürklinke ausgeſtreckte Hand wieder ſchlaff am Leibe herabſank. „Iſt er t—ot?“ lallte er, während die Kniee vor Aufregung unter ihm zitterten.

Frau Mahnke ſchüttelte den Kopf. „Er iſt — er iſt — fort iſt er!“

„Fort?“ ſchrie er, und ſeine Augen ſchoſſen Zornesblitze. „Fort? Wieſo fort? Wohin? Wer hat ihn mitgenommen? So erklär mir doch endlich — oder ich —“

Er war dicht an ſeine Frau herangetreten und packte ſie mit ſeinen Händen an beiden Schultern, während Schmerz, Aufregung und Zorn ihm den Angſtſchweiß auf die Stirn trieben.

Frau Mahnke mußte ſich endlich entſchließen, ein offenes

Geſtändnis abzulegen. „Mein Gott,“ begann ſie mit kläglicher Stimme, „ſo ſei doch nicht gleich ſo aufgeregt! Du thuſt mir ja weh. Wir werden ihn ja wiederbekommen.“

Dieſe Einleitungsworte brachten aber eine nichts weniger als beſchwichtigende Wirkung auf den zornigen Mann hervor, der im Gegenteil nun vollends außer ſich geriet. Und während er vorher nur geſchrieen hatte, ſo brüllte er jetzt: „Wiederbekommen? Wen? Joly? Wo iſt er? Was habt ihr meinem armen Joly gethan?“

„Er iſt ausgekniffen,“ ſchluchzte die unglückliche Frau, „heimlich! Ich hatte ihm ein bißchen den Käfig geöffnet, und er ſpazierte im Zimmer umher, während ich ihm Geſellſchaft leiſtete. Da wurde ich plötzlich abgerufen und habe wohl die Thür hinter mir aufgelaſſen. Im Nebenzimmer ſtanden die Fenſter offen, und als ich eine Viertelſtunde ſpäter wieder zurückkomme, iſt er —“

„Fort!“ ſchrie Mahnke ergänzend, zog ſeine Hände von den Schultern ſeiner Frau zurück, fuhr ſich damit in die ſpärlichen Haare und rannte wie ein Beſeſſener im Zimmer umher. „Weib! Weib! Weib! Du haſt mich ruiniert!“ Dann beſann er ſich, und einſehend, daß er mit den Ausbrüchen ſeiner Verzweiflung nichts erreichen würde, fragte er: „Weißt du auch genau, daß er aus dem Fenſter entwiſcht iſt?“

„Geſehen habe ich es nicht,“ antwortete die Gefragte kleinlaut, „ich denke es mir nur, denn wo ſollte er wohl ſonſt geblieben ſein?“

Otto Mahnke ſchöpfte neue Hoffnung. Joly war ein Schelm, der Schabernack that, wo er nur konnte, und der bereits oft genug Beweiſe eines ſchadenfrohen Sinnes gegeben hatte. Wer weiß, vielleicht hielt er ſich irgendwo im Hauſe in einem Schlupfwinkel verborgen und freute ſich im ſtillen der Aufregung und der Verwirrung, die er angeſtiftet hatte.

Von diesem Gedanken neu belebt, machte sich der Hausherr, von seinen Familienangehörigen unterstützt, sogleich an eine sorgfältige Hausdurchsuchung. Der korpulente Mann scheute vor keiner Anstrengung zurück. Er blickte in alle Winkel, kletterte hier auf eine Leiter, warf sich da der Länge nach auf den Fußboden, um unter ein Sofa oder unter einen Tisch zu blicken. Aber von Joly keine Spur! Vergebens war es auch, daß er alle paar Minuten den Ruf: „Joly! Mein lieber Joly! Mein liebes, gutes Tierchen!“ in den schmelzendsten, lockendsten Tönen erschallen ließ. Kein Joly meldete sich. Otto Mahnkes Anzug war schon über und über mit Staub bedeckt, die Beinkleider an den Knieen ganz zerschunden, schon troff ihm der Schweiß strommeise aus allen Poren, als endlich jedes Eckchen und Winkelchen der Wohnung und des daranstoßenden Hofes und Gartens durchforscht war.

Wohl oder übel mußte man sich nach einer kurzen Erholungspause entschließen, die Nachforschungen in der Nachbarschaft fortzusetzen. Es war nun kein Zweifel mehr, daß Joly die schöne Gelegenheit benutzt hatte, um sich einmal ein gutes Stück von der Außenwelt anzusehen, und vorläufig wohl noch nicht an eine freiwillige Rückkehr in den engen Raum seines Käfigs denken mochte.

Die Familie trennte sich und zerstreute sich in vier verschiedene Richtungen. An das Mittagessen dachte niemand. Beide Seiten der Straße wurden nach rechts und nach links abgesucht, an alle Thüren wurde geklopft und nach Joly gefragt, alle Häuser in der ganzen Umgegend, alle Höfe und Gärten wurden meist mit Hilfe der verschiedenen Hausbewohner durchstöbert. Das ganze Stadtviertel fast war auf den Beinen, und überall ertönte der Ruf: „Wo ist Joly? Wo ist der Affe?“

Doch vergebens! Als mit Einbruch der Dämmerung die vier Mitglieder des Mahnkeschen Haushalts sich tod-

müde wieder zu Hause einfanden, machten alle dasselbe trübselige, ratlose Gesicht. Joly war und blieb verschwunden.

Doch Otto Mahnke gönnte sich auch jetzt noch keine Ruhe. Er eilte in die Druckerei der Zeitung, und am nächsten Morgen wurde allen zeitungslesenden Bewohnern der Stadt die Kunde von dem Verschwinden Jolys, des Affen, und zugleich die Mitteilung, daß Otto Mahnke dem, der ihm seinen Liebling lebend überbringen würde, mit einer Belohnung von hundert Mark seinen Dank auszudrücken bereit sei.

Die Bemühungen des unglücklichen Affenbesitzers blieben natürlich dabei nicht stehen. Er machte sich in aller Frühe auf, um die Nachforschungen nach Joly selbst wieder aufzunehmen. Vergeblich! Zwei weitere Tage, zwei Tage voll Aufregungen, bitterer Enttäuschungen und lauter Klagen verstrichen resultatlos.

Am Morgen des dritten Tages langte ein Brief von Franz Mahnke an, der seinem Vetter die Erklärung abgab, daß er — der Schreiber — bei dem Richter beantragen werde, Joly für verschollen beziehungsweise für tot zu erklären, damit er kraft der Bestimmungen die Erbschaft des von Ferdinand Mahnke hinterlassenen Vermögens antreten könne.

Otto Mahnke raste und rief alle Strafen des Himmels auf den fühllosen, geldgierigen Verwandten herab. Als sich der erste Sturm seiner zornigen Entrüstung gelegt hatte, setzte sich der tief Gekränkte an seinen Schreibtisch, um seinem Vetter in einer geharnischten Epistel seine Gefühle darzulegen. Aber der Schreibende war kaum über die Anfangszeilen hinaus, als er plötzlich durch die ohrenzerreißenden Klänge einer Drehorgel gestört wurde.

„Ach du lieber Augustin, alles ist hin!"

tönte es nichts weniger als lieblich vom Hofe herein.

Wütend ſprang Otto Mahnke in die Höhe. Unmöglich, bei dieſen nervenfolternden, knarrenden, quietſchenden Tönen einen vernünftigen Gedanken zu faſſen und eine einigermaßen gut ſtiliſierte Periode zu ſtande zu bringen.

„Rock iſt weg, Stock iſt weg,
Ach du lieber Auguſtin, alles iſt hin!“

Wie ein Wilder ſtürzte der Aufgeregte in die Küche hinaus, riß das Küchenfenſter auf und wollte eben den Drehorgelſpieler mit heftigen Worten davonjagen, als er einer überraſchenden Erſcheinung anſichtig wurde, die ſeinen Zorn im Nu verrauchen, ja, ihn ganz vergeſſen ließ, in welcher Abſicht er eigentlich an das Fenſter geeilt war. Draußen auf dem Hofe ſtand ein hübſcher, ſtattlicher Burſche mit dunklem Kraushaar und ſonnenverbranntem Geſicht, dem man auf den erſten Blick den Italiener anſah, und auf dem Deckel des Leierkaſtens, deſſen Schwengel der Sohn des Südens mit lächelnder Unermüdlichkeit drehte, balancierte ein Affe, ein hübſches, munteres Tierchen mit glänzenden, dunklen, klugen Augen.

Otto Mahnke ſtarrte wie gebannt nach dem tanzenden Affen hin.

„Joly!“ war ſein erſter Gedanke. „Joly!“

Das Tierchen da glich ſeinem verloren gegangenen Liebling in Geſtalt, Größe, Haltung, Farbe und in ſeinem ganzen ſonſtigen Ausſehen ſo frappant, daß dem ſeit Tagen ohnedies in ununterbrochener Aufregung Befindlichen der Argwohn nicht verübelt werden konnte, er habe es hier wirklich mit ſeinem Joly zu thun, und der Italiener habe den Flüchtling eingefangen, ſich einfach angeeignet und ihn an die ſcheußliche, klirrende Kette da gelegt, die an einem Lederhalsband, das dem armen Tierchen um den Hals geſchlungen worden, befeſtigt war.

Ganz von dieſem Gedanken beherrſcht, winkte Otto

Mahnke den Drehorgelspieler mit lebhaften Gebärden zu sich heran. Der Italiener, ein gutes Trinkgeld witternd, gehorchte gern und unterbrach sein Orgelspiel.

„Wo haben Sie das Tier her?" herrschte Otto Mahnke den dicht an das Fenster Tretenden an.

„Aus Italia, Signore. Aus schöne Heimat meine," erwiderte der Fremdling, unbefangen, freundlich lächelnd.

„Wie alt ist er?"

„Sette anni," antwortete der Gefragte und erhob zugleich sieben Finger seiner beiden Hände.

Otto Mahnke betrachtete das mit seinen kleinen runden, klugen Augen neugierig zu ihm aufblinzelnde Tier mit einer Aufmerksamkeit, als hinge seine Seligkeit davon ab. Ein leiser Seufzer stieg aus seiner Brust herauf. Die genaue Besichtigung hatte ihm leider schnell die Ueberzeugung verschafft, daß er in dem Affen da seinen Liebling nicht vor sich hatte. Einige unterscheidende Merkmale, die einem anderen wohl entgangen wären, die ihm aber, der Joly in allen seinen körperlichen und seelischen Einzelheiten und Eigenheiten kannte, wie sich selbst, nicht verborgen beiben konnten.

Traurig, enttäuscht, richtete sich Otto Mahnke, der weit vornübergebeugt aus dem Fenster gelegen hatte, in die Höhe. Aber da durchzuckte ihn plötzlich ein neuer Gedanke. Wie, wenn er dem armen Teufel von Italiener den Affen abkaufte und diesen an Jolys Stelle, der vielleicht nie wiederkehrte, in den Käfig steckte?

Aber ebenso rasch, wie ihm diese Idee gekommen, leuchtete ihm auch ihre Unausführbarkeit ein. Die ganze Stadt wußte, daß Joly entflohen war, und da drüben der Schuhmacher, der eine Hofwohnung gerade gegenüber der Küche bewohnte, war schon auf ihn durch seine Verhandlungen mit dem Drehorgelspieler aufmerksam geworden und glotzte mit unverschämter Neugier herüber.

Raſch griff Otto Mahnke in die Taſche und zog ein Fünfzigpfennigſtück heraus, das er dem Kratzfüße machenden und ein „mille grazie!“ über das andere ausſtoßenden Italiener überreichte. Dann verließ er ohne weiteres die Küche.

Freilich, der Zorn, der ihn noch wenige Minuten zuvor erfüllt, war weg, und der Tiefbetrübte beſchloß, ſeinen Vetter Franz lediglich mit ſtiller Verachtung zu ſtrafen.

---

Es war denſelben Nachmittag, als Otto Mahnke auf einem ſeiner wieder aufgenommenen Streifzüge plötzlich das Glück hatte, ſeinen Joly wiederzufinden. Auf einem Baum in einem Garten ſaß der Schelm ganz munter und wohlbehalten und ſchnitt ein vergnügt grinſendes Geſicht, als plötzlich die Stimme ſeines Herrn, dem die Freudenthränen über die erhitzten Wangen liefen, in den rührendſten Lauten ertönte: „Joly! Mein lieber, lieber Joly!“

Aber anſtatt in die ihm entgegengeſtreckten Arme ſeines Herrn reuevoll zurückzukehren, nahm der Undankbare ſchleunigſt Reißaus, und von Baum zu Baum ſpringend, entfloh er aus dem Garten auf den Hof, und hier, von den aufmerkſam gewordenen Hausleuten verfolgt, flüchtete er auf den Boden des Hauſes. Dort verſchwand er, um nach wenigen Minuten wieder ſichtbar zu werden und ſeinen Kopf aus der Bodenluke herauszuſtecken. Und nun begann er ein luſtiges Bombardement mit Aepfeln, die auf dem Boden zur Reife lagerten. Unten auf dem Hofe aber verſammelte ſich raſch aus der Nachbarſchaft eine ſchauluſtige Menge, und Kinder und Erwachſene amüſierten ſich an den poſſierlichen Gebärden, mit denen Joly jedes ſeiner Wurfgeſchoſſe begleitete. Und alle Kinder griffen zu, und das reichlich herniederregnende Obſt wanderte in die Taſchen der erfreut Jubelnden.

Plötzlich aber entwickelte ſich vor den Augen der neu-

gierig Zuſchauenden eine neue Phaſe in der Jagd nach dem Affen. Der Hausbeſitzer hatte den Boden betreten, und Joly ſchwang ſich geſchickt aus der Luke und kletterte von da auf das Dach. Hier machte er unter dem lachenden Beifall der immer mehr wachſenden Menge ein paar luſtige triumphierende Kapriolen, bei deren Anblick dem armen Otto Mahnke faſt das Herz ſtillſtand. Wenn der Waghalſige das Gleichgewicht verlor oder einen Fehltritt machte — es wäre zu entſetzlich geweſen!

Als ſich Joly endlich auch auf der luftigen Höhe von ſeinen Verfolgern bedrängt ſah, ſprang er mit einem kühnen Satz auf das Nachbardach — Herrn Mahnke wurde es grün und gelb vor den Augen — und von da kletterte er wieder in eine offene Bodenluke. Diesmal war er in das Haus eines Eierhändlers geraten, und bald ergoß ſich vom Boden herab ein Regen von kleinen, ovalen, weißen Körpern, die, ſobald ſie unten auf dem Pflaſter der Straße anlangten, ſich in eine ſchleimige gelbe Flüſſigkeit verwandelten. Natürlich nahm auch dieſer echte Eulenſpiegelſtreich Jolys ein raſches notgedrungenes Ende, und die wilde Jagd über Dächer, Mauern und Höfe nahm ſeinen Fortgang. Zuletzt floh der Affe, ſchneller und gewandter als ſeine Verfolger, wieder in einen Garten und von Baum zu Baum. Vergebens war es, daß man von allen Seiten mit Leitern und Stangen herbeieilte. Joly, der Leichtfüßige, ſpottete aller Anſtrengungen ſeiner Häſcher.

Bei Einbruch der Dunkelheit mußte man die Verfolgung aufgeben, und ganz gebrochen, mit zerſchundenen Gliedmaßen, zerriſſenen Kleidern und über und über mit Staub und Schmutz bedeckt, kehrte Otto Mahnke nach Hauſe zurück.

Aber die Vorſehung hatte endlich Mitleid mit den Leiden des Schwergeprüften, und am nächſten Vormittag hatte Otto Mahnke die unausſprechliche Freude, ſeinen Joly allerdings unfreiwillig zu ſich zurückkehren zu ſehen.

In dem Paroxysmus seiner Gefühle umarmte der Glückberauschte den Affen samt dem Ueberbringer, der natürlich die versprochene Belohnung und überdies noch einen herzlichen Dank erhielt.

Diese hundert Mark waren allerdings nicht die einzigen Unkosten, die Jolys Ausflug seinem Herrn verursachte, denn im Laufe des Tages stellte sich der geschädigte Obstbesitzer, sowie der Eierhändler ein, außerdem traten noch ein halbes Dutzend Männer, Frauen und Kinder an, die der Flüchtling bei seiner Ergreifung teils gekratzt, teils gebissen hatte. Allen zahlte Otto Mahnke gern die verlangten Entschädigungs- und Schmerzensgelder. Er war ja froh, daß Joly wieder da war und daß er außer einigen Beulen und Hautabschürfungen keinen Schaden davongetragen hatte.

Das nächste war, daß Otto Mahnke, nachdem er den Freiheitslüsternen wieder in den Käfig gesperrt hatte, ein großes, festes Vorlegeschloß kaufte und es an der Thür des Käfigs anlegte. Dann hielt er dem Schuldigen eine mit liebevollen Vorwürfen gespickte Rede, die jedoch den gewünschten Eindruck nicht zu machen schien, denn die Grimassen, mit denen Joly die Vorhaltungen und Ermahnungen seines Herrn begleitete, drückten nichts weniger als Reue und Zerknirschung aus. Eine weitere Folge dieser aufregenden Ereignisse war, daß Herr Mahnke beschloß, seine Stellung aufzugeben, um sich in Zukunft ganz Jolys Pflege und Beaufsichtigung zu widmen. Sein Posten als Kassierer brachte ihm jährlich zweitausendfünfhundert Mark ein, Joly aber repräsentierte ein Kapital von dreihunderttausend Mark, Zinsen im Betrage von zwölftausend Mark jährlich.

Das Vorlegeschloß machte nun zwar eine zweite Expedition Jolys ins Freie unmöglich, aber es konnte nicht verhindern, daß dem Affen sonstiges Ungemach, und der

Familie seines Herrn weitere Aufregungen und Verdrießlichkeiten widerfuhren. Eines Abends rüstete sich die Familie zum Besuch eines Balles. Schon wochenlang freute sich Elise auf die Ballfestlichkeit. Ihr junges achtzehnjähriges Herzchen sehnte sich einmal wieder so recht nach Freude und Lust, herrschte doch seit Monaten, seit Joly sozusagen Familienmitglied geworden, eine Atmosphäre von Aufregung, Streit und Verdruß im Hause. Dazu kam, daß ihr der Ball als eine willkommene Gelegenheit galt, nach langer Unterbrechung wieder einmal ein paar Stunden in der Nähe ihres Vetters Fritz zu verbringen, mit ihm nach Herzenslust plaudern und sich an seinen lieben treuen Augen wieder einmal satt sehen zu können.

Seit ein paar Wochen war eine fühlbare Entfremdung zwischen den beiden Familien eingetreten. In den früheren herzlichen Ton, in dem die Verwandten von jeher miteinander verkehrt hatten, war etwas Gespanntes gekommen, ja, die Oberhäupter der beiden Familien — das trat immer sichtbarer zu Tage — empfanden Bitterkeit und Mißtrauen, wenn nicht Haß gegeneinander. So hatte sich denn als natürliche Folge ergeben, daß die gegenseitigen Besuche fast ganz eingestellt wurden und eigentlich nur zu Geburtstagen und so weiter stattfanden. Mit um so größerem Verlangen sah Elise dem Ball entgegen. Den ganzen Nachmittag über summte sie allerlei Tanzmelodien vor sich hin, ihre Fußspitzen bewegten sich, während sie die letzten Stiche an ihrer Balltoilette machte, im Dreiviertel- und Dreiachteltakt, und um ihre Lippen schwebte ein beständiges, glückliches Lächeln.

Um acht Uhr stand die ganze Familie gerüstet. Otto Mahnke in feierlichem Frack, den frisch aufgebügelten Cylinder bereits auf dem Haupte, begab sich nach seiner Gewohnheit nach dem Affenzimmer; denn es wäre ihm nicht möglich gewesen, das Haus zu verlassen, ohne seinem

Liebling noch einmal ein freundliches Adieu zugenickt und sich noch ein letztes Mal von seinem Wohlbefinden überzeugt zu haben.

Ein unerwarteter Anblick wurde dem ahnungslos Eintretenden. Joly saß traurig und still in einer Ecke, und sein Abendbrot, das ihm Auguste vor einer Stunde bereits in den Käfig gereicht, war noch völlig unberührt.

Natürlich erschrak Herr Mahnke aufs tiefste. Er nahm eine der geschabten Rüben, die der Affe immer mit Vorliebe zu essen pflegte, und hielt sie ihm mit einladenden Worten entgegen, aber Joly schüttelte abwehrend mit dem Kopf und schnitt ein paar trübselige Grimassen. Otto Mahnke stürmte aufgeregt — seine weiße Krawatte war ganz schief gerutscht und seinen spiegelblanken Seidenhut hatte er achtlos auf den nächsten Stuhl geworfen — ins Wohnzimmer zurück.

„Auguste!“ schrie er, „Auguste! Schnell zum Doktor Fischer! Er soll sogleich kommen. Joly ist krank.“

Elise sah in dem weißen, duftigen Ballgewand, das ihre zarten Glieder wie luftige Wolken umfloß, wie ein Genius der Freude und des Frohsinns aus. Jetzt aber wurde ihre Miene plötzlich besorgt.

„Was fehlt ihm denn, Papa?“ fragte sie. „Noch vor ein paar Stunden war doch alles in Ordnung.“

Der Gefragte aber hörte gar nicht auf sie, sondern rannte wie besessen im Zimmer umher und schoß plötzlich wieder durch die Thür in das Affenzimmer hinüber.

Elise warf unwillig die Lippen auf. „Weißt du, Mama,“ gestand sie, ihre Stimme jedoch vorsichtig zum Flüsterton dämpfend, „ich hasse den dummen Affen und wünschte, er hätte damals das Genick gebrochen und wäre nie wieder ins Haus gekommen.“

Die Mutter sah sich erschrocken um. „Aber Kind!“ rief sie mahnend. Und dann, als sie sich überzeugt hatte,

daß ihr Mann außer Gehörweite war, fügte sie kopfnickend hinzu: „Du hast recht. Auch ich habe schon einen förmlichen Haß gegen den Störenfried, der uns alle quält und tyrannisiert, der uns jede Freude vergällt und keinen im Hause mehr zum ruhigen Aufatmen kommen läßt. Auch ich verwünsche die ganze unselige Erbschaft, die uns nichts als Sorge und Aerger gebracht hat. Wie friedlich und zufrieden und glücklich haben wir nicht früher gelebt! Und nun —“

Ein beredter Seufzer vollendete den Gedankengang der plötzlich Abbrechenden; denn eben ging die Flurklingel.

Es war Auguste, die vom Tierarzt zurückkehrte. Der Herr Doktor sei nicht zu Hause. Aber sobald er zurückkehre, werde man ihn schicken.

Das war nun ein schlechter Trost. Otto Mahnke ging unruhig von einem Zimmer ins andere. Alle paar Minuten trat er auf den Korridor hinaus, um nach dem sehnsüchtig Erwarteten zu spähen. Elise saß mit ihrer Mutter im Wohnzimmer und weinte leise vor sich hin. Viertelstunde auf Viertelstunde verstrich. Gerade auf die Polonaise hatte sie sich so sehr gefreut. Da konnte man sich so schön unterhalten. Was sollte Fritz von ihr denken, daß sie nicht kam? Er würde sie für saumselig, nachlässig und gleichgültig halten.

„Aber Papa,“ wagte sie endlich schüchtern zu sagen, „der Ball hat ja längst begonnen. Wollen wir denn nicht endlich aufbrechen?“

„Ich dächte auch, Otto,“ stand ihr die Mutter bei, „wir könnten ruhig gehen. Joly wird ja auch von selbst wieder besser werden.“

Der Angeredete fuhr wie von einer Natter gebissen herum und fuchtelte vor zorniger Erregung mit den Armen in der Luft herum. „Ihr leichtsinnigen, sorglosen Weiber!“

ſchrie er. „Ich vergehe vor Angſt und Sorge und ihr könnt an Freude und Tanz denken!“

Und er trat, zum hundertſtenmal, an den Käfig heran und rief ſchmeichelnde, tröſtende Koſeworte hinein. „Sei nur getroſt, liebes Jolychen! Gleich kommt Doktor Fiſcher. Der macht dich wieder geſund. Dann ſpringſt du wieder luſtig im Käfig herum und biſt froh und vergnügt, und wir mit dir.“

Endlich, eine volle Stunde war inzwiſchen verronnen, erſchien der Tierarzt. Er unterſuchte den Affen, ſah ihm in die trüben Augen, fühlte ihm den Puls und kam dann ins Wohnzimmer.

Eliſe hing mit ängſtlicher Spannung an ſeinen Mienen. Doktor Fiſcher, ein alter Junggeſelle, betrachtete das hübſche Kind mit bewundernden Augen. Je öfter er ins Haus kam, deſto mehr erregte das junge Mädchen ſein Intereſſe und ſein Gefallen. Aber er hatte die Beobachtung machen müſſen, daß ſie ſeinen Blicken mit eiſiger Kälte begegnete und ſeine gelegentlichen Komplimente mit offenbarer Geringſchätzung aufnahm. Heute erſchien ſie ihm anziehender und reizender als je.

„Nun, Doktor, wie ſteht's?“ forſchte Otto Mahnke mit ängſtlicher Miene.

„Es iſt doch nichts Bedenkliches? Wir können doch ruhig den Ball beſuchen?“ ſetzte Frau Mahnke hinzu.

Es war ein häßliches, ſchadenfrohes Aufblitzen in den Augen des verliebten alten Junggeſellen, während er ſeinen Blick zu Eliſe hinübergleiten ließ und ſah, daß ſie faſt vor Ungeduld verging.

„Ich möchte Ihnen nicht raten, den Fall allzu leicht zu nehmen,“ antwortete er, ſein Geſicht in ernſte Falten legend. „Joly leidet an einer Magenverſtimmung. Was daraus entſtehen kann, läßt ſich im Augenblick noch nicht ſagen. Jedenfalls bedarf er der ſorgfältigſten Pflege. Er

hat ſich entweder den Magen erkältet oder es iſt ihm irgend etwas ſchwer Verdauliches gereicht worden. Machen Sie ihm warme Umſchläge, außerdem werde ich ihm etwas verſchreiben."

Als der Tierarzt gegangen, und Auguſte zur Apotheke geſchickt war, kleidete ſich Otto Mahnke um. Daß man den Ball beſuchte und ſich im Tanze herumſchwang, während Joly vielleicht ſeinem Ende entgegenging, davon konnte natürlich keine Rede ſein.

Weinend und ſchluchzend eilte Eliſe in ihr Zimmer, um ſich aus einem duftigen, reizenden Ballſchmetterling in ein graues, trübſeliges Aſchenbrödel zu verwandeln; und anſtatt in Fritzens Armen durch den prächtig dekorierten, in hellem Lichterglanz ſtrahlenden Saal zu ſchweben, mußte ſie in der graugetünchten, halbdunklen Küche Kamillenſäckchen für den verhaßten Joly bereiten.

Für den Hauptbeteiligten hatte der aufregende Zwiſchenfall keine weiteren Folgen. Schon am nächſten Tage zeigte ſich Joly wieder ganz munter, und ſeine Mittagsmahlzeit ließ er ſich trefflicher munden als je. Schlimmer war Eliſe daran, denn ſie erhielt im Laufe des Tages von Auguſte heimlich einen Brief zugeſteckt, in dem ihr Fritz die bitterſten Vorwürfe machte, über Verrat, Liebloſigkeit und Treubruch klagte und ſtürmiſch befriedigende Aufklärung verlangte, widrigenfalls er geſonnen ſei, alle Beziehungen zu ihr abzubrechen und ſein Herz in Verachtung und Haß gegen ſie zu verſtocken.

Am ſchnödeſten aber erging es der armen Auguſte. Otto Mahnke hatte der Erkrankung ſeines Lieblings eine ſtrenge Unterſuchung folgen laſſen, und dabei ſtellte ſich heraus, daß Auguſte die Uebelthäterin geweſen war. Sie hatte dem Affen, um ſich nicht beſonders für ihn bemühen zu müſſen, gegen das ausdrückliche Verbot ihres Herrn von dem allgemeinen Mittageſſen gegeben. Der hungrige

Joly hatte sich an der ungewohnten Speise den Magen verdorben.

Der Hausherr verlor die Geduld. Und wenn Auguste auch sonst eine willige, zuverlässige Person war und schon acht Jahre der Familie treu und ehrlich diente, dem Affen gegenüber hatte sie sich schon allerlei zu schulden kommen lassen. Das war ausschlaggebend. Alles konnte Otto Mahnke entschuldigen und verzeihen, aber wer gegen Joly leichtfertig oder lieblos verfuhr, der hatte es mit ihm verdorben.

Und so wurde der armen Auguste gekündigt. Am nächsten Ersten sollte sie das Haus verlassen.

3.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem vereitelten Ballfest erhielt Otto Mahnke einen unerwarteten Besuch. Es war sein Vetter Franz, der zu ihm ins Zimmer trat mit der unbefangensten, freundlichsten Miene, als hätte nie zwischen ihnen auch nur die geringste Mißhelligkeit bestanden.

Dem Ueberraschten stieg die Zornesröte ins Gesicht, und er war schon nahe daran, aufzubrausen und dem ungebetenen Gast schroff die Thür zu weisen, als er sich noch rechtzeitig eines Besseren besann.

Wozu dem da zeigen, daß sein bloßer Anblick ihm schon die Galle erregte? Zudem schmerzte Spott viel mehr und verwundete viel tiefer als Grobheit. Und so zwang sich Otto Mahnke denn zu einem Lächeln, dem allerdings der Hohn sichtbar aufgeprägt war, und reichte dem Eintretenden jovial die Hand, während er ihn mit den Worten begrüßte: „Kommst du, um die Erbschaft anzutreten? Da bist du etwas zu früh gekommen, lieber Franz. Du mußt dich schon noch ein paar Jährchen gedulden. Joly ist längst wieder da. Doch das weißt du natürlich ebensogut, als ich; denn ich bin sicher, daß du an dem lieben

Tierchen das regſte Intereſſe nimmſt, daß alles, was Joly betrifft, für dich von größter Wichtigkeit iſt. Und ſo will ich dir denn nicht die freudige Nachricht vorenthalten, daß ſich unſer Liebling wohl und munter befindet und alle Ausſicht hat, einmal das ihm von unſerem ſeligen Vetter beſtimmte Alter in voller Rüſtigkeit zu erreichen."

Er erhob ſich, eilte zur Thür des Nebenzimmers und öffnete, ſich nach dem ihm Nachfolgenden umdrehend und freundlich auffordernd: „Bitte, überzeuge dich ſelbſt!"

Und als der Vetter neben ihm auf der Schwelle ſtand, rief er dem Affen zu: „Mach dem Herrn dein Kompliment, Joly!"

Der Affe verneigte ſich, wie es ihn gelehrt worden war, gravitätiſch.

„Joly, wie geht der Menſch?" fuhr Otto Mahnke fort.

Und der Affe begann auf ſeinen Hinterbeinen langſam und würdevoll in ſeinem Käfig auf und ab zu ſchreiten.

„Joly iſt müde, Joly will ſchlafen gehen."

Sogleich ſtreckte ſich das kluge Tier der Länge nach auf dem Boden ſeines Käfigs aus, ſchloß die Augen und ließ leiſe Schnarchtöne hören. „Na, was ſagſt du dazu?" fragte Otto Mahnke triumphierend.

„Ich hätte nicht geglaubt," entgegnete der andere mit trockenem Sarkasmus, „daß du dich ſo gut zum Affenlehrer eignen würdeſt."

In den Augen des Verſpotteten glimmte es zornig auf. Aber er beherrſchte ſich noch rechtzeitig und erwiderte ebenſo ſchlagfertig wie ſchadenfroh: „Das Amt bringt mir jährlich zwölftauſend Mark ein. Dafür kann man ſich ſchon einen Affen als Schüler gefallen laſſen. Meinſt du nicht, lieber Franz?"

Der andere ſchnitt eine bittere Grimaſſe und wußte nichts zu antworten. Inzwiſchen hatte ſich der Affe wieder

erhoben und kam nun an das Gitter des Käfigs, mit glotzender Neugier dem Besucher ins Gesicht starrend.

Franz Mahnke wollte sich den Anschein eines objektiv beobachtenden Zuschauers geben und zwang sich zu einem süßsauren Lächeln, mit dem er Joly zunickte. Zugleich wollte er sich dem Affen nähern. Aber sogleich fühlte er sich von seinem Vetter heftig am Arm gepackt und zurückgezogen.

„Du," sagte dieser, die Verstellung aufgebend, mit wirklicher Aengstlichkeit, „laß das lieber! Ich habe immer das Gefühl, als könnten deine Blicke meinen Affen noch einmal vergiften."

Der Vetter machte ein beleidigtes Gesicht, schüttelte mit dem Kopf, fügte sich aber und wandte sich in das Wohnzimmer der Familie zurück. Otto Mahnke schloß das Affenzimmer ab, bot seinem Gast höflich einen Sitz und sagte dann, wieder die heuchlerische Miene der Jovialität aufsteckend, mit beißender Ironie: „Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, dir für deinen lieben Brief zu danken. Ich bedauere nur, daß du dich so stark verrechnet hast. Du sahst wohl schon die dreihunderttausend Mark in deinen Händen, wie?"

Der Materialwarenhändler errötete flüchtig und schlug betreten die Augen nieder. Aber er überwand rasch diese kleine Anwandlung von Verlegenheit, reckte sich empor und gab den Angriff mit unerschrockener Miene zurück.

„Du irrst," erklärte er mit Entschiedenheit, während ihm das Blut vor Erregung ins Gesicht schoß, „du irrst, wenn du glaubst, daß ich dir die Erbschaft neide. Durchaus nicht. Was ich that, that ich aus Rücksicht auf meine Familie, deren Interessen ich zu wahren verpflichtet bin. Ich für meine Person verzichte gern auf alle Aussichten, je in den Besitz der Hinterlassenschaft unseres verstorbenen Vetters zu gelangen. Ueberhaupt, das glaube mir nur, an deiner Stelle möchte ich wahrhaftig nicht sein. Ich

danke. Was führst du denn für ein Leben? Hast du denn nur eine Sunde Ruhe? Mußt du nicht täglich, stündlich zittern? Erkaufst du nicht das lumpige Geld mit deiner Ruhe, deiner Zufriedenheit, dem Glück deiner Familie? Deine Frau und deine Tochter thun mir leid. Du selbst bist ein ganz anderer geworden, seit du dich zum — ja, zum Sklaven eines frechen, boshaften Tieres erniedrigt hast."

Ein polterndes Geräusch schnitt dem Redenden das Wort vom Munde ab. Otto Mahnke war kirschrot vor Zorn vom Stuhl gesprungen und schlug jetzt heftig mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Was sagst du?" schrie er den anderen wütend an. „Mein Joly ein freches, boshaftes Tier? Mein Affe ist überhaupt kein Tier, sondern er ist vernünftig und klug wie ein Mensch und hat ein besseres Gemüt wie mancher, der" — der Schreiende fuhr sich mit der Rechten an seinen Hals — „der bis hierher mit Neid und Aerger und Haß gefüllt ist. Verstehst du mich?"

Franz Mahnke lächelte nur mitleidig zu diesem groben, maßlosen Ausfall und antwortete mit aller Ruhe: „Ich sagte dir schon, daß ich nichts weniger als Neid gegen dich empfinde. Du bist wahrhaftig nicht beneidenswert. Ich bin überhaupt nicht zu dir gekommen, um mit dir zu streiten, sondern ich kam, um dir in aller Güte einen Vorschlag zu machen, der allen Teilen gerecht wird, der dir und deiner Familie die verlorene Ruhe, den verlorenen Frieden und zugleich den, ich darf wohl sagen, raffiniert boshaften Testamentsbestimmungen unseres verstorbenen Vetters die Spitze abbrechen würde."

Otto Mahnke, der im Zimmer herumraste, blieb plötzlich stehen und sah dem anderen halb spöttisch, halb neugierig ins Gesicht.

„So! Also einen Vorschlag willst du mir machen?"

ſprudelte er hervor. „Na, dann ſchieß mal los! Da bin ich doch wirklich begierig.“

„Du weißt,“ begann der andere ernſt und würdevoll, „daß dich bei der Erbſchaftsverteilung nur ein Zufall begünſtigt hat. Du biſt zwei Jahre älter als ich, im übrigen ſind wir in gleichem Grade mit unſerem verſtorbenen Vetter Ferdinand verwandt. Von Rechts wegen hätte ſein Vermögen uns beiden zu gleichen Teilen zufallen müſſen.“

Der andere lachte grell auf und warf dazwiſchen: „Wenn du an meiner Stelle wäreſt, würdeſt du wahrſcheinlich anderer Anſicht ſein, dann würdeſt du behaupten, daß jeder das Recht hat, mit ſeinem Geld zu machen, was er will. Ferdinand hat ſein Vermögen mir vermacht, und wir haben ſeinen Willen zu reſpektieren.“

„Ja, hat er's denn dir vermacht?“ gab Franz Mahnke zurück. „Hat er ſeinen Willen nicht ſo verklauſuliert, daß du dich vorläufig noch gar nicht als den Beſitzer ſeines Nachlaſſes betrachten darfſt? Fällt nicht das ganze Vermögen mir zu, wenn der Affe vor der feſtgeſetzten Zeit ſtirbt?“

Otto Mahnke ſchüttelte ſich ordentlich. Das Wort ſchlug ihm auf die Nerven, und wieder in heller Wut auflodernd, ſchrie er: „Er wird nicht ſterben, ſage ich dir. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Er darf nicht ſterben.“

„Und wenn du noch ſo ſehr ſorgſt und acht giebſt, ſo haſt du doch nicht die geringſte Gewähr dafür, daß Joly noch zehn Lebensjahre vor ſich hat! Und ich behaupte: ſichere hundertfünfzigtauſend Mark ſind viel, viel mehr wert als dreihunderttauſend Mark, die dir erſt in langer Zeit in Ausſicht ſtehen, die dir womöglich noch im letzten Augenblick unter der Hand in nichts zerrinnen und die du beſten Falls durch ein zehnjähriges Elend erkaufen mußt.“

„Hundertfünfzigtauſend Mark?“ fragte der Aeltere, hoch aufhorchend. „Wie meinſt du das?“

„Nun, ich dächte doch, die Sache ist sehr einfach und wir hätten längst auf das Auskunftsmittel kommen können. Ich schlage dir nämlich vor, daß wir einen besonderen Vertrag abschließen, wonach wir die Erbschaft miteinander teilen. Und zwar verpflichtest du dich, falls Joly wirklich glücklich sein zwanzigstes Lebensjahr erreichen und dir die dreihunderttausend Mark zufallen sollten, die Hälfte des Kapitals an mich auszahlen zu wollen. Dagegen verpflichte ich mich für den Fall, daß Joly vor der festgesetzten Zeit sterben, und die Erbschaft an mich übergehen sollte, ebenfalls die Hälfte, also hundertfünfzigtausend Mark, an dich abzutreten. Und damit in jeder Weise gerecht verfahren wird, willigst du ein, ebenfalls die Hälfte der Zinsen, die während dieser zehn Wartejahre an dich zur Auszahlung gelangen, mir zukommen zu lassen."

Der Ueberraschte stand wie erstarrt. Die Zornesadern schwollen ihm auf der Stirn, und aus seinen kleinen grauen Aeuglein schossen wütende Blitze. „Einen gerechten Vorschlag nennst du das?" brauste er auf. „Das ist ja ein ganz infamer, hinterlistiger Versuch, mich und die Meinen um das Unserige zu prellen und die ganz klaren und bindenden Vorschriften des Testaments unseres lieben, seligen Vetters in fuchsschlauer Weise zu umgehen. — Also die Hälfte soll ich dir abtreten, hundertfünfzigtausend Mark einfach verschenken? Daß ich ein Narr wäre! Nicht eine Mark gebe ich dir, nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig!"

Auch der andere erhob sich nun, während ihm der Aerger in den Kopf stieg und seine Hände zu zittern begannen. Doch er hielt sich noch mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft zurück und erwiderte: „Ich will auf deine ungerechten Verdächtigungen und auf die unerhörten Beleidigungen nicht antworten. Ich will nicht wie du in Zorn und Haß ausbrechen, sondern an unsere Kinder

denken, die sich, wie dir bekannt sein dürfte, lieben, und bei denen ja doch die beiden Hälften von Ferdinands Erbschaft sich wieder vereinigen werden." Er trat dicht an seinen Vetter heran, und mit warmem Ton und versöhnlicher Miene schloß er: „Schlage ein, Otto, und laß uns allen Hader vergessen! Denk an das Glück unserer Kinder!"

Aber Otto Mahnke steckte seine Rechte hinter den Rücken und lachte dem anderen höhnisch ins Gesicht. „So, also versöhnen willst du dich wieder mit mir, wenn ich die Kosten zahle! Sieh, sieh, wie liebenswürdig du bist! Und aus unseren Kindern willst du ein Paar machen, damit dein Junge einmal mein schönes Geld in seine Tasche steckt. Fein ausgesonnen, sehr fein! Aber verrechnet hast du dich bei all deiner Schlauheit. Ich habe ganz andere Pläne mit meiner Elise. Ich stelle ganz andere Ansprüche an meinen zukünftigen Schwiegersohn, verstehst du? Was ist denn dein Sohn? Gar nichts! Commis, Ladenschwengel, Heringsbändiger! Ich danke."

Er drehte dem anderen den Rücken und stellte sich ans Fenster, um dem Vetter seine Mißachtung recht sichtbar auszudrücken.

Franz Mahnke runzelte die Stirn und atmete tief auf. Aber noch hielt er sich zurück.

„Also das ist dein letztes Wort?" fragte er.

„Mein allerletztes."

„Gut! Ich will dich nicht länger behelligen. Meinetwegen, mach deine Tochter unglücklich, wenn du's verantworten kannst. Und mach dich weiter zum Gespött der Stadt mit deinem Affen und erniedrige dich weiter zum Affenwärter, anstatt dem Biest einfach den Hals umzudrehen und vergnügt deine hundertfünfzigtausend Mark einzustreichen. Mir soll's recht sein, Herr — Herr Affenvater!"

Voll Wut ſchnellte der Beſchimpfte herum. „Wie? Was ſagſt du da?“

Mit boshaftem Lachen erwiderte der andere: „Aber weißt du denn nicht, daß ſie dich allgemein ſo nennen?“

„Wer wagt es, mich ſo zu nennen?“

„Na, die ganze Stadt. Wenn man von dir ſpricht, heißt's immer nur: der Affenvater!“

Die kleine, korpulente Geſtalt Otto Mahnkes wuchs förmlich um ein Stück. Zorn und Entrüſtung würgten ihm in der Kehle, ſo daß er ganz blaurot im Geſicht wurde und nur ein paar unartikulierte Laute hervorzubringen vermochte. Und als er nun endlich zu Atem kam und losbrechen wollte, war der andere ſchon bei der Thür.

Bevor er verſchwand, rief er noch einmal zurück: „Adieu, Affenvater!“

Von draußen, vom Hofe her drangen die luſtigen Klänge eines Leierkaſtens herein: „Freut euch des Lebens!“ Otto Mahnke ſtieß ärgerlich mit dem Fuß auf. Dieſer verwünſchte Italiener! Der kam nun alle paar Tage, um ſich ſeinen Obolus zu holen. Heute mochte er ſpielen, bis er ſchwarz wurde. Otto Mahnke befand ſich heute nicht in der Gebelaune.

## 4.

Der Tag, an dem Auguſte das Haus ihrer Herrſchaft zu verlaſſen hatte, war gekommen. Die arme Perſon ging ſchon vom frühen Morgen an mit verweintem Geſicht umher, und auch der Hausfrau ſchien die bevorſtehende Trennung von dem fleißigen Mädchen, das ihr acht lange Jahre hindurch alle Laſten des Haushalts getreulich hatte tragen helfen, ſehr nahe zu gehen.

Als die Stunde des Abſchieds immer näher rückte, konnte das Mädchen ein lautes Weinen nicht mehr unterdrücken, und auch Frau Mahnke, die ſich mit Auguſte

allein in der Küche befand, wischte sich verstohlen die Augen.

„Am meisten ärgert mich," schluchzte Auguste, „daß ich eines unvernünftigen Tieres wegen meinen Dienst verlassen muß."

Frau Mahnke seufzte verständnisvoll. „Du bist nicht die einzige, Auguste," sagte sie, „der der Affe Aerger und Verdruß bereitet. Ich habe schon längst den Tag verwünscht, an dem er in unser Haus gekommen ist."

Des Mädchens Herz fühlte sich von einer schmerzlichen Genugthuung bei diesem offenen Geständnis ihrer Herrin erfüllt. „Ja, ja," sagte sie. „Der Affe ist der böse Geist hier im Hause. Der wird Ihnen noch viel zu schaffen machen."

„Das wird er, Auguste. Und ich würde mich gar nicht ärgern" — die Sprechende blickte sich scheu um und neigte sich vertraulich zu Augusten hinüber — „wenn ihm einmal etwas passierte, und wir für immer von ihm erlöst wären."

„Freilich, freilich, Madame," pflichtete das Mädchen aus voller Seele bei, „das beste wär's ja für alle, auch für den Herrn, wenn das Biest eines schönen Tages hinüber wäre." —

Am Nachmittag verließen Otto Mahnke und Frau zusammen das Haus. Sie waren von einer befreundeten Familie eingeladen worden. Augusten hatte Frau Mahnke vorher noch ein prächtiges Zeugnis ins Dienstbuch geschrieben, und selbst der Hausherr hatte eine gewisse Rührung an den Tag gelegt, als er dem Mädchen zum Abschied die Hand gereicht hatte. Aber die Kündigung war nun einmal erfolgt, das neue Mädchen sollte noch an demselben Abend antreten, und an der vollzogenen Thatsache war nichts mehr zu ändern.

Auch von Elise, die im Wohnzimmer bei einer Hand-

arbeit saß, hatte sich Auguste bereits verabschiedet. Als sie nun in ihrem Reich, in der Küche, die letzte reinigende Hand anlegte, um sich bei ihrer Nachfolgerin keine Unehre zu machen, kam der Schmerz noch einmal mit allem Ungestüm über sie. Noch einmal kochten Zorn und Entrüstung in ihr auf, und in Gedanken bedachte sie den Urheber ihres Leides mit Wünschen, die dem Affen höchst verderblich geworden wären, wenn sie die Wirkung von Handlungen gehabt hätten.

Auguste war eben damit beschäftigt, dem Messingring am Kochherd den üblichen leuchtenden Glanz zu verleihen. Je heftiger sich ihr Zorn regte, desto kräftiger rieb sie mit dem wollenen Lappen. Wild glühte der Rachedurst in ihr. Wie sie es haßte, das boshafte, tückische, häßliche Tier, das ihr so viel Mühe, so viel Aerger und Verdruß bereitet, das Zank und Streit verursacht, wo vormals Ruhe und Frieden geherrscht hatte, dem sie nun weichen mußte, sie, die immer mit ihrer Herrschaft in bestem Einvernehmen gelebt hatte, bevor das Scheusal ins Haus gekommen war!

Da fiel ihr plötzlich ein, daß der Herr in seinem Nachttisch vor dem Bett eine Schachtel mit Morphiumpulvern aufbewahrte, da er seit einiger Zeit in seiner steten Angst und Sorge stark an Schlaflosigkeit litt. Die Rachedürstende stahl sich leise in das Schlafgemach der Herrschaft. Drei Pulver nahm sie aus der Schachtel; dann kehrte sie in das Affenzimmer zurück, holte den Trinknapf aus Jolys Käfig, füllte ihn in der Küche frisch und mischte mit teuflischem Lächeln die drei Giftpulver hinein.

„Wohl bekomm's!" sagte sie, höhnisch dem Affen zunickend, und stellte den Napf an seinen gewohnten Platz. Und nachdem sie so ihrem Rachegelüst gefrönt, raffte sie in der Küche ihre Habseligkeiten zusammen und machte sich eilig davon.

Fritz Mahnke war tags zuvor von Elise durch Auguſtens Vermittelung benachrichtigt worden, daß ihre Eltern am nächſten Tage für mehrere Stunden nicht zu Hauſe ſein würden, und daß deshalb die Gelegenheit zu einer gründlichen Ausſprache günſtig wäre.

Kaum daß die Eltern fortgegangen waren, ſtellte ſich Eliſe an das Fenſter, ſpähte die Straße hinauf und herunter, und endlich — eine Stunde bereits mochte vergangen ſein — erſchien der Erſehnte, mit dem ſie außer den Banden der Verwandtſchaft innigſte Liebe verband.

Voll zitternder Freude eilte ſie ihm entgegen, und nun ſaßen ſie beide im Wohnzimmer auf dem Sofa und hielten ſich an den Händen und ſahen einander verliebt in die Augen.

„Ach, Fritz!“ ſeufzte Eliſe, „ich bin jetzt oft ſo mutlos und verzagt. Papa iſt noch immer ſo furchtbar erbittert gegen deinen Vater und gegen dich.“

„Daran iſt nur der verwünſchte Affe ſchuld!“ knirſchte der junge Mann auflodernd und ſchüttelte die Fäuſte nach der Richtung des Affenzimmers.

„Und ſeit einigen Wochen,“ fuhr das junge Mädchen in ihrem Klagen fort, „fürchte ich mich ſo vor dem Doktor Fiſcher.“

„Vor dem?“ fragte der junge Mann erſtaunt und ungläubig. „Vor dem alten Junggeſellen fürchteſt du dich? Warum denn?“

„Wüßteſt du nur,“ fuhr ſie eifrig fort, „wie er mich immer anſieht. Und wie er immer um mich herum iſt, ſo oft er in unſer Haus kommt. Er ſagt mir immer allerlei Schmeicheleien. Wie hübſch er mich fände und wie glücklich einmal der Mann ſein würde, der mich heimführen dürfte —“

„Der Halunke!“ rief Fritz wütend und ſprang heftig auf und lief zornig im Zimmer umher. Und zu Eliſe

zurückkehrend, ſtellte er ſich vor ſie hin, ſah ſie mit eiferſüchtigen Blicken an und fragte: „Und du? Was ſagſt du denn dazu?“

„Gar nichts. Was ſollt' ich denn dazu ſagen?“

Der leicht erregbare junge Mann aber rief mit blitzenden Augen: „Abfallen laſſen ſollſt du ihn, aber ganz gehörig! „Sie alter Narr,“ ſollſt du zu ihm ſagen, „Sie knickſtiefeliger Schleicher Sie, ſcheren Sie ſich doch zum Henker!“

Eliſe ſchüttelte energiſch den Kopf. „Das kann ich nicht, das geht doch nicht.“

„Du kannſt nicht? Sage lieber, du willſt nicht. Natürlich, ich kann mir ja ſchon denken. Er ſchmeichelt dir, und Schmeicheleien hört ihr zu gern. Ihr Weiber ſeid ja alle ſo gefallſüchtig und kokett.“

Eliſe warf die Lippen auf. „Du biſt ungerecht, Fritz. Man kann doch als junges Mädchen einem Mann nicht ſolche Grobheiten ſagen. Und überdies würde es auch Papa nicht dulden. Du glaubſt nicht, wie große Stücke er auf Doktor Fiſcher hält und wie ſehr er ihn ſchätzt.“

„Ich weiß ſchon warum, des albernen Affenviehs wegen.“

„Weißt du, Fritz,“ geſtand Eliſe noch kleinlauter und verzagter, „ich fürchte immer, daß Doktor Fiſcher einmal Ernſt macht und —“

„Und —?“ fragte Fritz und blickte ſie finſter an.

„Und um meine Hand anhält und dann —“

„Das ſoll er einmal wagen,“ ſchrie Fritz, „das ſoll er ſich einmal unterſtehen! Dann kriegt er's mit mir zu thun. Da giebt es ein Unglück!“ Und einer plötzlichen Eingebung folgend, griff Fritz in ſeine Rocktaſche und brachte eine Papierdüte zum Vorſchein.

„Das iſt ein Wink des Schickſals!“ fuhr er fort. „Ehe ich hierher kam, war ich in der Apotheke. Mama brauchte in der Wirtſchaft Schweinfurter Grün. Einen beſſeren

Gebrauch kann ich von dem Gift gar nicht machen, als wenn ich damit das verwünschte Ungeheuer um die Ecke bringe, das uns noch alle ins Unglück stürzen wird, das schon längst verdient hat, ins Jenseits spediert zu werden."

Er stürzte zur Thür, die ins Affenzimmer führte. Aber Elise war wie der Wind auf ihren Füßen und eilte ihm nach. Kurz vor der Thür erreichte sie ihn und hielt ihn mit allem Aufgebot ihrer Kraft zurück und sah ihm mit einem flehenden und zugleich zürnenden Blick ins Auge.

„Pfui, Fritz!" sagte sie mit ehrlichem Abscheu. „Wenn du im stande wärest, so hinterlistig, so grausam zu handeln, dann — dann könnt' ich dich überhaupt nicht mehr lieben, dann müßt' ich dich verabscheuen und verachten. Pfui, du wirst dich doch nicht zum heimtückischen, feigen Giftmischer erniedrigen!"

Fritz schaute ihr betroffen und unschlüssig in das erregte Antlitz. Haß und Zorn rangen in ihm mit dem Eindruck, den Elisens Miene und Blicke auf ihn machten.

In diesem kritischen Moment ertönte die Flurklingel heftig und grell. Elise fuhr mit einem Schreckensschrei zurück. „Der Vater!" stammelte sie erbleichend.

Fritz aber war in der Ekstase seiner Gefühle für Furcht und Schrecken ganz unzugänglich.

„Was schadet's!" gab er keck zurück und richtete sich straff in die Höhe. „Laß ihn nur kommen! Ich werde ihm einmal ordentlich meine Meinung sagen. Ich werde ihm sagen: Onkel, du bist ein Tyrann, ein —"

Von neuem ertönte die Klingel, noch lauter als zuvor. Ihr Klang schien Elisen die verlorene Kraft wiederzugeben. Sie stürzte auf Fritz zu und packte ihn am Arm und rief in Todesangst: „Wenn du nicht gehst, Fritz, so — ich schwöre es dir — so seh' ich dich im ganzen Leben nicht mehr an. Wenn Papa dich jetzt hier fände, es gäbe einen schrecklichen Auftritt. Schnell — fort! Durch das

Affenzimmer ins Schlafzimmer — von da in die Küche und aus der Küche über den Hof auf die Straße — ſchnell, ich bitte dich, ich beſchwöre dich!“

Sie klinkte ſelbſt die Thür auf und drängte ihn ins Nebenzimmer.

Fritz fügte ſich und verſchwand. Eliſe eilte an den Spiegel, ſtrich ſich raſch das Haar zurecht und fuhr dann mit den Handrücken an die erhitzten Wangen; der Herzſchlag tobte in ihr und raubte ihr faſt den Atem. Schon ging zum drittenmal die Klingel, und im nächſten Moment wurde die Korridorthür mit wütenden Fäuſten bearbeitet, daß es durch das ganze Haus ſchallte.

„Wo ſteckſt du denn? Was fällt dir denn ein? Was läßt du mich denn ſo lange warten?“ ſprudelte Otto Mahnke wütend hervor, als ihm Eliſe endlich Einlaß gegeben.

Sie war noch ganz verwirrt. „Entſchuldige, Papa, ich — ich hatte mich ein bißchen aufs Sofa gelegt, und da muß ich wohl ein wenig eingeduſelt ſein.“

Otto Mahnke ſtürmte ins Zimmer. „War jemand hier?“ fragte er mißtrauiſch.

Eliſe zitterte, aber mit aller Willensanſtrengung gelang es ihr, den forſchenden Blick ihres Vaters auszuhalten. „Wer ſollte denn hier geweſen ſein, Papa?“

„Weiß ich's? Onkel Franz oder ſonſt irgend jemand. Mir war's doch, als wenn ich von der Straße aus einen Schatten am Fenſter geſehen hätte. — Wie befindet ſich denn Joly?“

„Ganz gut, Papa.“

„So! Wenn du geſchlafen haſt, kannſt du's doch nicht wiſſen. Schäme dich! Anſtatt auf Joly aufzupaſſen und dem armen Kerl ein bißchen die Zeit zu vertreiben, legſt du dich aufs Ohr und ſchläfſt am hellen lichten Tage.“

„Aber es waren ja nur ein paar Minuten, Papa.

Vorher war ich noch bei Joly, und er war noch so possierlich, und ich mußte so viel lachen — er ist doch manchmal wirklich zu drollig, Papa."

Elisens Evaschlauheit verfehlte ihre Wirkung nicht. Ueber Otto Mahnkes Gesicht flog ein heller Schimmer, und ein zufriedenes Schmunzeln zuckte um seine Lippen.

Sogleich nahm Elise ihren Vorteil wahr, und den Vater, der eben auf die Thür des Affenzimmers zuschreiten wollte, zurückhaltend, fragte sie: „Aber warum kommst du denn so früh, Papa?"

„Weil" — eine finstere Wolke verdunkelte wieder die noch eben strahlenden Mienen des Sprechenden — „weiß der Kuckuck, ich bin jetzt immer so scheußlich nervös, ich habe nirgendwo rechte Ruhe mehr als zu Hause. In einem fort verfolgen mich quälende Phantasiebilder. Ich konnt's in der Gesellschaft nicht mehr aushalten und da machte ich mich aus dem Staube. Mama kommt erst später. Erst wenn ich zu Hause bin und meinen lieben Joly vergnügt und munter herumspringen sehe, fällt mir der Alp von der Brust."

Er klinkte die Thür des Affenzimmers auf und trat wohlgemut ein. Mit bang klopfendem Herzen stand Elise jenseits der Schwelle.

„Joly! Jolychen!" tönte die freudige Stimme des Vaters. Elise atmete auf. Gottlob, Fritz hatte seine Drohung nicht wahr gemacht. Er war gegangen, war glücklich über alle Berge.

Da drang plötzlich ein lauter Schrei aus dem Nebenzimmer. Und dann folgten die Klagelaute: „Joly, mein lieber, armer Joly, was ist dir denn? Was hast du denn, mein liebes, gutes Tierchen?"

Im Nu war Elise im Affenzimmer. Sie glaubte, ihr müßten die Sinne vergehen. In einem Winkel seines Käfigs hockte Joly, mit dem Rücken gegen das Gitter ge-

lehnt. Krampfartige Zuckungen durchliefen ſeinen Körper, ſeine Augen waren verglaſt und blickten wie die eines Sterbenden, auf ſeinen Lippen zeigte ſich weißer Schaum.

Vor dem Käfig ſtand der Vater und raufte ſich das Haar und ſchrie: „Was iſt mit meinem Joly geſchehen? Er ſtirbt — er ſtirbt! Hilfe! Hilfe! Joly ſtirbt!“

Eliſe konnte ſich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Ein furchtbarer Schrecken durchfuhr ſie mit Eiſeskälte. Die Situation war ihr nur zu klar. Fritz, der Unſelige, hatte es gethan. Auf ſeiner Flucht durch das Zimmer hatte er ſich die Zeit genommen, dem ahnungsloſen Joly das Gift zu reichen. Und ſie — ſie war mitſchuldig. Sie hatte Fritz hinter dem Rücken ihrer Eltern in der Wohnung empfangen, hatte ihm die Gelegenheit zu ſeiner ruchloſen That verſchafft.

Wie Fieberfroſt ſchüttelte es ſie. Und zugleich mit den Stacheln des Gewiſſens, die ſich ihr tief in die Bruſt gruben, drang ein heißer, unendlicher Schmerz auf ſie ein. Nun konnte ſie ihn nicht mehr lieben, ſie hatte den Geliebten verloren — für immer! Das unglückliche Mädchen ſchlug die Hände vor das Geſicht und brach in heftiges Schluchzen aus.

Wie von der Tarantel geſtochen, drehte ſich Otto Mahnke herum und ſtürzte zu ſeiner Tochter hin. Sie an beiden Schultern packend, ſchrie er mit kreiſchender Stimme auf ſie ein: „Wer hat es gethan? Wer hat meinen armen Joly getötet? Du mußt es wiſſen! Geſtehe!“

Und von einem neuen Gedanken gepackt, ſprang er von ihr hinweg und ſtürmte in die Küche. Aber niemand war da. Auch Auguſte nicht.

„Schnell zu Doktor Fiſcher! So lauf doch! Schnell!“ befahl Mahnke.

„Aber ich kann doch nicht, Papa — zu Doktor Fiſcher!“

„Dann lauf wenigſtens in die Apotheke und hole ein

Mittel, irgend ein krampfſtillendes Mittel, hörſt du?! Ich ſelbſt will zum Arzt."

Und er ſtürmte in das Nebenzimmer, von da aber machte er wieder Kehrt und zu dem Affen zurück. Ganz von Sinnen ſchlug er ſich mit den Händen vor die Stirn und jammerte: „Ich kann doch nicht, ich kann ihn doch nicht allein laſſen. Eliſe!"

Er eilte ihr nach, aber ſie war ſchon hinaus, war ſchon auf der Straße, auf dem Wege zur Apotheke.

Wie ein Unſinniger gebärdete ſich der allein Zurückbleibende. Die Krämpfe des Affen nahmen von Minute zu Minute an Heftigkeit zu. Otto Mahnke verging faſt vor Angſt. Dreimal rannte er zwiſchen Thür und Käfig hin und her und wußte nicht, ſollte er bleiben oder ſollte er gehen.

Da ertönte plötzlich ein lautes Klopfen an der Korridorthür. Wie der Blitz fuhr Otto Mahnke hinaus. Eine ländlich gekleidete weibliche Perſon ſtand auf dem Flur.

„Was wollen Sie?" herrſchte Otto Mahnke die Unbekannte mit wildrollenden Augen an.

In breitem gemütlichen Dialekt antwortete die Draußenſtehende: „Ach, entſchuldigen Sie nur, Herr, ich bin Sie nämlich das neue Dienſtmädchen. Ich ſollte ja eigentlich erſt abends antreten, aber —"

Weiter kam ſie nicht. Otto Mahnke packte ſie an beiden Armen. Neue Hoffnung durchglühte ihn. Die ſchickte ihm die Vorſehung zur rechten Zeit.

„Kennen Sie den Doktor Fiſcher?"

Das langſame, ſchwerfällige Mädchen überlegte eine Ewigkeit. „Nee, Herr, den kenne ich nicht. Ich bin nämlich erſt kurze Zeit in der Stadt. Aber wenn Se mir ſagen —"

„Er wohnt in der Hauptſtraße — Hauptſtraße Nummer 6. Schnell, laufen Sie zu ihm und ſagen Sie ihm, er ſolle ſofort kommen, ſofort!"

Aber das Mädchen vom Lande machte noch keine Miene zu gehen. „Entschuldigen Sie, Herr, die Hauptstraße —"

Otto Mahnke stand wie auf glühenden Kohlen. Wütende Ungeduld siedete in ihm.

„Herrgott, Sie Kamel," schrie er, „so machen Sie doch, daß Sie fortkommen! Er stirbt ja, hören Sie, er stirbt!" Damit schob er sie hinaus und kehrte zu Joly zurück. Ein vernichtender Anblick bot sich ihm. Joly lag lang hingestreckt in seinem Käfig, regungslos, die Augen starr, glanzlos.

„Tot!" schrie Otto Mahnke, „tot!"

Er sank ganz darniedergeschmettert auf den nächsten Stuhl, seine Blicke richteten sich starr nach dem bewegungslosen Körper des Affen. Seine Lippen murmelten tonlos das Wort: „Verloren!"

Seine in Fieberhast arbeitende Phantasie zeigte ihm noch einmal alle Erlebnisse der letzten Monate, von der Testamentseröffnung an bis auf den heutigen Tag. Alle durchlittenen Aufregungen, Schmerzen und Kümmernisse zogen noch einmal an seiner Seele vorüber. Und das alles war umsonst gewesen, alle Sorge, alle Mühe.

Plötzlich packte den Grübelnden ein Wutanfall, er ballte die Fäuste gegen sich selbst und schlug sich in zorniger Selbstanklage vor die schmerzende Stirn. Warum hatte er nicht besser über Joly gewacht? Warum hatte er seinen Liebling einem leichtfertigen jungen Mädchen, einem boshaften Dienstboten überlassen?

Es fröstelte ihn. Ihm war mit einemmal so einsam und verlassen zu Mut. Es war ihm, als sei seinem Leben der Hauptinhalt genommen. Die Aussicht auf den Reichtum, auf das große Kapital, das ihm dereinst zufallen mußte, hatte ihn immer in einen förmlichen Rausch, in eine beständig in ihm zitternde angenehme Aufregung versetzt, ein schmeichelndes Hochgefühl in ihm erzeugt. Nun

war er mit einem Schlage seiner schönsten Hoffnungen beraubt. Wie sollte er es verwinden, wie sollte er diesen Verlust ertragen? Wieder arm, wieder verdammt, Tag für Tag sein langweiliges, mechanisches Tagewerk zu vollbringen, um notdürftig sein und der Seinen Leben zu fristen. Ihn schauderte. Er fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, und schwere Seufzer stiegen aus seiner bedrückten Brust empor.

Da fielen seine Augen wieder auf den armen Joly. Er sprang unwillkürlich empor und trat dicht an den Käfig heran. Aber merkwürdig, statt Trauer und Bedauern regten sich nur Abscheu und Widerwillen in ihm. Der Affe erregte jetzt Ekel in ihm und den Wunsch, sich seiner zu entledigen.

Und er kehrte wieder zu seinem Stuhl zurück, ließ sich schwerfällig darauf nieder und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Dreihunderttausend Mark!“ klang es ihm in die Ohren. „Dreimalhunderttausend Mark! Verloren — verloren!“

Heiße Erbitterung stieg in ihm auf. Geld war Glück, Macht, Genuß, Frohsinn! Und das alles sollte er verloren haben eines unvernünftigen, dummen, armseligen Tieres wegen, dessen Gesundheit und Leben von einem Zufall, von dem Belieben eines rachsüchtigen Dienstmädchens abhing? War es nicht ein Wahnsinn oder ausgesuchte Bosheit, die ganze Zukunft eines Menschen von der Existenz eines Tieres abhängig zu machen? Sollte er sich der Laune eines widerlichen, unzurechnungsfähigen alten Sonderlings widerspruchslos fügen? Sollte er sich widerstandslos in sein Schicksal ergeben?

„Nein, nein!“ schrie es in ihm auf, und der Gedanke, nun einfach Verzicht zu leisten auf das Kapital, das er schon in seinen Händen gesehen, als dessen Besitzer er sich

bereits in der ganzen letzten Zeit betrachtet hatte, erschien ihm unerträglich. Nein, nein! Er wollte sich nicht dem Hohn und Spott und der Schadenfreude seines Vetters Franz aussetzen.

Aber wie diesem Schicksal entgehen, wie? Er grübelte und sann. Auf die Dauer ließ sich der Tod des Affen nicht verheimlichen. Und dann, sobald Jolys Ableben ruchbar geworden sein würde, kam Vetter Franz und machte seine Ansprüche geltend und trat an seiner Stelle den Besitz des heißersehnten Reichtums an. Dreihunderttausend Mark! Dreimalhunderttausend Mark!

Mitten aus seinem Nachdenken störten ihn wohlbekannte Klänge auf, die er während der letzten Wochen bis zum Ueberdruß gehört hatte:

„Ach du lieber Auguſtin, alles ist hin!"

Heute wirkten sie elektrisierend auf den vom Schmerz Gebeugten. Mit beiden Füßen zugleich sprang er von seinem Stuhl auf und zur Küche, in deren Mitte er stehen blieb, um von hier aus verstohlen durch das Fenster zu spähen.

Draußen stand der Italiener, vergnügt und unermüdlich wie immer den Schwengel der Drehorgel drehend, und auf dem Leierkasten tanzte der Affe. Niemand befand sich auf dem Hofe. Alles still! Von dem Schuster in der Hofwohnung drüben keine Spur. Auch die Kinder des Schusters, die fast immer die eifrigsten Zuschauer und Bewunderer der Kunststücke des Affen gewesen, fehlten. Wahrscheinlich hielt die Schule sie fest oder sie trieben sich irgendwo auf der Straße umher.

Leise, auf den Zehenspitzen, wie das böse Gewissen, schlich sich Otto Mahnke zu dem Fenster hin. Noch einmal lugte er argwöhnisch hinaus. Nichts! Keine Menschenseele außer dem Italiener und seinem Affen.

Und nun ein vorsichtiges Pochen an die Fensterscheibe und ein rufendes „Pst!“.

Der Italiener grinste über das ganze Gesicht, als er seinen Wohlthäter und Gönner gewahrte.

„Buon giorno!“ rief er und zog mit der linken Hand seinen Hut vom Kopfe.

Otto Mahnke fuhr erschrocken zusammen bei dem lauten Gruße. Dann winkte er dem anderen, fortwährend vorsichtig nach dem Hofe und nach dem Fenster der Schusterwohnung lugend.

Der Italiener erstaunte. „Che cosa comanda, signore? — Was wünschen, Herr?“ fragte er ebenso laut wie vorher.

Es bedurfte mehrmaliger Winke Otto Mahnkes, bis er endlich begriff und schwerfällig mit seinem Leierkasten und seinem Affen in die Küche heraufstapfte.

„Che cosa comanda, signore?“ wiederholte er erwartungsvoll seine Frage.

Otto Mahnke zog den Italiener mit sich in das Wohnzimmer, und hier zischelte er ihm mit vor Erregung heiserer Stimme ins Ohr. „Ich will Ihnen den Affen da abkaufen. Ich gebe Ihnen hundert Mark.“

Der Italiener stutzte, sah den ihm in martervoller Spannung und Aufregung Gegenüberstehenden verdutzt an und protestierte dann mit Kopf, Händen und Mund: „No, Signore! Affe gebe ich nicht her für alles Geld. Affe ist mein liebster Freund, ist wie Kind, hat mit armen Pietro gehungert und gedurstet, hat mit mir geschlafen in Bett und unter freies Himmel, in Wald und in Feld. Nehme ich mit Affe in Heimat, in schönes Italia.“

Otto Mahnke stampfte zornig mit dem Fuß auf. Er stürzte an das Fenster und blickte die Straße hinunter. Gott sei Dank! Noch niemand zu sehen.

„Ich gebe zweihundert,“ rief er dem Italiener zu, eilte an seinen Schreibtisch, riß ein Päckchen Banknoten

aus dem Schubfach und hielt es dem Italiener verführerisch entgegen.

Die Augen des armen Burschen funkelten, in seinen krampfhaft zuckenden Mienen spiegelte sich deutlich der Seelenkampf, den das verlockende Angebot in ihm hervorrief.

Otto Mahnke trat der Angstschweiß auf die Stirn. Mit gespannten Sinnen horchte er nach der Flurthür hin. Wenn nur jetzt niemand kam!

„Nehmen Sie, da!" drängte er den Italiener, dem ein paar hellschimmernde Tropfen über die gebräunten Wangen hinabliefen, während er seinen Affen liebkosend an die Brust drückte.

Dann gewann die Begehrlichkeit die Oberhand. Seine linke Hand griff zu, während er mit der Rechten den Affen auf den Fußboden hinunterließ. Die Banknoten in seine Tasche schiebend, wollte er dem Käufer allerlei Verhaltungsmaßregeln bezüglich der Pflege des Affen erteilen. Dieser aber winkte ungeduldig mit der Hand.

„Da!" sagte er, auf den starr im Käfig liegenden Joly deutend. „Nehmen Sie den toten Affen mit und verscharren Sie ihn irgendwo außerhalb der Stadt!"

Er trieb den Italiener, der mechanisch gehorchte, zur Eile an und führte ihn dann wieder in die Küche zurück zum Hinterausgang der Wohnung. Den neuerworbenen Affen hatte er zuvor in den Käfig eingeschlossen, und kaum war er in das Affenzimmer zurückgekehrt, als er auch schon die Schritte seiner zurückkommenden Tochter im Korridor und Wohnzimmer vernahm.

Otto Mahnke atmete noch einmal tief auf, strich sich mit der Hand über das erhitzte Gesicht und zwang sich mit gewaltiger Willensanstrengung äußerlich zur Ruhe, während ihm heimlich das Herz zum Zerspringen schlug.

Nun ging er der Hereinstürmenden entgegen, die ihm,

ganz atemlos vom schnellen Gange, eine mit einer hellen Flüssigkeit gefüllte Arzneiflasche entgegenhielt.

Er drängte Elise sanft in das Wohnzimmer zurück. „Es ist schon gut," sagte er, eine unbesorgte Miene heuchelnd, „der Anfall ist schon vorüber. Nur ein bißchen Ruhe müssen wir ihm noch gönnen. Es scheint nur ein Diätfehler gewesen zu sein, der hoffentlich ohne alle ernste Folgen bleiben wird."

Denselben Bescheid gab er auch dem Doktor Fischer, der sich bald darauf in Begleitung des neuen Dienstmädchens einstellte. Freilich, der Arzt ließ sich nicht so rasch abspeisen. Da er schon den Gang gemacht hatte, so wollte er doch den Patienten wenigstens sehen. Zwar versuchte Otto Mahnke, während es ihn kalt und heiß durchschauerte, mit geheuchelter Unbefangenheit allerlei kleine Manöverchen, die Aufmerksamkeit Doktor Fischers abzulenken, schließlich aber mußte er ihn doch in das Affenzimmer führen, um des Arztes Mißtrauen nicht von vornherein zu erregen.

Otto Mahnke mußte alle seine Selbstbeherrschung zusammennehmen, um sich nicht zu verraten, während Fischer vor den Käfig trat. Freilich, im stillen schlugen ihm die Zähne zusammen wie im Fieberfrost, während ihm vor unerträglicher Spannung fast der Herzschlag stockte.

„Wirklich, er scheint sich ja schon wieder ganz leidlich zu befinden," bemerkte der Arzt, den vermeintlichen Patienten ins Auge fassend. „Joly, alter Bursche, komm doch mal her! Wie geht's dir denn, du Schelm? Aber was hast du denn? Kennst du mich denn nicht mehr, Joly? Joly!"

Merkwürdig, das Tier, das sonst immer durch lebhafte Gebärden seine Freude an den Tag zu legen pflegte, so oft ein Bekannter ins Zimmer trat, verhielt sich ganz still und teilnahmlos. Es saß in einer Ecke, sah traurig vor

ſich hin und ſchien auf den Namen Joly nicht im geringſten zu hören.

Otto Mahnke lehnte ſich mit ſeinem breiten Rücken gegen das Fenſter, um ſo viel Licht wie nur irgend möglich vom Zimmer fern zu halten. Leiſe Hoffnung durchglühte ihn. „Er wird es gewiß nicht merken," ſprach er ſich krampfhaft Mut zu. „Er wird es gewiß nicht merken. Die Aehnlichkeit iſt ja täuſchend."

„Was hat er denn nur?" bemerkte Fiſcher, durch des vermeintlichen Jolys ungewöhnliches Verhalten aufmerkſam werdend. „Es ſcheint doch noch nicht ſo ganz in Ordnung mit ihm. Zeig mal deine Hand her, Joly! Will dir mal den Puls fühlen."

„Ach, laſſen Sie doch, Doktor!" fiel Otto Mahnke raſch ein. „Wozu wollen Sie ſich denn weiter bemühen? Es fehlt ihm nichts als Ruhe. Er iſt noch 'n bißchen angegriffen, das iſt alles. Kommen Sie und ſtecken Sie ſich eine Cigarre an!"

Er machte Miene, ſeinen Platz am Fenſter aufzugeben. Aber der Tierarzt hörte gar nicht auf ihn. Es ſchien vielmehr, als habe irgend etwas ſeinen Argwohn erregt, denn er beugte ſich hinüber und nahm das regungslos ſitzende Tier ſcharf ins Auge. Otto Mahnke zitterte am ganzen Leibe und litt die Höllenqualen der Ungewißheit.

„Wird er es merken? Oder wird er es nicht merken?" klang es unaufhörlich in ihm.

Jetzt richtete ſich Doktor Fiſcher in die Höhe. „Ein merkwürdiger Fall," ſagte er und näherte ſich dem noch immer am Fenſter Lehnenden langſam. „In meiner ganzen Praxis iſt mir etwas derartiges noch nicht vorgekommen. Hm, hm! Höchſt eigentümlich!"

Er ſtand jetzt dicht vor Otto Mahnke, der nicht wußte, wo er ſeine Blicke laſſen ſollte, und dem der Zwang, ein unbefangenes Ausſehen heucheln zu müſſen, während er

vor innerlicher Aufregung faſt verging, den kalten Schweiß auf die Stirn trieb.

„Etwas ganz Seltſames iſt mit Joly vorgegangen,“ fuhr der Tierarzt fort und ſah dem ihm Gegenüberſtehenden ſpöttiſch ins Geſicht. „Seine Ohren ſind kleiner geworden und ſein Schwanz iſt länger. Auch hat er ein paar braune Flecken, die er früher nicht beſaß. Man könnte glauben, er ſei über Nacht ein paar Jahre jünger geworden. Sie ſollten den Fall nach Berlin melden an den Direktor des Zoologiſchen Gartens.“

Otto Mahnke fühlte eine ſo ſtarke innere Erſchütterung, daß er faſt in die Kniee geſunken wäre. Mit Mühe hielt er ſich aufrecht. Er hörte ſehr wohl den ironiſchen Ton heraus, der in den Worten und in der Stimme des Tierarztes zum Ausdruck kam. Mit dem letzten Aufgebot ſeiner Willenskraft erwog er die Frage bei ſich, ob er nicht am beſten thäte, dem Fachmann, der ſich nicht täuſchen ließ, ein offenes Geſtändnis abzulegen. Schon hatte er ſich halb und halb dazu entſchloſſen, als Doktor Fiſcher ſich plötzlich umdrehte und in ganz verändertem Tone ſagte: „Gehen wir! Sie haben recht, ein bißchen Schonung iſt alles, was das Tier braucht. Laſſen Sie nur niemand zu ihm, hören Sie! Das iſt für den Affen und auch für Sie“ — er legte eine beſondere Betonung auf das letzte Wort — „am beſten. Na, nun bin ich ſo frei und nehme die Cigarre an.“

Dabei ſchritt er zum Zimmer hinaus. Otto Mahnke folgte in einer zwieſpältigen Stimmung. Er wußte nicht, ſollte er ſich freuen oder ſollte er ſich für verloren halten. Ganz rätſelhaft erſchien ihm Doktor Fiſchers Verhalten.

In ſeinem Zimmer reichte er dem Gaſt die Cigarrenkiſte, und er ſelbſt ſteckte ſich ebenfalls eine Cigarre an, aus der er in ſeiner Verlegenheit und Aufgeregtheit eifrig

dicke Rauchwolken entwickelte. Eine peinliche, unheimliche Stille herrschte im Zimmer.

Endlich räusperte sich Doktor Fischer und sagte: „Herr Mahnke, ich habe schon lange vor, mit Ihnen in einer Privatangelegenheit ein vertrauliches Wort zu reden. Sie haben doch Zeit, mich anzuhören?"

„Gewiß, Doktor, gewiß," beeilte sich Otto Mahnke entgegenkommend zu versichern, innerlich voll Neugier und ängstlicher Spannung. „Für Sie habe ich immer Zeit."

Der Tierarzt reckte sich auf seinem Stuhl in eine aufrechte Haltung, sein Gesicht nahm eine ernste Miene an, und er begann: „Seit Monaten komme ich jede Woche mehreremal in Ihr Haus. Sie werden es mir hoffentlich nicht als Unbescheidenheit anrechnen, wenn ich sage, daß ich ein aufrichtiges persönliches Interesse für Ihre werte Familie gefaßt habe. Ich schätze Sie und Ihre Frau Gemahlin und" — der Sprechende stockte eine Sekunde, räusperte sich und fuhr, eine leichte Verlegenheit rasch bemeisternd, fort: „Der Liebreiz Fräulein Elisens ist nicht ohne tiefen Eindruck auf mein Herz geblieben. Ich weiß nicht, ob Sie schon etwas davon bemerkt haben."

„Ja — jawohl," erklärte der Gefragte und atmete ein wenig auf, ohne in seinem Gemütszustand vorläufig auf die Erklärung des Tierarztes sonderlich Gewicht zu legen. Er war schon froh, daß von dem Affen nicht die Rede war, und daß es nimmermehr den Anschein hatte, daß Doktor Fischer in Bezug auf diese wichtigste Angelegenheit nichts Sicheres wußte oder nichts wissen wollte.

„Um so angenehmer für mich," fuhr Doktor Fischer fort. „Das erleichtert mir das folgende. Also ohne Umschweife: ich bin meines Junggesellenstandes überdrüssig, ich liebe Fräulein Elise und bitte Sie um ihre Hand."

Otto Mahnke saß wie geistesabwesend da. Er riß seine Augen weit auf und starrte den ihm Gegenüber-

ſitzenden wie eine nie geſehene, wunderbare Erſcheinung an. Es hatte ganz den Anſchein, als hätte er noch gar nicht recht begriffen, um was es ſich bei den Worten des Tierarztes eigentlich handelte, obgleich dieſer ſich doch deutlich genug erklärt hatte. Jedenfalls war der Ueberraſchte augenblicklich nicht im ſtande, irgend eine Anſicht oder Willensäußerung kundzugeben. Es war in der letzten Stunde zu viel auf ihn eingeſtürmt, und er hatte die ganze Skala der Gemütsbewegungen in ſo kurzer Zeit durchlaufen, daß ihm noch ganz wirr im Kopfe war und er die Fähigkeit, raſch zu denken, für den Augenblick verloren zu haben ſchien.

„Nun?“ fragte Doktor Fiſcher ungeduldig und erſtaunt.

„Wie? Wie meinen Sie?“ gab der andere, zuſammenzuckend, die Frage zurück.

„Ich meine, was Sie zu meinem Antrag ſagen?“

„Zu Ihrem Antrag?“

Doktor Fiſcher ſchüttelte den Kopf und ſeine Stirn furchte ſich. „Nun ja. Ich erklärte Ihnen doch,“ wiederholte er mit lauter Stimme und langſam, jedes Wort betonend, „daß ich Ihre Fräulein Tochter liebe und mich um ihre Hand bewerbe.“

Otto Mahnke ſtrich ſich mit der Hand über die feuchte Stirn. Ja ſo. Jetzt begriff er endlich. Alſo auf einen Heiratsantrag liefen die Worte des Tierarztes hinaus. Doktor Fiſcher wollte ſein Schwiegerſohn werden. Die erſte Empfindung des Ueberraſchten war ſtürmiſche Freude. Wenn der Tierarzt ſein Schwiegerſohn wurde, dann war ja alles gut, dann würde er gewiß reinen Mund halten. Das lag ja dann ſchon in ſeinen eigenen Intereſſen. Aber nun machte ſich plötzlich eine andere Empfindung in ihm geltend. Was würde Eliſe dazu ſagen? Würde auch vor ihren Augen der Bewerber Gnade finden?

Otto Mahnke ließ ſeine Blicke auf dem ihm Gegen-

überſitzenden ruhen. Des Tierarztes äußere Perſönlichkeit war nicht beſonders einnehmend. Sein Bart war bereits mit grauen Fäden durchzogen, ſein Geſicht zeigte ſchon die Linien des Alters, oben auf dem Kopf blickte der kahle Schädel durch die dünnen, ſorgſam zuſammengelegten Haarſträhnen. Als Heiratskandidat eines achtzehnjährigen jungen Mädchens machte Doktor Fiſcher allerdings keine ſonderlich anmutende Figur.

„Alſo Sie wollen wirklich noch heiraten?“ gab Otto Mahnke ſeinen Gedanken offenherzigen Ausdruck.

„Warum ſollte ich nicht? Ich bin Anfang der Vierziger, alſo in den beſten Mannesjahren. Wenn Ihre Tochter vernünftig iſt, wird ſie das verſtändige Alter der grünen, unreifen Jugend vorziehen. In meinem Alter verſteht man erſt das weibliche Geſchlecht zu achten. Sind Sie denn gegen meinen Antrag? Weigern Sie ſich, meine Bewerbung bei Ihrer Tochter zu unterſtützen?“

Er ſah den Beſtürzten mit einer Miene an, in der eine Drohung verborgen war.

Otto Mahnke erſchrak. „Durchaus nicht,“ ſtotterte er. „Warum ſollte ich denn? Im Gegenteil! Sie haben ganz recht, Doktor. Aber ich fürchte nur —“ Der Sprechende ſtockte und kraute ſich verlegen hinter dem Ohr.

„Was fürchten Sie?“

„Meine Tochter Eliſe — na, Sie wiſſen ja, Doktor, wie die jungen Mädchen ſind. Wenn ſie ſich nun ſträubt? Wenn ſie nun nicht will?“

Des Tierarztes Stirne legte ſich in immer drohendere Falten, und ſeine Augen blickten zürnend, faſt befehlend.

„Wozu ſind Sie denn der Vater?“ ſagte er. „Solch ein junges Ding hat doch noch keinen eigenen Willen. Wenn Sie ihr mit allem Nachdruck die Vorteile auseinanderſetzen, die eine Ehe mit einem geſetzten, ernſten Mann für ſie hat, dann — darüber bin ich gar nicht im Zweifel

— dann wird Fräulein Elise schon nachgeben. Also" — der Sprechende erhob sich und ergriff seinen Hut — „ich lasse Ihnen drei Tage Zeit, um mit Ihrer Tochter zu sprechen und ihr meine Werbung in dem rechten Lichte erscheinen zu lassen. Nach drei Tagen hole ich mir Bescheid. Ich kann ja gleich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden" — der Tierarzt lächelte ganz eigen spöttisch, so daß es den anderen kalt überrieselte — „den Joly muß ich noch einmal gründlich untersuchen, um mich zu überzeugen, ob die merkwürdigen Veränderungen, die ich heute wahrzunehmen glaubte, wirklich existieren, oder ob ich mich nur getäuscht habe. Adieu, Herr Mahnke, sprechen Sie recht eindringlich mit Fräulein Elise, recht eindringlich! Nach meiner Anschauung kommt alles auf Sie an. Sie haben mein Schicksal in Ihrer Hand und" — er neigte sich zu dem anderen hinüber und vollendete leise, fast flüsternd: „und auch das Ihre."

Otto Mahnke stand wie vom Donner gerührt. Das war deutlich. Mechanisch begleitete er den Arzt hinaus zur Thür. Als Doktor Fischer gegangen war, ließ sich der Erschütterte in einen Stuhl fallen und vergrub sein Gesicht, tief aufstöhnend, in beiden Händen.

## 5.

Otto Mahnke verbrachte eine schlaflose Nacht. Er hatte noch nicht den Mut gehabt, mit seiner Tochter zu sprechen. Den ganzen Abend über hatte er darüber nachgedacht, wie er es am besten anfangen sollte, Elise dem Antrage des Tierarztes geneigt zu machen. Aber er hatte den rechten Gedanken und das rechte Wort nicht finden können. Sein Kopf war noch zu benommen, und seine Seele zu erschüttert und aus ihrem Gleichgewicht gebracht durch die aufregenden Ereignisse, die sich in dem kurzen Zeitraum einer Stunde abgespielt hatten.

Jolys furchtbarer Tod — das plötzliche Erscheinen des Italieners und der Kauf des Affen, der nun als Ersatz für Joly dienen sollte — zuletzt die überraschende Bewerbung Doktor Fischers um Elisens Hand und zugleich die unverblümte Erklärung, daß der Doktor von der Unterschiebung des Pseudojoly keine Notiz nehmen werde, falls Elise seine Frau würde.

Ruhelos wälzte sich der Schlaflose in seinem Bette umher und zermarterte sein schmerzendes Hirn. Sollte er sein Kind, sein einziges Kind opfern, um den Tierarzt zum Stillschweigen zu veranlassen? Oder sollte er Doktor Fischer erklären: „Nein, ich will nicht, ich will keinen Zwang auf mein Kind ausüben. Wenn Elise Sie nicht mag, dann kann ich Ihnen nicht helfen?“

Aber was würde in diesem Fall geschehen? Doktor Fischer würde den unechten Joly eingehend untersuchen und dabei zweifellos den Betrug erkennen. Und dann? Dann gingen ihm nicht nur die dreihunderttausend Mark verloren, sondern er war auch blamiert, ja mehr, er war vor der ganzen Stadt an den Pranger gestellt, als Betrüger entlarvt.

Den Grübelnden überlief es siedend heiß, und verzweiflungsvoll griff er sich an die Stirn. Er hatte ja gar keine Wahl mehr. Er befand sich in einer Zwangslage, der er sich nicht mehr entziehen konnte. Er mußte dem Verlangen des Tierarztes willfahren, er mußte sein Kind auf jeden Fall bestimmen, Doktor Fischers Frau zu werden.

Dem Unglücklichen war zu Mut, als wenn er ein Schwitzbad genommen hätte. Das Deckbett dünkte ihm zentnerschwer, und wenn er nicht befürchtet hätte, seine Frau zu wecken, so wäre er am liebsten aufgesprungen und hätte den glühenden Kopf zum Fenster hinausgesteckt.

Nach und nach aber stellten sich ruhigere, nüchterne Betrachtungen ein.

War er nicht ein Narr, daß er ſich mit Gewiſſensbiſſen herumſchlug, die vielleicht überhaupt ganz gegenſtandslos waren? Wer ſagte ihm denn, daß eine Ehe Eliſens mit Doktor Fiſcher nicht zum Glück ſeines Kindes einſchlagen würde? War Doktor Fiſcher nicht ein tüchtiger, in der ganzen Stadt geachteter Mann? Und wenn er ſich endgültig entſchloß, die bereits eingeleitete Täuſchung aufrecht zu erhalten und den fremden Affen für Joly auszugeben, wer hatte dann den Vorteil davon? Doch nur Eliſe, der einmal das ganze Kapital zufallen, die einmal eine reiche Frau werden würde. Geld bedeutet doch alles in der Welt. Geld war das Mittel zu allen Genüſſen, allen Freuden, aller Luſt des Lebens. Ohne Geld bedeutete man nichts, war man eine Null. Wenn er nun die Mühen der Verſtellung, peinlichſter Wachſamkeit auf ſich nahm, wenn er jahrelang log, heuchelte unter heimlichem Zittern und Bangen, zu weſſen Gunſten geſchah das alles? Doch allein ſeiner Tochter zuliebe. Ihr Vorteil war es, wenn ſie Doktor Fiſchers Frau wurde.

Otto Mahnke vertiefte ſich ſo ſehr in dieſen Gedanken, daß er ſich ſchließlich ſelbſt wie ein Märtyrer vorkam, der auf dem Altar der Vaterliebe unerhörte Opfer darbrachte.

Endlich, beim Morgengrauen, ſchlief er ein, und es war ſchon ſpät am Vormittag, als er erwachte. Erſchrocken ſprang er auf, um ſich in zitternder Eile anzukleiden. Seine Frau ſchalt er heftig, daß ſie ihn ſo lange habe ſchlafen laſſen. Seine erſte Frage galt dem Affen. Dabei ſah er ſeine Frau argwöhniſch von der Seite an. Hatte ſie vielleicht auch ſchon etwas gemerkt?

Aber Frau Mahnke zeigte nur eine verlegene, bittende Miene. „Sei nur nicht böſe, Ottochen,“ ſagte ſie, „ich habe noch nicht viel Zeit gehabt, mich um Joly zu kümmern. Sein Frühſtück hat er bekommen, das iſt alles, was ich weiß. Unſer neues Dienſtmädchen macht mir viel

zu ſchaffen. Sie iſt furchtbar langſam, und das Pulver ſcheint ſie auch nicht erfunden zu haben.“

Der Hausherr nickte befriedigt. Frau Mahnke war nicht wenig erſtaunt und erfreut, daß der ſonſt ſo leicht Aufbrauſende gar nicht ſchalt. Sonſt erregte ihm jede Vernachläſſigung Jolys gleich die Galle.

„Weißt du,“ fuhr ſie fort, „auch Eliſe macht mir rechte Sorge.“

„Eliſe?“ Der Fragende drehte ſich beſorgt herum. „Fehlt ihr was?“

Frau Mahnke zuckte mit den Achſeln. „Ich weiß nicht, was ſie hat. Sie läßt ſchon den ganzen Vormittag über den Kopf hängen und ſieht ſo müde und abgeſpannt aus, als habe ſie die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen.“

Otto Mahnke begab ſich zunächſt ins Affenzimmer. Der Affe ſaß trübſelig mitten im Käfig; ſeine Augen blickten ſchwermütig. Auch des Eintretenden gutes Zureden und Schmeichelworte konnten ihn ſeiner Teilnahmloſigkeit nicht entreißen.

„Er muß ſich erſt hier eingewöhnen,“ ſagte ſich Otto Mahnke. „Er trauert noch um ſeinen Herrn.“

Mit heimlichem Bangen begab er ſich dann ins Wohnzimmer. Eliſe ſaß am Fenſter; ſie hatte eine Handarbeit vor ſich, aber ihre Hände ruhten müßig, und ſie ſelbſt ſah gedankenvoll vor ſich nieder. Als ihr Vater eintrat, ſchrak ſie ſichtlich zuſammen. Sie hatte ganz das freudloſe, reſignierte Ausſehen eines Menſchen, der mit allem Glück, mit aller Hoffnung abgeſchloſſen hat, für den das Leben nur noch eine Laſt, ein dunkles Labyrinth ohne Licht und Glanz iſt.

Und in der That, in die Seele des armen jungen Mädchens war der Kummer eingezogen. Hatte ihr geliebter Fritz nicht ihr Vertrauen aufs ſchnödeſte getäuſcht? Die Zuſammenkunft, die ſie ihm heimlich, ohne Wiſſen

und gegen das strenge Verbot des Vaters gewährt, hatte er benutzt, um einem schnöden, unedlen Rachegelüst zu frönen. Ihre inständigen Bitten und Beschwörungen hatten ihn nicht abhalten können, seine häßliche Drohung auszuführen. Er hatte Joly Gift gereicht in der Absicht, ihn zu töten. Konnte sie den Mann noch lieben, der einer so feigen, hinterlistigen Handlung fähig war? Mußte sich nicht ihr Herz von ihm abwenden, der ihre Thränen, ihr Flehen für nichts geachtet hatte? Daß sein Vorhaben nicht gelungen war, daß Joly anscheinend ohne ernstlichen Schaden davongekommen war, konnte Fritz auch nicht im geringsten entlasten. Er hatte das Böse gewollt. Daß es ihm nicht geglückt, war nur ein Zufall. Hatte er mit seiner That nicht Zweifel und Mißtrauen in ihrer Brust gesäet? Konnte sie denn an seine ehrliche Liebe noch glauben? Mußte sie nicht vielmehr argwöhnen, daß er ein kaltherziger, berechnender Egoist war? Mußte sie nicht annehmen, daß ihm mehr an dem Gelde, das seiner Familie nach Jolys Tode zufallen mußte, als an ihrer Liebe gelegen war?! Ja, sie empfand es unter namenlosem Schmerz, daß seine gestrige That sie beide für immer voneinander schied, denn einen Menschen, dem man nicht mehr vertrauen konnte, den man verachten mußte, konnte man auch nicht mehr lieben.

„Fehlt dir was, Kind?" fragte Otto Mahnke in einem ungewöhnlich weichen Ton und näherte sich seiner Tochter.

Sie schüttelte mit dem Kopf, ohne aufzublicken. „Nichts, Papa," erwiderte sie mit leiser, tonloser Stimme. „Ich fühle mich ganz wohl."

„So!" Er sah sie forschend an. Ihr Anblick rührte ihm das Herz. Das Gewissen begann ihm zu schlagen. Er vergegenwärtigte sich die äußere Erscheinung des Tierarztes und stellte ihn im stillen dem zarten, jugendfrischen,

unschuldigen Mädchen da, das sein Kind war, zur Seite. Es schauderte ihn unwillkürlich.

„Es kommt mir vor," fuhr er fort, „als ob du heute nicht gut aussiehst. Hast du schlecht geschlafen?"

„Ja, Papa."

„Dir liegt gewiß noch der Schreck von gestern in den Gliedern."

„Das mag wohl sein, Papa."

Er schüttelte den Kopf. Ihre Teilnahmlosigkeit war wirklich auffallend. Sie war sonst so lebhaft und munter, die Lebensluft selbst. Was sie nur hatte? Ahnte sie seine Absicht? Wußte sie, was ihr bevorstand? Aber das war doch unmöglich. Jedenfalls wollte er sich gleich Gewißheit über die wichtige Frage verschaffen, wie sie über den Tierarzt dachte.

„Ja, ja, das wird's wohl sein," knüpfte er an ihre Antwort an. „Du hast dich über Jolys Anblick zu sehr erschreckt. Es war auch furchtbar. Ich selbst bin noch ganz angegriffen. Nur gut, daß es so glimpflich abgelaufen ist. Doktor Fischer meint, daß —" er machte eine kleine Pause und sah aufmerksam forschend zu Elise hinüber. „Uebrigens, Kind, was hältst du eigentlich vom Doktor Fischer?"

Die Gefragte nahm ihre Arbeit in die Hand und ließ langsam und gleichmäßig die Sticknadel über den Kanevas gleiten. „Ich habe eigentlich gar keine Ansicht über ihn, Papa," gestand sie offen. „Ich habe nie über ihn nachgedacht. Er ist wohl sehr tüchtig in seinem Fach?"

„Das ist er. Aber auch sonst ist er ein Mann, den man achten muß, ein ernster, zuverlässiger Mann, der Vertrauen verdient. Dabei ist er noch gar nicht so alt. Kaum vierzig."

„Wirklich? Ich hätte ihn für älter gehalten."

„Da irrst du," fiel Otto Mahnke eifrig ein. Er ist

erſt vierzig. Für einen Mann iſt das eigentlich gar kein Alter. Ueberhaupt mit vierzig Jahren wird man erſt Mann, wird man erſt ein Charakter. Die jüngeren Leute ſind alle leichtſinnig und unzuverläſſig."

Eliſe erhob zum erſtenmal während des Geſprächs ihren Blick. Aus ihren Augen ſtrahlte ein eigentümlich düſterer Ernſt, und ihre Stimme klang ungewöhnlich hart und entſchieden, als ſie jetzt ausrief: „Da haſt du ganz recht, Papa. Auch ich könnte zu einem jungen Manne kein rechtes Vertrauen faſſen."

Otto Mahnke blickte erſtaunt zu ſeiner Tochter hinüber. Ihre Zuſtimmung kam ihm ganz unerwartet. Um ſo angenehmer überraſchte ſie ihn.

„Du biſt ein vernünftiges Kind," lobte er, wohlwollend mit dem Kopf nickend. „Und wenn du einmal heiraten ſollteſt, dann würde ich dir ganz entſchieden raten, nur einem älteren Mann, ich meine, einem Mann in Doktor Fiſchers Alter, deine Zukunft anzuvertrauen."

Eliſe ſenkte wieder ihr Geſicht, und ihre Geſtalt, die ſich vorher ſtraff in die Höhe gerichtet hatte, ſank wieder matt in den Stuhl zurück.

„Ich habe gar keine Luſt zu heiraten, Papa," verſetzte ſie in dem müden reſignierten Ton wie vorher.

„Unſinn! Einmal mußt du doch heiraten. Du wirſt doch keine alte Jungfer werden wollen! Wie ſollte ich einmal ruhig ſterben können, wenn ich dich allein, ohne Anhalt, einſam, ohne einen Beſchützer zurücklaſſen müßte?" Er trat dicht an ſeine Tochter heran, legte ihr ſeine Hand auf die Schulter und fuhr, ſie feſt ins Auge faſſend, fort: „Sage mir einmal ehrlich, mein liebes Kind, hat dein Herz noch nicht geſprochen? Ich meine, haſt du nicht beſondere Wünſche in Bezug auf deinen zukünftigen Gatten?"

Sie zuckte ganz leiſe zuſammen, ſo leiſe, daß es Otto Mahnke nicht einmal bemerkte. Dann ſchüttelte ſie ruhig

und entschieden mit dem Kopf. „Nein, Papa," sagte sie, ihr Gesicht, das um einen Schatten blasser geworden war, noch tiefer über ihre Arbeit senkend.

Er atmete erleichtert auf und trat einen Schritt zurück. „Das freut mich, dann hindert dich nichts, die Wahl deines Gatten unserer, deiner Eltern, Einsicht und besseren Menschenkenntnis zu überlassen."

Sie seufzte leise und nickte resigniert. Da sie Fritz nicht mehr liebte und nach dieser schmerzlichen, bitteren Erfahrung sicher überhaupt nie mehr lieben würde, so war es ihr auch ganz gleichgültig, wen sie einmal heiratete, wenn sie durchaus heiraten mußte.

Otto Mahnke begann aufgeregt im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ein quälender, atembeklemmender Druck legte sich ihm wieder auf die Brust. Es war Zeit, endlich offen mit der Sprache herauszurücken. Hatte er doch nur noch zwei Tage Frist, um den Widerspruch, den sie wahrscheinlich erheben würde, sobald er ernstlich von Doktor Fischer sprach, zu überwinden.

„Zum Beispiel," hob er von neuem an, „Doktor Fischer, das wäre solch ein Mann nach meinem Sinn. Dem könnte ich mit Ruhe und gutem Gewissen dein Wohl und Wehe anvertrauen. An dessen Seite würdest du einer sicheren, sorgenlosen Zukunft entgegengehen, und wir, deine Mutter und ich, könnten einmal in Frieden die Augen schließen."

Er blickte ängstlich forschend zu ihr hin. Sie rührte sich nicht, sie sagte nichts. Nur ihr heftiges Atmen tönte hörbar zu ihm hinüber.

„Nun, Kind, was meinst du, würde Doktor Fischer dir zusagen?"

„Aber Papa," entgegnete das junge Mädchen gequält, „ich habe ja noch Zeit, ich bin ja erst achtzehn Jahre alt, ich brauche ja noch lange nicht zu heiraten."

„Hm, ja — freilich, du biſt erſt achtzehn Jahre. Aber heiraten kann ein Weib nie früh genug. Ueberhaupt, wer weiß, wenn du die Gelegenheit vorübergehen läßt, ob du je wieder einem ſo vortrefflichen, ausgezeichneten Mann begegnen wirſt, wie Doktor Fiſcher einer iſt."

„Aber du weißt ja gar nicht, ob Doktor Fiſcher mich überhaupt mag."

Otto Mahnke ließ ein gezwungenes, lautes Lachen hören, das luſtig klingen ſollte. „Ob er dich mag? Hahaha! Er iſt bis über beide Ohren verliebt in dich, Kind. Und das haſt du noch nicht bemerkt? Er wünſcht ja nichts ſehnlicher, als dich zur Frau zu haben."

Eliſe erhob jetzt von neuem ihr Geſicht und ſah ihren Vater aus großen, ängſtlichen Augen an. „Hat er dir das geſagt, Papa?"

Der ſtrenge, bejahrte Mann ſenkte unwillkürlich den Blick vor dem ſeines Kindes, und ſeine Stimme hatte einen eigentümlich belegten, unſicheren Ton, während er antwortete: „Ja freilich hat er's mir geſagt. Geſtern hat er um deine Hand angehalten und mich gebeten, mit dir zu ſprechen. Uebermorgen will er wiederkommen, um ſich deine Antwort zu holen."

In des jungen Mädchens Zügen ſpiegelte ſich ein tiefes, faſſungsloſes Erſchrecken. Aus ihrem Geſicht war alle Farbe gewichen.

„Aber Papa," ſtieß ſie zitternd, angſtvoll hervor, „ich — ich habe noch gar keine Luſt zu heiraten. Ich möchte ja noch lange, recht lange bei euch bleiben. Muß ich denn überhaupt heiraten?"

Otto Mahnke wandte ſich ab. Ihm war ganz und gar nicht wohl. Der flehende Ton in der Stimme ſeines einzigen Kindes ſchnitt ihm ins Herz. Aber er wollte nicht weich werden, er durfte es nicht. Mit gewaltſamer Anſtrengung wehrte er ſich gegen die Rührung, die ihn an-

wandelte. Er rief ſich Doktor Fiſchers verkappte Drohung in die Erinnerung; Angſt und Entſetzen verdrängten die weiche Regung in ihm. Eliſe mußte ſich fügen. Es gab keinen anderen Ausweg. Dreihunderttauſend Mark ſtanden auf dem Spiel. Dreimalhunderttauſend Mark auf der einen Seite, Armut, Schmach und Schande auf der anderen.

„Unſinn!“ rief er barſch, heftig auf und ab gehend und den Anblick ſeiner Tochter vermeidend. „Natürlich mußt du heiraten. Das iſt eure Beſtimmung, dazu hat dich Gott erſchaffen. Aber ich kann mir's ſchon denken. Gegen das Heiraten haſt du nichts, ſondern nur gegen den Doktor Fiſcher. Der iſt dir wahrſcheinlich zu ernſt, zu achtungswert, zu würdig. Solch ein junger Laffe mit glattem Geſicht, der ſchönthun kann und Windbeuteleien treiben, wie zum Beiſpiel dein Vetter Fritz, wär' dir lieber.“

Eliſe, die während der letzten Worte ihres Vaters leiſe zu weinen begann, fuhr wie elektriſiert auf; ihre Thränen verſiegten im Nu, und heftig und entſchieden rief ſie: „Da irrſt du, da irrſt du ganz gewaltig, Papa. Fritz wär' der letzte, den ich möchte, da iſt mir Doktor Fiſcher noch viel lieber.“

„Wirklich, Kind?“ Sogleich leuchtete das Geſicht des Zürnenden wieder auf, und er trat abermals dicht an ſeine Tochter heran, ſtrich ihr ſchmeichelnd über das blonde Haupt und redete ihr ſanft zu: „Na alſo, dann nimm ihn doch, ſträube dich doch nicht länger! Glaube mir, es iſt zu deinem Glück, zu unſer aller Glück. Alſo kann ich ihm ſagen, daß du einwilligſt, ſeine Frau zu werden?“

„Meinetwegen,“ ſchluchzte Eliſe. „Wenn ich durchaus heiraten ſoll, iſt's mir ſchon gleich, wen ich nehme. Meinetwegen auch den Doktor Fiſcher.“

„Herzenskind!“ Es kam wie ein Jubelruf aus dem

Munde des Aufatmenden, dem eine Zentnerlaſt von der Bruſt fiel. Er küßte Eliſens noch immer geſenkten Scheitel und ſtürmte zum Zimmer hinaus.

Fünf Minuten ſpäter trat Frau Mahnke ins Zimmer zu Eliſe, glühend vor Aufregung. „Iſt's denn wahr, Kind, iſt's denn wirklich wahr? Du willſt dich mit Doktor Fiſcher verloben?“

Eliſe ſprang empor, ſah ihre Mutter mit dem klagenden, todestraurigen Blick eines Opferlammes in die bereits im Vorgefühl der ſchwiegermütterlichen Würde ſtrahlenden Augen und ſtammelte, in krampfhaftes Weinen ausbrechend, mit erlöſchender Stimme: „O Mama — Mama!“

6.

Otto Mahnke hatte zwar überraſchend leicht ſeine Abſicht erreicht, und die Gefahr, daß Doktor Fiſcher ihn verraten würde, war durch Eliſens Willfährigkeit ſo gut wie beſeitigt. Dennoch fand er ſich fortwährend in einem Zuſtand qualvoller Unruhe. Des Nachts peinigten ihn gräßliche Träume, und ſchon beim Morgengrauen trieb ihn ſein böſes Gewiſſen aus dem Bett. Er zitterte in jeder Minute vor der Entdeckung und belauerte ängſtlich jede Miene ſeiner Frau und ſeiner Tochter. Unter allen möglichen Vorwänden ſuchte er ſie vom Affenzimmer fern zu halten, und während er früher oft heftig gerügt hatte, daß Frau und Tochter ſich nicht genug für Jolys Wohl intereſſierten, konnte er jetzt zornig aufbrauſen, wenn Frau Mahnke oder Eliſe einmal eine Frage nach dem Befinden des Affen thaten oder ihn gar zu ſehen wünſchten. Er übernahm die Wartung und Pflege des Affen ganz allein, obgleich der beſtändige Aufenthalt in der dunſtigen, übermäßig warmen Atmoſphäre des Affenzimmers bei ſeiner Vollblütigkeit für ihn Gift war, und eiferſüchtig wachte er darüber, daß ihn niemand dabei unterſtützte. Er brauche

keinen Aufseher und verbitte sich jedes Mißtrauen; wenn er den Affen beaufsichtige, so genüge das, und kein anderer habe nötig, sich um Joly zu kümmern.

Dazu kam das Unbehagen, das ihm Elisens stille Traurigkeit verursachte. Daß sie sich als zukünftige Frau Doktor Fischer nichts weniger als glücklich fühle, konnte ihr jeder ansehen. Ja, sie sah so vergrämt und verzweifelt aus, daß ihr bloßer Anblick ihn mit folternden Vorwürfen erfüllte. Was war aus dem jugendfrischen Mädchen geworden? Mit verweintem Gesicht und todestraurigen Mienen ging sie den ganzen Tag umher oder sie saß still in einem Winkel und starrte trübselig vor sich hin. Und die krampfhaften Versuche des Vaters, sie aufzuheitern, hatten nicht die geringste Wirkung.

Am dritten Tage erschien Doktor Fischer, um sich die Antwort auf seinen Antrag zu holen. Mit gesenktem Haupte und leiser, stockender Stimme, als habe er ein Todesurteil zu verkünden, teilte Otto Mahnke dem Tierarzt mit, daß Elise seinen Antrag annehme. Dann rief er auf des Tierarztes Verlangen Elise in das Zimmer.

Doktor Fischer wünschte das junge Mädchen als seine Braut zu begrüßen und seiner Freude einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Aber als er sich ihr nun näherte und Miene machte, sie zu küssen, wich Elise so ungestüm vor ihm zurück, daß der verliebte Tierarzt vorläufig von einem zweiten Versuch, seine Zärtlichkeit zu beweisen, freiwillig abstand.

„Es ist nur die unwillkürliche, jungfräuliche Scheu," sagte er mit süßsaurem Gesicht zu dem in peinlichster Stimmung dastehenden Vater und Schwiegervater. „Mit der Zeit wird sie schon zutraulicher werden."

Die Verlobung wurde schon am nächsten Tage bekannt gegeben. Die Familie des Vetters, des Materialwarenhändlers, stellte sich selbstverständlich vollzählig ein,

um den Verlobten ihre Glückwünſche darzubringen. Bei ſolchen feierlichen Gelegenheiten mußten eben alle kleinen Zwiſtigkeiten vor der Bedeutung des Familienereigniſſes in den Hintergrund treten. Auch Fritz fehlte nicht; es gewährte ihm ſogar ein ſchmerzliches, dämoniſches Vergnügen, vor die Ungetreue mit ſorgſam einſtudierter Ruhe und Kälte hinzutreten und ſie mit einem Blicke voll Haß und Verachtung zu Boden zu ſchmettern.

Freilich, der Eindruck ſeines Blickes blieb hinter ſeiner Erwartung weit zurück. Denn als er ſeinen Glückwunſch darbrachte, richtete ſich die Braut ſtraff und ſtolz in die Höhe und zeigte eine ruhige, zufriedene Miene.

Die Gratulanten wurden zum Sitzen genötigt, Frau Mahnke trug Torte und eine vorher ſorglich gebraute Bowle auf, und es wurde eine kleine Verlobungsfeier im engſten Verwandtenkreiſe improviſiert. Freilich, behaglich war niemandem zu Mute; ſelbſt bei der Schwiegermutter hatte das erſte Entzücken über die neue Würde einer nüchternen Auffaſſung Platz gemacht.

Am wenigſten befriedigt ſah der Bräutigam aus; er wartete immer noch auf eine günſtige Gelegenheit, ſeiner hübſchen jungen Braut den erſten Kuß zu rauben, und jetzt bemühte er ſich vergeblich, ihre Hand zu erhaſchen, um ſie mit zärtlichem Druck in der ſeinen feſtzuhalten.

Schon machten die Gäſte Anſtalten, aufzubrechen, um der für alle Beteiligten peinlichen Feier ein frühes Ende zu bereiten, als plötzlich die Flurklingel mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit und Dringlichkeit gezogen wurde. Otto Mahnke, deſſen ehemaliger blühender Teint bereits viel von ſeinen lebhaften Farben verloren hatte und der ſogar anfing, abzumagern, fuhr bei dem grellen Geläut ſchreckhaft zuſammen.

Das neue Dienſtmädchen ſchlurfte in ihrer langſamen Art in den Flur hinaus, um zu fragen, wer da ſei. Die

im Zimmer unwillkürlich Aufhorchenden vernahmen einen kurzen Wortwechsel, bei dem eine laute Männerstimme das erste Wort führte. Gleich darauf ertönten kräftige Tritte im Flur, und nun wurde die Thür mit rücksichtslosem Ungestüm aufgerissen.

Wie von einem glühenden Eisen berührt, schnellte Otto Mahnke in die Höhe, als er des schwarzen, krausköpfigen Burschen ansichtig wurde, der verdutzt auf der Schwelle des Zimmers stehen blieb, als er die festlich versammelte Gesellschaft vor sich erblickte, und dem sich jetzt unwillkürlich ein gestammeltes „Scusi, Signori! Ik bitt' um Entschuldigung!" auf die Lippen drängte.

Als der Italiener dann den Hausherrn erblickte, stürzte er zu ihm hin und rief unter vielen Gestikulationen, ohne sich weiter um die anderen Anwesenden zu kümmern: „Wo ist Aff'? Geben Sie her mein Aff'! Ik nix kann schlafen, ik nix kann essen, ik nix kann leben ohne mein Aff'."

Zugleich knöpfte er seinen Rock auf, und zum Vorschein kam — vergnügt grinsend, Joly, der Totgeglaubte, der jetzt mit ein paar Sprüngen zu seinem entsetzt zurückprallenden Herrn sprang.

Der Italiener aber erklärte mit der ganzen Lebhaftigkeit seines südlichen Temperaments: „Ihr Aff' nix tot, Signore, nur schlafen und betrunken sein gewesen und jetzt wieder ganz — ganz gesund, Signore!"

Otto Mahnke wußte nicht, wie ihm geschah. Aller Augen richteten sich fragend, im höchsten Erstaunen auf ihn. Joly aber sprang mit ein paar mächtigen Sätzen zu ihm empor, auf seinen Arm und von da auf seine Schulter und schmiegte schmeichlerisch seinen Kopf an seines Herrn Wange.

Der Italiener hielt indes Umschau nach seinem Affen, seinem ehemaligen Begleiter und Genossen in Leid und Freud. Und die Thür zum Nebenzimmer aufklinkend, rief

er dem traurig in einer Ecke des Zimmers hockenden Tiere lockend ein paar italieniſche Worte zu. Und als nun der Gerufene ſeinen Herrn erkannte und ſchnell an ihm emporkletterte, nahm er ihn feſt in die Arme und nickte den Anweſenden, die alle von ihren Sitzen aufgeſprungen waren und dem ſich ſekundenſchnell abſpielenden Vorgang lautlos, in ſtarrer Verwunderung gefolgt waren, freundlich zu:

„Scusi, Signori! Jk hab' mein Aff'. Leb' Sie wohl!"

Dabei wollte ſich der Italiener mit einem Kratzfuß und mit glückſtrahlendem Geſicht von dannen trollen. Aber Franz Mahnke, der jetzt plötzlich Leben und Bewegung wiedergewonnen, und in dem eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt aufblitzte, hielt ihn mit den Worten zurück: „Halt, Freundchen! Sagen Sie einmal, was hat das alles zu bedeuten? Gehört der Affe da Ihnen?"

„Si, Signore!"

„Und der andere, den Sie ſoeben hier mit ſich brachten, iſt —"

„Jſt Aff' von jenem Signore da!"

Der Italiener deutete auf Otto Mahnke, der vernichtet ſein ſchamerglühendes Geſicht zu Boden kehrte.

„Ah, ich verſtehe!" fiel Franz Mahnke ein und warf höhniſche Blicke zu ſeinem Vetter hinüber. Dann griff er in die Taſche, faßte ein Geldſtück und überreichte es dem Italiener.

„Tante grazie, Signore!" rief dieſer, und nach einem abermaligen Kratzfuß gegen alle übrigen und einem höflichen Abſchiedsgruß verſchwand er eilig mit ſeinem treuen vierbeinigen Gefährten.

Die Verlobungsfeier fand nun ein ſchnelles, vorzeitiges Ende. Doktor Fiſcher wollte zwar, die allgemeine Verwirrung benutzend, ſich ſeiner ſchönen jungen Braut endlich liebevoll nähern und hatte ſchon ſeine Lippen ge-

ſpitzt und den ihren bedenklich genähert, aber das junge Mädchen fuhr plötzlich heftig auf und ſtieß den verliebten Tierarzt mit ebenſoviel Entrüſtung wie Energie zurück. Dann enteilte ſie in ihr Zimmer, in das ſie ſich einriegelte. —

Am anderen Vormittag erhielt Doktor Fiſcher von Otto Mahnke einen Brief, durch den der verliebte alte Junggeſelle aus allen ſeinen erträumten Himmeln geriſſen wurde. In kurzen Worten teilte Otto Mahnke dem Tierarzt mit, daß er im Einverſtändnis mit Eliſe die Verlobung aufhebe, da er ſowohl als ſeine Tochter nach reiflicher Ueberlegung zu der Einſicht gekommen ſeien, daß ein zu großer Unterſchied der Jahre und des Charakters vorhanden ſei, um ein glückliches Eheleben erhoffen zu laſſen.

— — — — — — — — — — — —

In früher Nachmittagsſtunde trat Otto Mahnke einen ſchweren Gang an. Er ſuchte ſeinen Vetter Franz auf. Zum Glück befand ſich dieſer allein in ſeinem Comptoir, als Otto bei ihm eintrat, zerknirſcht, mit der Miene eines Bittenden.

„Lieber Franz," redete er den erſtaunt Aufblickenden an, „ich habe dir ein Geſtändnis zu machen und dir ein Unrecht abzubitten. Du haſt vielleicht ſchon von ſelbſt den Zuſammenhang der aufregenden Scene, die ſich geſtern bei mir abſpielte, begriffen. Ja, ich wollte dich und alle Welt hintergehen. Ich hielt meinen Joly für tot und wollte nun einen Affen ähnlicher Art unterſchieben. Die Habſucht hielt mich in Banden, verblendete meinen Sinn und machte mich egoiſtiſch, hart und ungerecht gegen alle, ſelbſt gegen mein einziges Kind. Dich, lieber Franz, bitte ich um Verzeihung wegen der ungerechten Beſchuldigungen, die ich einſt gegen dich ausgeſprochen habe. Ich nannte dich habgierig und hinterliſtig, erinnerſt du dich, als du zu mir kamſt mit einem Vorſchlag, einem ganz ge-

rechten, vernünftigen Vorſchlag, den ich leider in meiner Verblendung ſchroff von mir wies —"

„Wie — was?" rief jetzt der andere Mahnke verwundert und angenehm überraſcht und näherte ſich ſeinem Vetter unwillkürlich ein paar Schritte.

„Jawohl," fuhr Otto mit einer bei ihm ganz unerhörten Sanftmut fort, „dein Vorſchlag war gut, lieber Franz. Du ſagteſt, wir ſollten die Einkünfte aus dem Nachlaß unſeres verſtorbenen Vetters teilen und einen Vertrag ſchließen, nach welchem das Vermögen beim Ableben Jolys, gleichviel ob er nun nach oder vor der im Teſtament feſtgeſetzten Zeit ſtirbt, an uns beide zu gleichen Teilen übergehen ſollte. Dieſen Vorſchlag wies ich zurück. Heute komme ich, um dich zu fragen, ob du ihn auch jetzt noch aufrecht erhältſt?"

„Ich? Na ja, freilich — natürlich!" rief der andere mit freudig aufſtrahlendem Geſicht.

„Nun dann komm, lieber Vetter!" forderte Otto Mahnke auf und griff nach ſeinem Hut. „Dann wollen wir uns gemeinſam zum Notar begeben und die Sache noch heute richtig machen. Joly iſt zwar geſund und munter, wie du dich bei mir zuvor überzeugen kannſt, aber ich bin es müde, mich zu meiner und meiner Familie Schande länger zum — zum Affenvater zu machen."

Franz Mahnke war natürlich voller Freude bereit, den Wunſch ſeines Vetters zu erfüllen. Sie ſchüttelten einander verſöhnt die Hände; dann begaben ſie ſich gemeinſam in das Bureau des Notars, wo der Vertrag zwiſchen ihnen in aller Form Rechtens abgeſchloſſen wurde. —

In der Abendſtunde erlebte die Familie Otto Mahnkes eine unerwartete Ueberraſchung. Auguſte, das frühere Dienſtmädchen, klopfte an die Küchenthür, und als ihr aufgethan worden, ſtand ſie verſchämt, zögernd, wie jemand, der ſich keinen guten Empfang verſpricht, auf der

Schwelle. Ihre Mienen trugen den Stempel des böſen Gewiſſens.

Und als ſie von Frau Mahnke in das Wohnzimmer geführt worden war, brach ſie in einen reichlich rieſelnden Thränenſtrom aus. „Ach, Herr Mahnke," ſchluchzte ſie dabei, „ich bin es ja geweſen, ich! Mein Gewiſſen läßt mir keine Ruhe. Nun iſt der arme Joly tot, und ich — ich habe ihn umgebracht, heimtückiſch, rachſüchtig. Ach, lieber Herr Mahnke, verzeihen Sie mir, ich will ja alles hingeben, was ich habe, und —"

„Beruhigen Sie ſich nur, Auguſte," unterbrach Otto Mahnke die Schluchzende lachend. „Er iſt ja gar nicht tot! Joly lebt! Da überzeugen Sie ſich ſelbſt!"

Er öffnete die Thür zum Affenzimmer und führte die Erſtaunte über die Schwelle.

Auguſte ſtand wie vom Blitz gerührt. Dann, als ſie den Affen erkannte und munter hin und her ſpringen ſah, lief ein Freudenſchein über ihr Geſicht.

„Gott ſei Dank!" kam es aus ihrer tiefſten Bruſt. „Nun kann ich wieder aufatmen, nun kann ich wieder froh ſein. Nun habe ich doch keinen — Mord auf dem Gewiſſen!"

Noch eine volle Stunde weilte die Glückliche in der Familie. Seufzend berichtete ſie, wie ſchlecht ſie es in ihrem neuen Dienſt angetroffen und daß ſie ihrer neuen Herrſchaft ſchon wieder gekündigt habe.

„Nun, dann will ich dir einen Vorſchlag machen, Auguſte," fiel hier Frau Mahnke ein. „Du ziehſt zum Erſten wieder bei uns an. Auch ich habe unſerem neuen Mädchen gekündigt, die zu langſam für uns iſt und etwas ſchwer von Begriffen. Willſt du, Auguſte?"

Niemand war froher als Auguſte, die nun den ihr von Frau Mahnke überreichten Mietsthaler ſchmunzelnd in die Taſche ſchob.

Am glücklichſten über die Wendung der Dinge aber war Eliſe. Nun ſah ſie doch, daß ſie ihrem Vetter Fritz mit ihrem Argwohn unrecht gethan, daß er kein Giftmiſcher war. Nun konnte ſie ihm doch wieder gut ſein aus frohem, freudig aufatmendem Herzen.

Am nächſten Tage begab ſich die Familie Otto Mahnke vollzählig in die Wohnung des Vetters Franz. Fröhlich wurde hier die Verſöhnung zwiſchen den beiden Familien gefeiert und mit vollen Gläſern auf ein dauerndes gutes Einvernehmen angeſtoßen. Auch Fritz und Eliſe fanden Gelegenheit, ſich auszuſprechen und von neuem heilige Schwüre ewiger Liebe zu tauſchen.

Nun, da die Eltern ſich wieder miteinander ausgeſöhnt hatten, waren ſie ja ſicher, daß dem Bunde ihrer Herzen nichts mehr im Wege ſtand. —

Otto Mahnke aber wurde wieder ein glücklicher Mann. Nun konnte er ſich wieder ſeines Lebens freuen, konnte wieder ruhig ſchlafen, nun hatte er nicht mehr nötig, in jeder Minute vor dem Eintritt einer Kataſtrophe zu zittern und ſich eines Tieres wegen das Leben zur Qual zu machen.

Joly erhielt zwar eine angemeſſene Pflege und Wartung, aber er war nicht mehr die Hauptperſon im Hauſe, von deren Wohlbefinden das Glück der ganzen Familie abhing. Der Hausherr überließ ſeine Pflege faſt ausſchließlich der Sorge Auguſtens und gedachte nur mit Beſchämung der Zeit, da die Liebe zum Gelde, die Angſt um den Mammon, der ſich für ihn in Joly verkörperte, ihn zu einem egoiſtiſchen, zankſüchtigen und ebenſo unglücklichen, als lächerlichen Affenvater gemacht hatte.

# Eine altberühmte Hanſeſtadt.

## Bilder aus Lüneburg. Von Kurt Privr.

Mit 16 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten)

Von Celle her trägt uns das ſchnaubende Dampfroß durch die wegen ihrer Einförmigkeit bekannte Lüneburger Heide an dem freundlichen, gewerbfleißigen Städtchen Uelzen und dem anmutig gelegenen Kloſter Medingen vorüber nach der altberühmten Welfen- und Hanſeſtadt Lüneburg. Der einſtige Glanz und Reichtum iſt zwar längſt aus ihren Mauern gewichen; Lüneburg iſt heute eine Mittelſtadt von etwa 20,000 Einwohnern, die nur ſelten genannt wird, aber ſie umſchließt herrliche Schätze der Erinnerung aus der Blütezeit unſeres Städteweſens, und kein Freund der deutſchen Kulturgeſchichte wird es bereuen, ſich die Muße eines längeren Verweilens in ihr gegönnt zu haben.

Wochenlang kann man in der die Stadt umgebenden norddeutſchen Ebene umherwandern, ohne auf eine felsartige Bodenerhebung zu treffen. Die Stadt Lüneburg an der ſchiffbaren Ilmenau, Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußiſchen Provinz Hannover, ſowie des ehemaligen Fürſtentums Lüneburg, iſt der einzige Punkt darin, wo ſich ein ſteiler, iſolierter Gipsfelſen, der ſogenannte Kalkberg, erhebt. Bereits unter den Karo-

lingern befand sich hier an einer ungemein reichlich fließenden Solquelle eine Ansiedelung; 795 war der Ort schon vorhanden, 904 wurde auf dem Kalkberg das Benediktinerkloster des heiligen Michael gegründet, und bald entwickelten sich Anfänge des städtischen Lebens.

Ansicht von Lüneburg mit den Kalkbrüchen.

Größere Bedeutung vermochte die Stadt nicht zu erlangen, solange das ältere, benachbarte Bardowiek den Handel der Unterelbe beherrschte. Als aber der grimme Welfe, Heinrich der Löwe, am 28. Oktober 1189 die von ihm abgefallene einstige Hauptstadt des Bardengaues erstürmt und durch Feuer zerstört hatte, flüchtete ein Teil seiner Bewohner nach Lüneburg, das durch sie einen sehr willkommenen Bevölkerungszuwachs erhielt und fortan auch im Handel und Verkehr an die Stelle von Bardowiek trat.

Im Jahre 1247 erhielt Lüneburg Stadtrecht, trat 1289, um den ſteigenden Wohlſtand beſſer zu ſchirmen, dem Hanſabunde bei und bildete fortan mit Lübeck, Hamburg, Roſtock, Wismar und Stralſund das wendiſche Quartier. Auch war die Stadt von 1267 bis 1369 die Reſidenz der Welfen des älteren lüneburgiſchen Hauſes, die in einer feſten Burg auf dem Kalkberge ſaßen. Als aber Kaiſer

Die Kaufhausbrücke.

Karl IV. 1370 die Herzoge von Sachſen mit den lüneburgiſchen Landen belehnte, ſchlugen ſich die Bürger von Lüneburg auf die Seite der letzteren. Dieſe waren klug genug, ihnen ihre ſtädtiſchen Freiheiten zuzuſichern, wenn ſie den welfiſchen Herzog Magnus vertrieben, der die Stadt von ſeiner Feſte herab hart drückte. Die Burg wurde darauf im folgenden Jahre von ihnen durch Liſt eingenommen und geſchleift; nachher erbauten ſie ihrem Landesherrn ein unbefeſtigtes Schloß inmitten ihrer Stadt, das bis zu Ende des 17. Jahrhunderts erhalten blieb; dann

ließ Georg Wilhelm das jetzt als Kaserne benutzte errichten.

Wenn ihre Fürsten Geld brauchten, was sehr häufig vorkam, so wußten die Lüneburger das in geschickter Weise zu benutzen, um sich die bereitwillige Oeffnung ihres Säckels durch Handelsprivilegien, die Bewilligung zollfreier Fahrt

Aus der Umgebung Lüneburgs: Der Kalkberg.

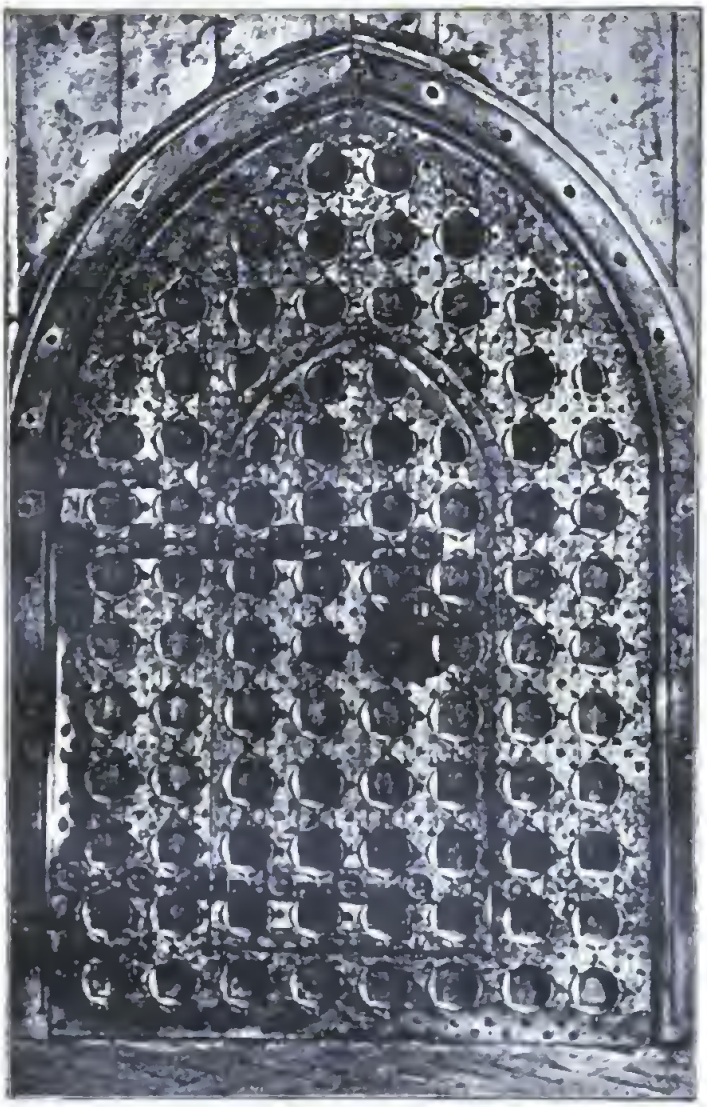
und andere wichtige Vorrechte lohnen zu lassen, und ihr Wohlstand stieg in gleichem Verhältnis wie ihre Rührigkeit und ihr Unternehmungsgeist. Die alten Chronisten wissen drei Hauptursachen des zunehmenden Reichtums der Stadt anzuführen, nämlich: „Mons, fons, pons.“ Der Berg (mons) bei der Stadt lieferte den Kalk, den sie für die Stadtbefestigung benutzten und mit dem sie lohnenden Handel trieben; auch die Salzquelle (fons) spendete ihnen einen höchst einträglichen Handelsartikel, und unter der

Brücke (pons) verſtand man das an einer ſolchen gelegene ſtädtiſche Kaufhaus, in dem der Austauſch binnenländiſcher und überſeeiſcher Waren vor ſich ging. Die Umſätze darin

Das Rathaus im Jahre 1843.

waren ſehr bedeutend, weil dazumal der Haupthandelsweg für die Erzeugniſſe Oſtindiens von Venedig über Nürnberg, Braunſchweig und Lüneburg nach dem Norden ging.

Ringmauern mit festen Thoren umschlossen die Stadt von der Ilmenau, einem Nebenfluß der Elbe, im Osten bis zum Kalkberg, doch blieb im Inneren reichlich Platz



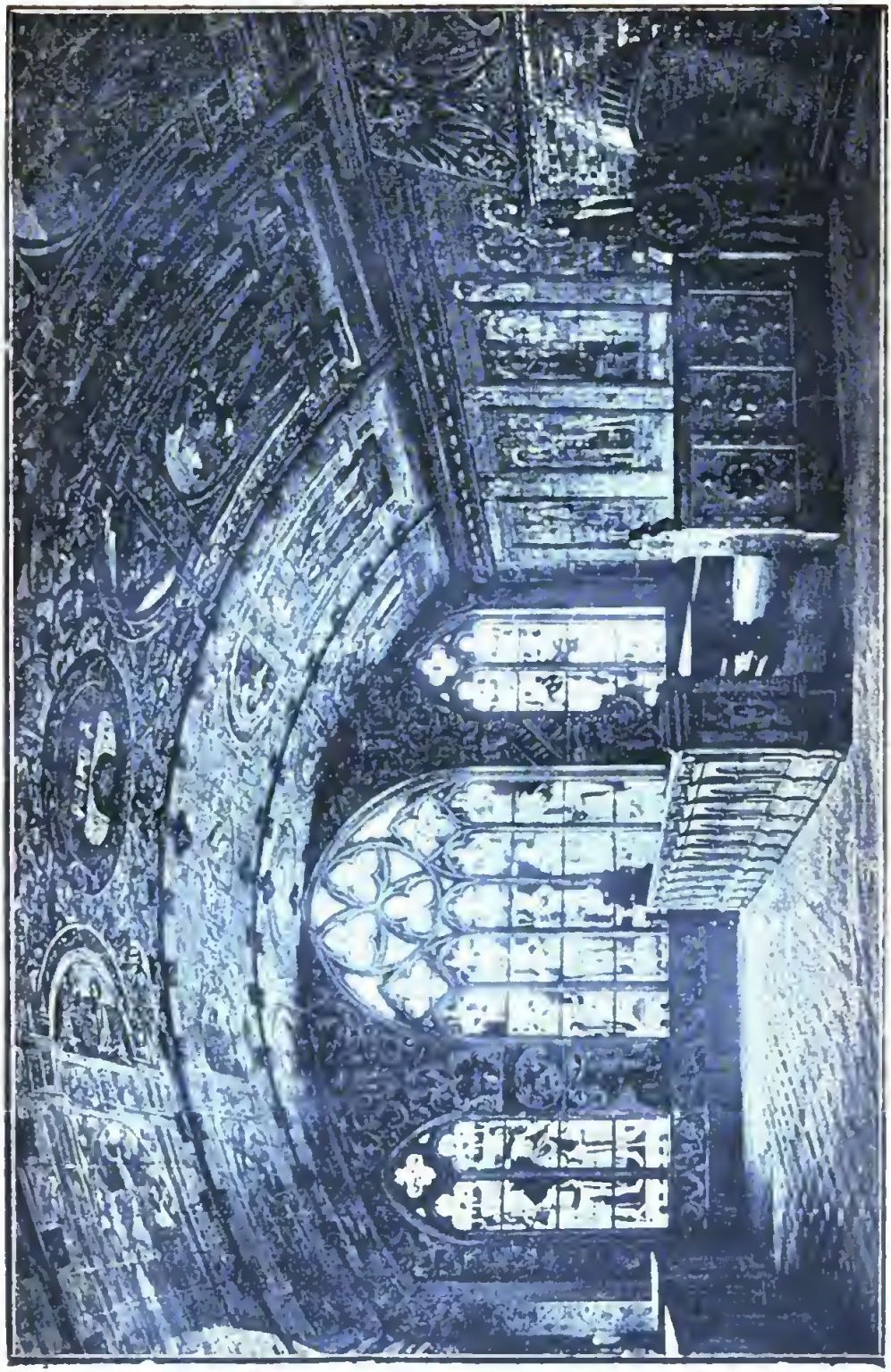
Eisenbeschlagene Thür im Rathaus.

für die zunehmende Bevölkerung, so daß jene äußeren Schranken nicht das Wachstum der Stadt hemmten. Das Regiment der Stadt führten in jener Blütezeit des Gemeinwesens die Ratmannen. Sie wurden gewählt aus den Sülfmeistern oder Pfannenbesitzern der Saline,

welche die — wie in den meiſten anderen Städten — ſtreng abgeſchloſſene und vielbeneidete Kaſte der Patrizier bildeten. Die „Sülze" oder Salzquelle war und blieb die erſte und vornehmſte Goldquelle der Stadt, ihr ſorgſam gehütetes Kleinod, und noch heute wird auf dem Rathauſe in einem laternenartigen Glaskaſten ein Schinken von jenem Schwein gezeigt, das der Sage nach die Reichtum ſpendende Quelle entdeckt haben ſoll. Deswegen wurden auch die Vorrechte der „Sülze" jederzeit am nachdrücklichſten verteidigt und zuerſt bedacht.

Den Patriziern ſtanden im Range am nächſten die Brauer und die Kagelbrüder, eine Körperſchaft mit Heringen handelnder Kaufleute; die Gilden, Zünfte und Arbeiter zählten zum Volk, das keine Entſcheidung in ſtädtiſchen Angelegenheiten beſaß. Zur Verteidigung des Gemeinweſens waren in erſter Linie die „reitenden Diener" berufen, welche auch die Warenzüge durch die unſichere Heide zu geleiten hatten. Wenn es not that, wurde aber jeder kriegstüchtige Mann zum Waffendienſt und zur Verteidigung der Wälle unter erwählten Führern und Hauptleuten herangezogen.

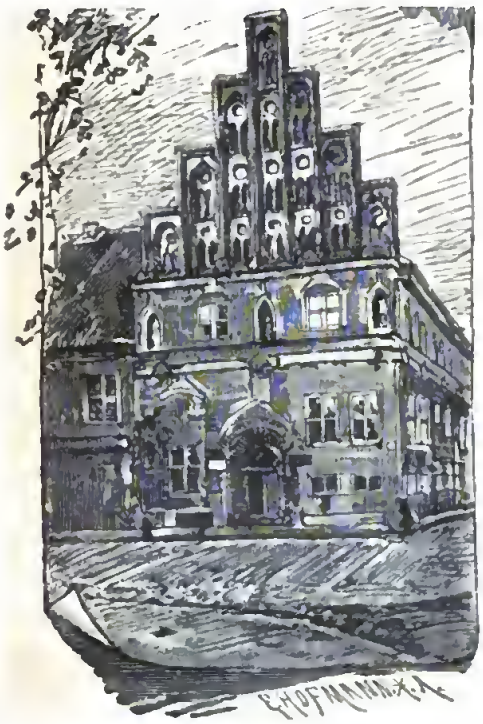
Die ſtädtiſche Rüſtkammer befand ſich im Rathauſe, wo man auch die koſtbaren Geſchenke an Gold- und Silbergeſchirr aufbewahrte, welche in jener Zeit des Glanzes die erſten Geſchlechter der Stadt verehrten, und die bei feſtlichen Gelegenheiten in Gebrauch genommen wurden. In der Not des Dreißigjährigen Krieges ſchmolz freilich dieſe wertvolle Sammlung bedenklich zuſammen, und der Reſt, der berühmte Silberſchatz, wurde im Jahre 1874 für 600,000 Mark an den preußiſchen Staat verkauft. Er befindet ſich jetzt unter dem Namen „Lüneburger Silberſchatz" im Gewerbemuſeum zu Berlin, doch wurden der Stadt getreue Nachahmungen dieſer herrlichen Prunkſchüſſeln, Pokale, Kannen und Aufſätze geliefert, welche



Die Rathauslaube.

den Fürstensaal des Rathauses zieren, das überhaupt noch einen großen Reichtum an altertümlichen Sehenswürdigkeiten bewahrt.

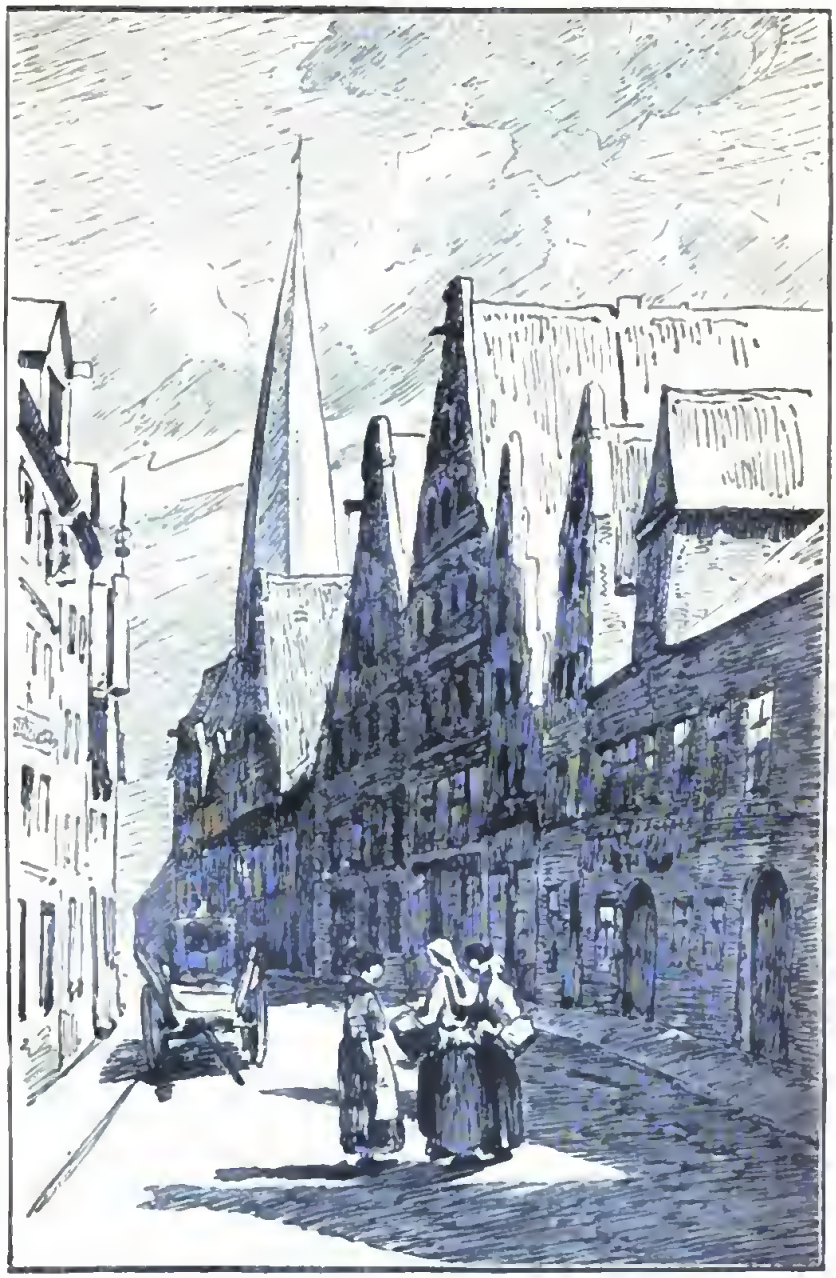
Das am Markte gelegene Rathaus, ein Komplex verschiedener Baulichkeiten aus dem 13. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, ist der Stolz und die Hauptzierde der Stadt. Man hat ihm an Stelle der ehemaligen fünftürmigen gotischen Fassade eine solche in den Formen der deutschen Renaissance gegeben, allein der Kern ist gotisch geblieben. Unter den am Markt gelegenen „kleinen Lauben", offenen Säulenhallen, wurde in mittelalterlicher Zeit öffentlich Gericht gehalten.



Zum Rathaus gehöriges Gebäude.

Wenn wir den mächtigen, an vier Straßen grenzenden Bau betreten, so gelangen wir nach dem Ersteigen der Rathaustreppe linker Hand in den mit fürstlichen Bildnissen und allegorischen Bildern geschmückten Huldigungssaal. Dahinter liegt, durch einen Gang getrennt, der Traubensaal, den der Rat bei feierlichen Gastmahlen benutzte, und der mittels einer besonderen Treppe mit dem Ratsweinkeller in Verbindung stand. Im Rathausflur schließt eine durchbrochene und bemalte Eisenthür von Hans Ruge aus dem Jahre 1576, die bedeutenden Kunstwert besitzt, einen langen Gang ab, in dem die Stadtdiener sich aufhielten, um für besondere Fälle zur Hand zu sein. Eine Bogenthür führt in den schönsten

Raum des ganzen Rathauſes, die ſogenannte Laube, in der ſpäter die Gerichtsſitzungen ſtattfanden.



Straßenanſicht.

Die Lüneburger Rathauslaube iſt ein imponierend ſchöner Saal aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, der neuerdings in der alten Pracht wiederhergeſtellt worden

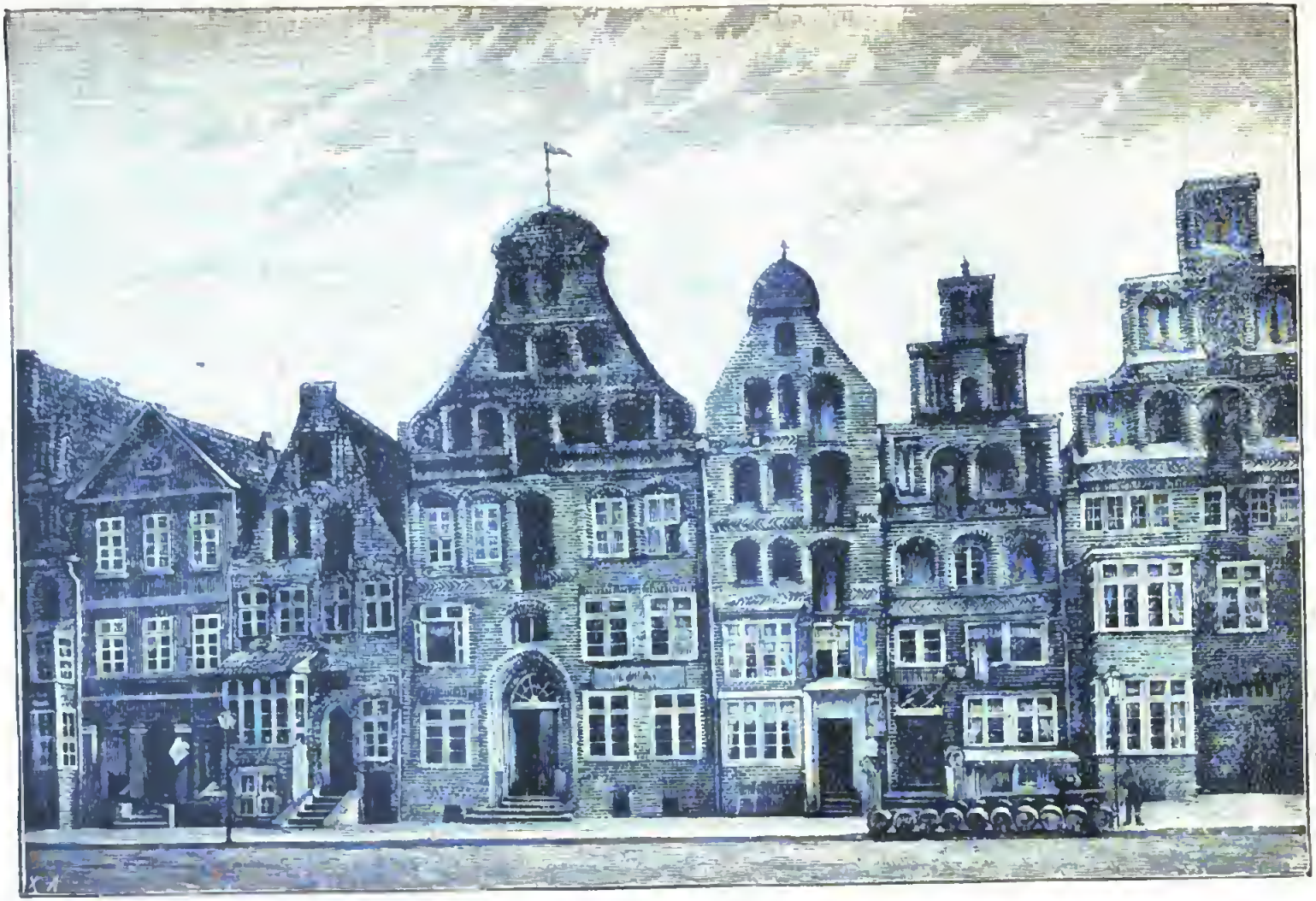
iſt. Die dem Eingange gegenüberliegende Südwand beſteht faſt ganz aus bunten, allegoriſch bemalten Glasfenſtern. Vier große bemalte Fenſter befinden ſich auch in der öſtlichen Wand, und zwiſchen ihnen ſtehen Schränke mit herrlicher Schnitzarbeit, in denen ehedem der Ratsſilberſchatz aufbewahrt wurde. Gegenüber ſtehen an der Wand rechts vom Eingange die durch Schranken abgeteilten alten Sitze des Rates. Vor ihnen iſt im Fußboden ein Luftheizungskanal angebracht, deſſen Heizung von einem unteren Gewölbe aus geſchah, und der eine der erſten derartigen Anlagen aus mittelalterlicher Zeit darſtellt. An derſelben Wand iſt ein reich verzierter Kamin aus ſpäterer Zeit beachtenswert. Reiche Malereien ſchmücken Deckengewölbe und Wände, und den Fußboden bildet ein moſaikartig zuſammengeſetzter Gipseſtrich. Der größte Raum des Rathauſes iſt der Fürſtenſaal, reich dekoriert und mit einer Menge älterer Fürſtenbilder geſchmückt, aus dem 16. Jahrhundert; hier befinden ſich auch die oben erwähnten galvanoplaſtiſchen Nachbildungen des Silberſchatzes.

Wenn man durch die Straßen der Stadt wandert, ſo findet man namentlich noch viele geſchmackvolle Giebelbauten in norddeutſcher Backſteingotik aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Von den Gotteshäuſern iſt die Nikolaikirche eine gotiſche Baſilika mit 30 Meter hohem Mittelſchiffe und vier Seitenſchiffen; ſie wurde 1409 eingeweiht und neuerdings reſtauriert, enthält gute Bilder und wertvolle alte Stickereien und Gewebe. In der Michaeliskirche aus dem 15. Jahrhundert befindet ſich die Ruheſtätte der Gebeine Lüneburger Fürſten, von Hermann Billung (geſt. 973) angefangen bis 1471. Hier befand ſich auch ein überaus koſtbares Altarwerk, die Goldene Tafel, welche 1689 durch den berüchtigten Nickel Liſt und ſeine Diebsgenoſſen geraubt wurde. In der fünfſchiffigen

Am Sand.

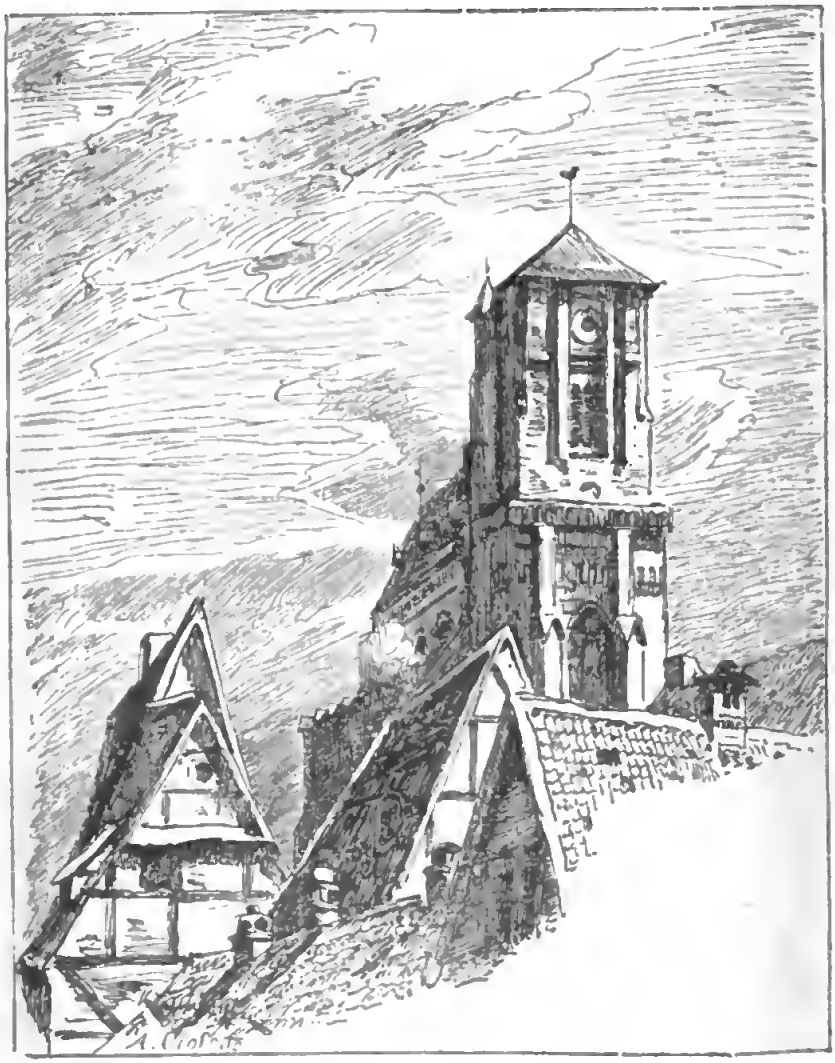
Johanniskirche aus dem 14. Jahrhundert, mit giebelverziertem, 113 Meter hohem Turm, am Ende der Hauptſtraße, des Sandes, iſt ein holzgeſchnitzter Altar beſonders ſehenswert. In einem Seitengewölbe wird eine 2,8 Meter hohe Marmorſäule gezeigt, die einſt in altheidniſcher Zeit auf dem Kalkberge das Bild der dort verehrten Mondgöttin, Luna, getragen haben ſoll; davon wird der Name „Lunaburg" abgeleitet. Auch die altertümliche Kirche in der Heide darf nicht unerwähnt bleiben, und ein Gang über den ſchön gepflegten, ganz im Grünen gelegenen Kirchhof der Stadt ſollte gleichfalls nicht verſäumt werden.

Noch bleibt uns aus der intereſſanten Geſchichte von Lüneburg einiges nachzutragen. Sein Glanz begann zu ſchwinden, als Handel und Wandel neue Wege einſchlug; im 16. Jahrhundert ging der größte Teil der ſtädtiſchen Freiheiten verloren, und im Dreißigjährigen Kriege trat ein empfindliches Sinken des Wohlſtandes ein. Im Sommer 1635 erſchien ein ſchwediſches Heer unter Banèr im Lüneburgiſchen, und die einſichtigeren Bürger erkannten wohl, daß die Stadt trotz ihrer wohlerhaltenen Befeſtigungen, die uns noch erhaltene alte Anſichten und Pläne zeigen, gegen die neueren Angriffsmittel nicht lange zu halten ſein werde. Vorher hatte man das Anerbieten des Landesfürſten, Herzogs Georg von Celle, Landsknechte zur Verteidigung in die Stadt zu legen, in dem langgehegten Freiheits- und Selbſtändigkeitsgefühl zurückgewieſen und ſich durch abwehrende Neutralität zu helfen geſucht. Jetzt, da dies Lavieren zwiſchen den Parteien nicht mehr verfing, und Banèr im folgenden Jahre die Stadt zu belagern begann, mußte man, um den Greueln einer Erſtürmung zu entgehen, ſich's gefallen laſſen, mit ſchweren Kontributionen belegt zu werden und eine ſchwediſche Beſatzung in die Feſte auf dem Kalkberge aufzunehmen. Der Rat ſah ſich genötigt, einen Teil ſeines Silbergeſchirrs



Alte Lüneburger Häuser.

in Hamburg zu veräußern, die ſtädtiſchen Soldaten wurden für die ſchwediſche Regierung beeidet, und der ſchwediſche Oberſt Stammer rückte mit 300 Mann auf den Kalkberg. Nun wurde der Herzog von Celle von der be-



Nikolaikirche.

drängten Stadt um ſeinen Beiſtand angegangen, ſchon vereinigten ſich aber auch brandenburgiſche und kurſächſiſche Truppen in der Nähe von Lüneburg, um dieſes zu eigenem Nutzen den Schweden zu entreißen. Als nun Herzog Georg in der That anrückte, kümmerten ſich die Bürger

Waſſerlauf mit dem Blick auf die Johanniskirche.

nicht weiter um die diplomatiſchen Bedenken des wohlweiſen Rates, ſondern öffneten ihrem Landesherrn die Thore. Unter dieſen Umſtänden wurde dem Oberſten Stammer der Boden auf dem Kalkberge doch zu heiß; er ſchloß mit dem Herzog eine Kapitulation und rückte über

Die Kirche in der Heide.

eine Brücke ab, die noch jetzt ſeinen Namen trägt. Banèr aber war wütend darüber; er ließ den Oberſten vor ein Kriegsgericht ſtellen und erſchießen.

Da ſich das Regiment des ſtädtiſchen Rates in der Zeit der Not als unzulänglich erwieſen hatte, wollten ſich die Bürger auch nachher nicht mehr ausſchließlich von der Kaſte der Sülfmeiſter regieren laſſen; alles drängte zu näherem Anſchluß an die beſſeren Schutz verheißende Landes-

Auf dem Kirchhof in Lüneburg.

regierung, und in demſelben Maßſtabe, als deren Einfluß zunahm, verminderte ſich natürlich die alte Selbſtändigkeit der Stadt. Als ſie endlich ganz aufgegeben werden mußte, teilte Lüneburg fortan die allgemeinen Schickſale des Landes.

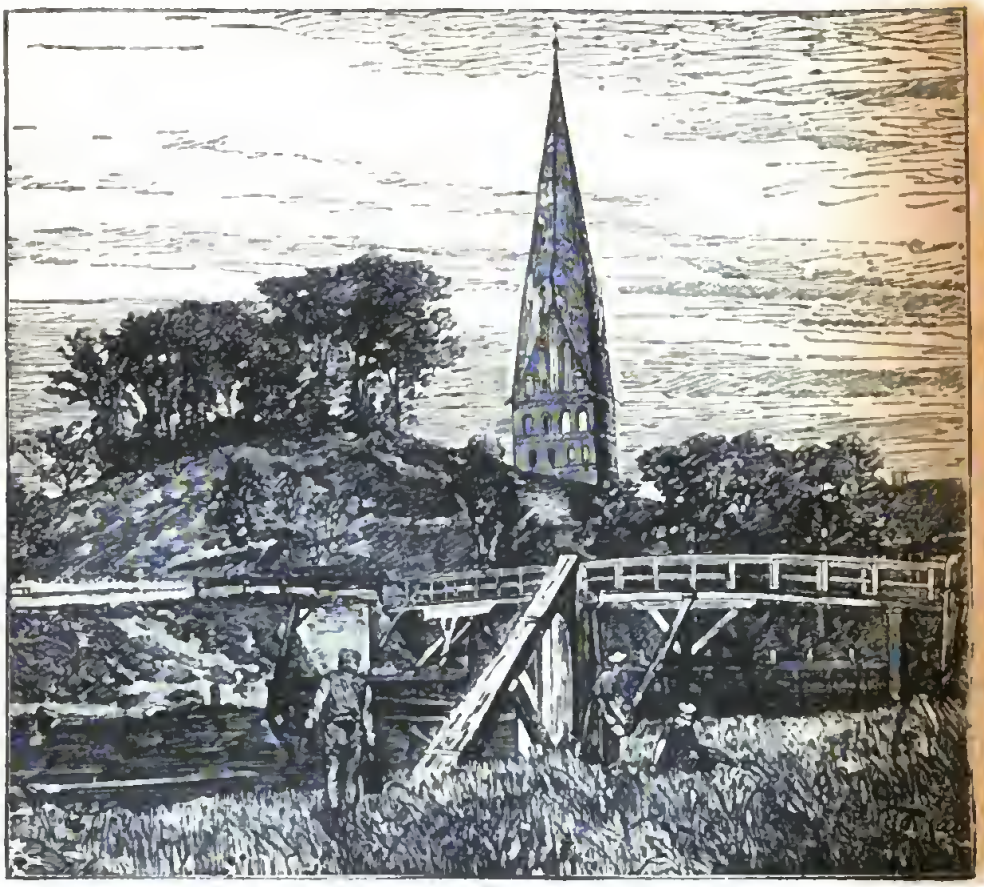
Die ſtolzen mittelalterlichen Befeſtigungswerke verfielen allgemach und ſind heute bis auf wenige Ueberreſte verſchwunden. Im Laufe des 18. Jahrhunderts ſank Lüneburg mehr und mehr zu dem Range einer hannöverſchen Landſtadt herab und hatte als ſolche in der Franzoſenzeit ſchwer zu leiden. 1809 wurde es in dem Königreich Weſtfalen die Hauptſtadt des Departements der Niederelbe und mußte dem König Jérome einen feierlichen Einzug bereiten; 1811 aber kam es zum franzöſiſchen Kaiſerreich. Die Plackereien und Härten des napoleoniſchen Steuerſyſtems und der Kontinentalſperre mußten von der Bürgerſchaft lange erduldet werden, als dann aber endlich die Vernichtung des franzöſiſchen Heeres in Rußland dem Uebermut des Welteroberers ein Ziel zu ſetzen ſchien, da wurden Tettenborns Koſaken jubelnd als Befreier begrüßt, was freilich noch etwas verfrüht geweſen war.

Am 2. April 1813 fand in und vor der Stadt am Fuß des Kalkberges ein heftiges Gefecht zwiſchen den vereinigten Ruſſen und Preußen unter Tſchernitſcheff und Benkendorf und den Franzoſen unter General Morand ſtatt, in dem die letzteren empfindlich aufs Haupt geſchlagen wurden, 2500 Gefangene und 10 Kanonen verloren, und ihr Anführer ſelbſt fiel. In dieſem Kampfe that ſich ein Mädchen aus dem Volke, Johanna Stegen, durch kühnen Wagemut hervor, indem ſie, als den Preußen und den Lüneburger Bürgern, die ſich an dem Gefechte beteiligten, die Munition auszugehen drohte, aus einem umgeworfenen franzöſiſchen Munitionswagen unabläſſig in ihrer Schürze friſchen Vorrat zutrug, ohne ſich durch den dichten Kugelregen beirren zu laſſen.

Lüneburg im Jahre 1654.

„Ob auch mancher Schütze stürze
In der Nähe dort und da,
Immer mit der vollen Schürze
Ist Johanna Stegen da."

Rückert und Varnhagen v. Ense besangen das wackere „Mädchen von Lüneburg"; Johanna Stegen, verehelichte Hindersin, starb am 12. Januar 1842.



Brücke, über welche Oberst Stammer Lüneburg verließ.

Nur zu schnell zeigte es sich aber damals, daß die Streitkräfte in den niederdeutschen Gebieten viel zu unzulänglich waren, um die noch immer weit überlegenen französischen Armeen aus dem Lande treiben zu können. Der zum Oberbefehlshaber in Westdeutschland ernannte harte Marschall Davoust ließ furchtbare Strafgerichte über die Städte und Landschaften ergehen, in denen sich Er-

hebungsverſuche gezeigt hatten. Auch in Lüneburg wurden hundert angeſehene Bürger gefänglich eingezogen und ihnen angekündigt, daß immer der Zehnte von ihnen wegen Aufruhrs gegen den Landesherrn Napoleon den Tod erleiden ſollte. Da drohte Dörnberg aber, den in ſeinen Händen befindlichen franzöſiſchen Gefangenen das gleiche Schickſal zu bereiten, und ſo wurden die Geängſtigten denn wieder losgelaſſen. Ungefähr ein halbes Jahrhundert hindurch wurde nachher in Lüneburg zum Gedächtnis daran noch alljährlich am 9. April der ſogenannte „Hundertbürgerball“ gefeiert.

Seitdem iſt die Geſchichte der Stadt ruhig und friedſam verlaufen, und ſeit der Mitte des Jahrhunderts hat Lüneburg auch wieder einen neuen Aufſchwung genommen. Wohl iſt es in den während der Blütezeit des Gemeinweſens ſo geräuſchvollen und belebten Straßen heute gar ſtill; das ſtattliche Kaufhaus, in dem ehemals die Ladungen der unabläſſig kommenden und gehenden Schiffe aufgeſpeichert wurden, ſteht meiſtens leer, und auf dem Sand mit ſeinen hochgiebeligen Häuſern niederländiſcher Bauart herrſcht nur an den Tagen des Wochenmarktes einiges Leben.

Indeſſen ſind der Stadt jene Schätze der Natur, welche ihr erſtes Aufblühen bewirkten, doch erhalten geblieben, nämlich Salz und Kalk. Die an der ſüdweſtlichen Seite von Lüneburg gelegene Saline iſt weſentlich verbeſſert und mit einer chemiſchen Fabrik und einem Solbad verbunden worden. Die Kalkſtein- und Gipsbrüche auf der weſtlichen Seite der Ilmenau im Schildſtein-, Kalk- und Zeltberg ſtehen unter einer königlichen Berginſpektion; ferner iſt ein ausgiebiger Kreidebruch die Grundlage einer Zementfabrik geworden.

# Von der Hofburg zum Kradschin.

Erinnerungen an das Jahr 1848. Von **Fr. Regensberg.**

Mit 8 Porträts.

---

(Nachdruck verboten.)

Am 13. März 1848 sah die Wiener Hofburg ein Gegenstück zum 5. Juni 1619. An letzterem Tage stürmten Wiener Bürger in die Residenz des Kaisers Ferdinand II., um von ihm Zugeständnisse zu erzwingen. Einer von ihnen, Andreas Thonradel, rief dem Monarchen zu, indem er ihm die zu unterzeichnende Akte vorhielt: „Nandl, gieb dich, du mußt unterschreiben!“ Der Kaiser aber blieb standhaft, und im nächsten Augenblick schmetterten Trompeten im Burghof. Dampierres Reiter rückten im entscheidenden Moment ein, und die Bürger mußten abziehen.

Auch in jenen Märztagen, die vor fünfzig Jahren so viele Throne in Europa erschütterten, handelte es sich um Zugeständnisse, die der Kaiser machen sollte, allein die Abgeordneten, die sich am 13. in der Hofburg einstellten, bekamen den Monarchen persönlich gar nicht zu Gesicht. Kaiser Ferdinand I. war ein kranker, schwacher Mann, ein Märtyrer seiner Stellung, der er weder körperlich noch geistig gewachsen war. „I lass' nöt schießen!“ erklärte er seiner Umgebung gleich an jenem ersten Tage

der Wiener Märzbewegung mit allem Ungestüm, zu dem seine kindlich-weiche Natur fähig war. In diesen Worten offenbarte sich seine ganze Herzensgüte, aber auch sein Verhängnis. Zwar wurde ohne seinen Befehl trotzdem geschossen, allein der Tag endete doch mit dem Siege des Volkes und dem Sturze des Fürsten Metternich, in dessen Person sich das System der Reaktion und des starr alle Reformen, jedes Eingehen auf die Bedürfnisse einer neuen Zeit abweisenden Polizeistaates verkörperte.

Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich.

Die Märzbewegung war eine unmittelbare Folge der Pariser Februarrevolution (vergleiche Band 7), welche Ludwig Philipp in das Exil getrieben hatte. Am 20. März dankte in München König Ludwig I. ab, und bevor das „tolle Jahr" zu Ende ging, entsagte auch Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich, gekrönter König von Ungarn, Böhmen und der Lombardei, der auf seinem Haupte zu schwer lastenden vierfachen Krone und zog sich auf den Hradschin, die stille Königsburg zu Prag, zurück, wo vor ihm zuletzt Kaiser Rudolf II., mit dem er manche Aehnlichkeit besaß, residiert hatte.

Kaiser Ferdinand I., als König von Böhmen und

Ungarn Ferdinand V., älteſter Sohn des Kaiſers Franz I. und der Maria Thereſia, Prinzeſſin beider Sizilien, war am 19. April 1793 zu Wien geboren. Von früher Jugend an ſehr ſchwächlicher Konſtitution und namentlich oft epileptiſchen Krämpfen unterworfen, erhielt er eine ſeiner künftigen hohen Stellung wenig entſprechende Erziehung. Am liebſten beſchäftigte er ſich mit Heraldik und Botanik, auch war er ein eifriger Muſikliebhaber. Seit 1829 wohnte er den Staatsratsſitzungen bei und wurde vom Kaiſer mit der Unterſchrift und Erledigung gewiſſer Geſchäftszweige beauftragt. Seine am 28. September 1830 zu Preßburg vollzogene Krönung zum König von Ungarn verlieh ihm keine größere Selbſtändigkeit. Im Volke liebte man ihn wegen ſeiner außerordentlichen Herzensgüte und Milde. Das herkömmliche Ehrengeſchenk der ungariſchen Stände im Betrage von 50,000 Dukaten verwendete er teils zur Unterſtützung armer Gemeinden in Ungarn, teils beſtimmte er es für die in Peſt zu errichtende Akademie.

Als ein wahnwitziger, verſchuldeter Hauptmann Namens Reindl 1832 in Baden auf ihn ſchoß und ihn an der Schulter verwundete, ruhte er nicht eher, als bis er die Umwandlung der Todesſtrafe in zwanzigjähriges Zuchthaus erreicht hatte; die Familie des Attentäters aber erhielt von ihm eine jährliche Penſion.

Am 2. März 1835 folgte er ſeinem Vater auf dem Kaiſerthron, mit dem er ja auch den Staatskanzler Fürſten Metternich erbte, der nun nach wie vor Oeſterreich im Sinne des Kaiſers Franz weiter regieren ſollte. Bei Ferdinands Zerſtreutheit und Abneigung gegen alle politiſchen Geſchäfte wurde jedoch ſchon im Dezember desſelben Jahres eine Art Regentſchaft, die ſogenannte Staatskonferenz, eingeſetzt, beſtehend aus ſeinem Oheim, dem Erzherzog Ludwig, dem Fürſten Metternich und dem Grafen Kolowrat, deren erklärter Zweck ſein ſollte, „den Kaiſer zu

vertreten, wenn Unwohlsein ihn hindere, sich mit den Regierungsgeschäften zu befassen". Diese Vereinbarung, die ohne Zuziehung des Kaisers getroffen worden war, kränkte ihn tief und drängte ihn unwillkürlich in eine passive Gegnerschaft zu denen, die statt seiner sein Reich regierten. Deswegen sah er später Metternich mit stiller innerer Genugthuung fallen und that nichts, um ihn zu halten.

Am 7. September 1836 empfing Ferdinand in Prag die Krone von Böhmen, wobei er wiederum das Krönungsgeschenk der Reichsstände im Betrage von 50,000 Dukaten wohlthätigen oder öffentlichen Zwecken widmete. Am Tage seiner Krönung als König der Lombardei (6. September 1838) erließ er eine allgemeine Amnestie für alle bisher stattgehabten politischen Vergehen seiner Unterthanen in den italienischen Provinzen.

Fürst Metternich.

Als die Kunde von den Ereignissen in Frankreich eine mit jedem Tage wachsende Erregung in allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates und nicht zum wenigsten in Wien selbst hervorrief, glaubte Metternich dem Sturm trotzen zu können. Alle Petitionen und Adressen, in denen sich die Wünsche der Bevölkerung kundthaten, wurden daher in hinhaltender und durchaus nichtssagender Weise beantwortet.

Am Morgen des 13. März traten die niederöster-

reichischen Stände in dem in der Herrengasse gelegenen Landhause zusammen, dessen Hof eine dichtgedrängte, erregte Menschenmenge füllte. Dorthin zogen auch die Studenten von der Universität, nachdem sie vernommen hatten, daß der Kaiser auf ihre Adresse so gut wie nichts geantwortet habe. Einer aus ihrer Mitte las nun die von dem feurigen Führer der magyarischen Nationalpartei, Ludwig Kossuth, am 3. März in Preßburg gehaltene und von der Regierung bisher geheimgehaltene Rede vor, welche den Erlaß einer konstitutionellen Gesamtverfassung Oesterreichs in zündenden Worten forderte. Dadurch erhielt auch die Wiener Bewegung jetzt ihr Stichwort und Ziel.

Der Tumult im Hofe des Landhauses wurde immer größer, Volksmassen drangen sogar in das Treppenhaus, den Flur und die Vorsäle der Ständeversammlung. Es wurde vereinbart, eine Abordnung in den Ständesaal als Zuhörer einzulassen, um die draußen Harrenden vom guten Willen der Versammlung zu überzeugen, allein trotzdem kam es zu tumultuarischen Scenen. Der Landmarschall, Graf Albert Montecuccoli, wußte sich schließlich nicht mehr anders zu helfen, als daß er den Vorschlag machte, es möge sich eine Abordnung der Stände zum Kaiser begeben, um ihn von den Wünschen der Bevölkerung in Kenntnis zu setzen. Man stimmte zu, die ständische Versammlung löste sich auf, und eine Anzahl ihrer Mitglieder begab sich mit ihrem Marschall an der Spitze durch die Platz machende Menge zur Burg.

Unter dieser Abordnung befand sich auch Anton v. Schmerling, damals Appellationsrat, der spätere Reichsminister in Frankfurt a. M., und ihm haben wir einen genauen Bericht über die interessanten Vorgänge in der Hofburg zu danken. In dem Zimmer, das die Stände zunächst betraten, empfing sie der Staats- und Konferenzminister Graf Hartig mit den höhnischen Worten: „Da

haben Sie es nun, das ist Ihr Werk; die Stände wollten die Revolution, nun ist sie da!" Montecuccoli aber entgegnete gelassen, man sei nicht gekommen, mit ihm zu verhandeln oder zu streiten, sondern um dem Erzherzog Ludwig ihre Bitten vorzutragen. Nach einigem Warten empfing sie der Erzherzog in Generalsuniform, hörte den Vortrag Montecuccolis schweigend an und erwiderte darauf kurz, die Ständemitglieder möchten die Entscheidung der Staatskonferenz abwarten. Zu dieser Beratung erschienen gleich darauf der Minister Graf Kolowrat und der Staatsrat Freiherr v. Pilgram, zuletzt kam auch Fürst Metternich. Die Sitzung fand im Empfangszimmer des Erzherzogs statt und währte etwa eine halbe Stunde. Inzwischen konnte die Abordnung der Stände die Verteidigungsmaßregeln beobachten, die durch Auffahren von Geschützen nach den verschiedensten Richtungen hin zum Schutze der Burg getroffen wurden. Endlich wurde sie in das Konferenzgemach geführt, wo Pilgram die kurze Erklärung verlas, Seine Majestät ermächtige die Stände, die von ihnen vorgebrachten Wünsche der Bevölkerung in Beratung zu ziehen und hierüber Anträge zu stellen. Ehrerbietig, aber mit Festigkeit entgegnete Montecuccoli, für bloße Beratungen sei es jetzt zu spät, die Regierung müsse

Anton Ritter v. Schmerling.

eine Entscheidung treffen. Nun folgte abermals eine Besprechung, und dann wurde jene Erklärung folgendermaßen abgeändert: „Seine Majestät hätten befohlen, daß die von den Ständen vorgelegten Bitten der Bevölkerung durch ein eigenes Komitee geprüft werden sollen, worüber Seine Majestät die zum allgemeinen Wohle Ihrer geliebten Unterthanen dienlichen Beschlüsse mit Beschleunigung fassen werde. Der Kaiser erwarte aber auch, daß die öffentliche Ruhe wiederhergestellt und nicht weiter gestört würde." Dieser Bescheid sollte in der ganzen Stadt durch Plakate bekannt gegeben werden, und es wurde zu dem Zweck dem Präsidenten der niederösterreichischen Landesregierung, Freiherrn v. Talatzko, die Weisung erteilt, so rasch wie möglich in der Burg zu erscheinen. Es verfloß aber eine sehr lange Zeit, und als er dann endlich erschien, entschuldigte er sein Säumen sehr bezeichnend damit, daß er in seinem Amtslokal keinen Frack zur Hand gehabt habe, und ohne einen solchen habe er doch unmöglich vor der Konferenz sich zeigen können. Jene nichtssagende Proklamation wurde dann auch im Laufe des Nachmittags überall angeschlagen, blieb aber natürlich gänzlich wirkungslos.

Als der Erzherzog sich wieder in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, bemühten die Abgeordneten sich vergeblich, die im Empfangszimmer zurückgebliebenen Minister davon zu überzeugen, daß mit dem bisher Geschehenen, das die Konferenz offenbar als eine große, staatsrettende That ansah, noch durchaus nichts gewonnen sei. Metternich setzte, in einer Fensterbrüstung stehend und einen Spazierstock in der Hand haltend, ganz gelassen, aber mit überlauter Stimme, wie sie allen Schwerhörigen eigen ist, auseinander, es sei einfach Pflicht der Regierung, auf ihrem Standpunkte zu beharren und keinerlei Zugeständnisse zu machen. Letzteres habe Ludwig Philipp um seinen Thron gebracht, und binnen sechs Monaten werde auch Deutsch-

land eine Republik sein, da sich dessen Fürsten vor dem sogenannten Volkswillen gebeugt hätten. Kolowrat zeigte sich den Vorstellungen der Stände zugänglicher und übernahm es, den Erzherzog noch einmal herbeizuholen. Dieser kam auch, und Montecuccoli schilderte ihm abermals das Drohende der Lage und die Gefahr für das Kaiserhaus, welche nur durch schleunige Zugeständnisse beschworen werden könne.

Ludwig Kossuth.

Der Erzherzog schien unschlüssig zu sein, da wendete sich Metternich, der offenbar Nachgiebigkeit befürchtete, mit der scharf hingestellten Frage an ihn: „Besitzen Eure Kaiserliche Hoheit Vollmacht von Seiner Majestät, Zugeständnisse zu machen?“ worauf der Erzherzog kurz entgegnete: „Nein!“ Darauf sagte der Staatskanzler, sich gegen die Abgeordneten leicht verbeugend: „Nun, meine Herren, hier haben Sie Ihren Bescheid.“

Den letzteren blieb hierauf nichts übrig, als zu gehen; sie hielten es aber für ihre Pflicht, die Burg nicht zu verlassen. Endlich erfuhr man durch einen ausgeschickten Hofdiener, daß in der Umgebung des Landhauses bereits von den Truppen gefeuert werde. In der That war es dort zuerst zu einem blutigen Konflikte gekommen. Als

das Militär anrückte, bei dem sich auch der die Truppen kommandierende Erzherzog Albrecht mit seinem Stabe zu Pferde befand, drang ein Volkshaufe in die oberen Räume des Landhauses, zertrümmerte dort die Möbel und schleuderte sie auf die Köpfe der Soldaten. Auch der Erzherzog wurde von einem Holzstück getroffen, und gleich darauf krachten zwei Salven in die wehrlose Menge, die zahlreiche Opfer auf das Pflaster hinstreckten. Ein Schrei der Wut und des Entsetzens erscholl durch die ganze Stadt, und es kam nun auf verschiedenen Punkten zu erbitterten Kämpfen zwischen Militär und Volk.

In der Hofburg hatten im Laufe des Nachmittags die Ständemitglieder sich auch noch an den Erzherzog Franz Karl, den Vater des jetzt regierenden Kaisers, mit ihren Vorstellungen gewendet. Er hörte sie wohlwollend an und erklärte sich bereit, darüber mit dem Erzherzog Ludwig zu sprechen; für den Erfolg könne er jedoch, wie er gleich offenherzig hinzusetzte, nicht bürgen. Der Kaiser selbst blieb nach wie vor unsichtbar.

Als es bereits dunkelte, erschienen Abordnungen der uniformierten Bürgergarde und der Hochschule in der Burg. Sie meldeten übereinstimmend, die Lage werde immer kritischer, von allen Seiten dränge man nach der Hofburg und bedrohe sie mit einem Angriffe, in der Stadt werde bereits geplündert. Die vollständige Kopf- und Ratlosigkeit der Regierung dauerte fort. Da wurde unter den erregten Erörterungen über das, was geschehen solle, zuerst von einigen Offizieren der Bürgergarde die Notwendigkeit betont, daß vor allem Metternich zurücktreten müsse. Dies leuchtete den Ständemitgliedern ein, und von allen Seiten erscholl es nun wie im Chorus: „Der Metternich soll abdanken!“ Graf Kolowrat, an den man sich zuerst wendete, weigerte sich, dem Fürsten von dieser Forderung Mitteilung zu machen. Desgleichen meinte

Erzherzog Ludwig, der gerade aus dem Konferenzzimmer heraustrat, es sei unmöglich, einen alten treuen Diener so fortzuschicken. Gleichwohl erklärte er sich bereit, den Staatskanzler einzuladen, das Konferenzzimmer zu verlassen und anzuhören, was man ihm vorzutragen wünsche.

Metternich kam unverzüglich, und nachdem er durch den Mund des Grafen Breuner und des Freiherrn v. Doblhoff vernommen hatte, daß man seinen Rücktritt für unerläßlich halte, erklärte er mit gelassener Würde, ohne auch nur die leiseste innere Bewegung zu verraten: „Wohl, meine Herren, ich erfahre durch Sie, was man von mir wünscht. Ich hoffe, daß ich durch meine langen Dienste unserem Vaterlande nützlich gewesen bin; kann ich ihm nun gleichfalls nützen, indem ich meine Stelle niederlege, so bin ich dazu bereit. Gut denn, ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich meine Demission gebe."

Baron v. Jellachich.

Schmerling bat, diese Erklärung auch den in einem zweiten Zimmer versammelten Bürgern wiederholen zu wollen, die ihm dafür jedenfalls ihre tiefempfundene Huldigung darbringen würden. Der Fürst meinte kalt: „Lassen wir das, ich liebe keine Ovationen," trat aber dennoch zu den Bürgern mit den Worten: „Ich wiederhole auch Ihnen, meine Herren, was ich soeben erklärt habe: daß ich bereit bin, meine Demission zu geben, wenn dies dazu dienen soll, die Ruhe wiederherzustellen."

Mit fast tumultuarischer Freude wurde diese Erklärung aufgenommen. Die Anwesenden verließen das Zimmer und die Burg, um das große Ereignis in der Stadt zu verkündigen. Und wirklich brachte es auch die Wirkung hervor, auf die man gehofft hatte. Die Bevölkerung Wiens gab durch eine allgemeine Beleuchtung ihrer Freude unverkennbaren Ausdruck.

Am 14. März wurde an die Studenten und die Bürgerschaft die Waffenverteilung vorgenommen, und schon um die Mittagszeit war die Akademische Legion und die Nationalgarde organisiert, während die Hauptstadt festtäglich geschmückt war. Nachmittags gab eine kaiserliche Proklamation die Preßfreiheit, während der 15. März die Verheißung der ersehnten konstitutionellen Verfassung brachte. Er gestaltete sich zu einem allgemeinen Volksfeste, als um die Mittagsstunde Kaiser Ferdinand in einem offenen Wagen ohne alle Bedeckung durch die Straßen fuhr. Die Menge begrüßte ihn mit einer Begeisterung ohnegleichen. Zuletzt spannte man die Pferde der Hofequipage aus, schmückte den Wagen mit Fahnen, Bändern und Blumen, und zog ihn triumphierend nach der Hofburg zurück. Am Abend brachten die neue Nationalgarde und das bewaffnete Studentencorps nebst unzähligem Volk dem auf dem Balkon der Hofburg erschienenen Monarchen neue Huldigungen dar.

Einen enthusiastischen Empfang fand auch die ungarische Adreßdeputation, die am folgenden Tage in der Hauptstadt erschien, etwa siebenhundert Mann stark, mit dem Grafen Batthyany und Ludwig Kossuth an ihrer Spitze. Der Kaiser nahm die Adresse voll Huld entgegen und bewilligte die darin niedergelegten Forderungen. Am 17. fand die überaus würdige Leichenfeier der Opfer des 13. März auf dem Schmelzer Friedhofe statt, und drei Tage hernach erließ der Kaiser für die an den jüngsten Unruhen beteiligt Gewesenen eine vollkommene Amnestie.

Digitized by Google

An die Stelle der Staatskonferenz traten nunmehr verantwortliche Ministerien, von denen aber keines Autorität genug besaß, um die öffentlichen Angelegenheiten mit fester Hand leiten zu können. Vor den fortwährenden Tumulten und aus Besorgnis vor noch schlimmeren Scenen veranlaßte die Umgebung des Kaisers diesen, am 17. Mai Schönbrunn zu verlassen und sich nach Innsbruck zu begeben. Von Tag zu Tag wurden die Zustände trostloser: der österreichische Kaiserstaat schien sich auflösen zu wollen. Dem Abfall der italienischen Provinzen folgte die slawische Agitation in Böhmen, die im Juni zu dem Aufstande in Prag führte, den der Gouverneur, Fürst Alfred Windischgrätz, erst durch die blutigen Kämpfe vom 15. bis 17. Juni niederzuwerfen vermochte.

Feldmarschall Graf Radetzky.
(Nach einer Lithographie von Kriehuber.)

In Ungarn drohte ein nicht minder ernster Konflikt zwischen den Slawen unter Baron Jellachich, dem Banus von Kroatien, und den Magyaren, zu dem beide Teile umfassende Rüstungen trafen. Den einzigen Lichtpunkt für das Herrscherhaus in diesen wildbewegten Tagen bildete der glänzende Sieg von Custozza, den der greise

Oberbefehlshaber in Italien, Feldmarschall Radetzky, am 25. Juli über König Karl Albert von Sardinien erfocht und der den Anfang einer Restauration der österreichischen Verhältnisse bedeutete.

Am 22. Juli war der konstituierende Reichstag in Wien von Erzherzog Johann, der mittlerweile zum deutschen Reichsverweser gewählt war, eröffnet worden, und auf besonderes Verlangen des Reichstags kehrte der Kaiser am 12. August zurück, wodurch jedoch auch keine Beruhigung der Gemüter erzielt wurde. In Ungarn kam es zwischen den Magyaren und Kroaten zum offenen Bruch. Jellachich rückte mit Heeresmacht gegen Ungarn, wo Kossuth die Leitung des Ministeriums übernahm. Graf Lamberg, dem der Kaiser das Oberkommando in Ungarn übertragen hatte, wurde am 28. September auf der Pester Brücke ermordet, und der Aufstand begann.

Ein Teil der Wiener Besatzung sollte am 6. Oktober gegen Ungarn abmarschieren. Ein Grenadierbataillon verweigerte den Gehorsam, und da sich die Studenten, die Nationalgarde und Arbeiter auf seine Seite gesellten, kam es auch hier zum Straßenkampfe. Kaiser Ferdinand flüchtete am folgenden Tage unter starker Bedeckung nach Olmütz in Mähren und gab dem Fürsten Windischgrätz den Befehl, Wien zu unterwerfen. Nach mehrtägigem Kampfe ward die Stadt am 31. Oktober mit Sturm genommen.

Der Belagerungszustand wurde über die Hauptstadt verhängt. Robert Blum und Julius Fröbel, die von der Linken des Frankfurter Parlaments nach Wien gesandt worden und unter die Freischaren eingetreten waren, wurden gefangen genommen. Fröbel wurde aus dem Gefängnis entlassen, aber Blum, obwohl er sich auf seine Unverletzlichkeit als Reichstagsabgeordneter berief, am 9. November in der Brigittenau erschossen. Auch der ehemalige Lieutenant Messenhauser, der an der Spitze der Nationalgarde

gestanden und das Kommando geführt hatte, erlitt das gleiche Schicksal.

Schon vor dieser Katastrophe, am 22. Oktober, war der Reichstag nach dem mährischen Städtchen Kremsier berufen worden, und am 22. November fand dort seine Eröffnung statt, nachdem tags zuvor Fürst Felix Schwarzenberg, als General und Diplomat bekannt, ein neues Ministerium gebildet hatte.

Robert Blum.
(Nach dem „Album der deutschen Nationalversammlung".)

Kaiser Ferdinand hatte längst eingesehen, daß er zu schwach sei, die Krone zu tragen, und ließ mit trüber Ergebung die Last des Purpurs fallen. Am 2. Dezember dankte er ab. „Jetzt geh' ich, b'hüt euch Gott! Es ist gern geschehen!" waren seine Abschiedsworte. Sein Bruder, Erzherzog Franz Karl, verzichtete auf die Thronfolge, und der Sohn des letzteren und der Erzherzogin Sophie, Franz Joseph, der jetzt regierende Kaiser, bestieg den habsburgischen Thron.

Am 4. Dezember war einer der herkömmlichen Leseabende am Hofe König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Der bekannte Hofrat Louis Schneider, der Vorleser des Monarchen, trug gerade eine von ihm verfaßte historische Skizze über den Kurfürsten Friedrich II. den Eisernen vor, der im Jahre 1470 abdankte, als man dem

Könige eine Depesche überreichte, welche die Abdankung des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen meldete. „Der König wurde blaß," berichtet Schneider in seinen Memoiren, „sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an; schweigend und nach kurzem Nachdenken reichte er die Depesche der besorgten Königin, stand dann auf und zog sich zurück. Die Königin teilte den Inhalt der Depesche den Anwesenden mit und folgte dann dem Könige. Die Majestäten kamen an diesem Abende nicht mehr zum Vorschein."

Mit diesem Thronwechsel schloß die Reihe der bedeutenden Ereignisse im Jahre 1848 für die habsburgische Monarchie ab. Zum Schluß erübrigt uns nur noch, dem abgedankten Kaiser nach Böhmen zu folgen, wo er durch seine unerschöpfliche Güte in allen Kreisen der Bevölkerung in hohem Grade populär wurde. Er war aus der Reihe der Regenten gelöscht worden, ohne daß eine fühlbare Lücke entstand, aber vielen Tausenden kam seine Wohlthätigkeit zu gute. Seitdem er die Thronentsagungsakte unterschrieben hatte, lebte er, von allem öffentlichen Leben entfernt, den größten Teil des Jahres auf dem Prager Hradschin, den er nur auf kurze Zeit mit seinen Sommerresidenzen Reichstadt oder Ploschkowitz zu vertauschen pflegte. Auch dort spendete er mit nimmer ermüdender Hand von seinem großen Vermögen jedem, der ihn um Hilfe anging. Die Zahl der Bittgesuche, die alljährlich im Hradschin einliefen, soll nie hinter 5000 zurückgeblieben, öfter aber bis auf 10,000 gestiegen sein.

Seine Gemahlin, eine Schwester Karl Alberts von Sardinien, die ihm keine Kinder geschenkt hatte, lebte in tiefster Zurückgezogenheit und zeigte sich niemals in der Stadt. Ihr Gemahl aber fuhr, solange die zunehmende Last der Jahre und der Kränklichkeit noch nicht zu drückend geworden war, jeden Vormittag in seiner Staatskarosse

nach Prag hinein. Er ſtieg dann meiſt aus und wandelte in einfachem Zivilanzuge am Arm ſeines Kammerherrn durch die Promenaden. Alles grüßte ihn ehrfurchtsvoll, was ihm ſtets große Genugthuung gewährte, und er erwiderte jeden Gruß durch Lüften ſeines Cylinders. Einmal hatte ihn ein Offizier nicht geſehen, was ihn ſo betrübte, daß er ſich gar nicht darüber beruhigen wollte. „I muß dem Mann was 'than haben," klagte er ſo lange, bis man dem alten Herrn den Offizier zuführte, der ſich natürlich auf das angelegentlichſte entſchuldigte. Der Kaiſer war nun ganz glücklich darüber, daß er den vergeßlichen Mann „nöt beleidigt", und zog ihn zur Tafel.

Fürſt v. Windiſchgrätz.

Eines Tages empfing er einen Oberſten, den er von Wien her kannte. „Na, wie geht's, wie geht's?" fragte der Kaiſer, der die Gewohnheit hatte, jede Frage zu wiederholen.

„Majeſtät, nicht zum beſten," lautete die Antwort. „Meine Geſundheit macht mir viel zu ſchaffen, und ohne jährliche Badereiſe will's nimmer geh'n."

„Schaun's," verſetzte Ferdinand darauf, „da geb' ich Ihnen an Rat. Laſſen's Ihnen penſionieren. Seitdem ſie mich penſioniert haben, geht mir's mit der Geſundheit viel beſſer, i ſag' Ihnen, viel beſſer."

Zuletzt trat jedoch zu ſeinem alten Leiden noch ein

äußerſt ſchmerzhaftes Rückenmarksleiden. Die Ausfahrten im Wagen konnten in der letzten Zeit ſeines Lebens nicht mehr ſtattfinden, ſondern man mußte den Greis mit dem langwallenden weißen Barte, der das von Furchen des Alters durchzogene Antlitz umrahmte, in einem Rollſtuhl durch die lange Gemächerreihe des Hradſchin bewegen. Auch darüber freute er ſich noch, bis die Geiſteskräfte ſtark abnahmen, und er nur noch eine Exiſtenz zwiſchen Tod und Leben führte. Am 29. Juni 1875 ſtarb Kaiſer Ferdinand, dem die Bewegung des Jahres 1848 das Scepter aus der kraftloſen Hand gerungen hatte.

# Mannigfaltiges.

**Acht Studien.** — Königin Johanna von Kastilien, die Gemahlin des habsburgischen Prinzen Philipp des Schönen, zeigte schon wenige Jahre nach ihrer Vermählung (1496) einen immer wachsenden Hang zur Schwermut. Eine passende Zerstreuung für sie schien den Aerzten das wirksamste Heilmittel zu sein, und ihre Umgebung veranlaßte die Königin, sich in der Malerei zu üben. Die Fürstin, deren Ehe sehr unglücklich war, verlegte sich nun mit leidenschaftlichem Eifer auf die Malkunst und brachte es darin mit der Zeit zu einer staunenswerten Fertigkeit. Diese unschuldige Liebhaberei Johannas benutzte der ehrgeizige Philipp zur Ausführung eines geradezu teuflischen Planes.

Königin Johanna, die Tochter Ferdinands und Isabellas, führte den Titel „Majestät", während ihr Gemahl Philipp sich mit der Anrede „Hoheit" begnügen mußte und offiziell keinen Anteil an der Regierung hatte. Allein Philipps höchster Wunsch war, unumschränkt in dem fremden Lande gebieten zu können.

Eines Tages besichtigte Philipp das Album der Königin, welches verschiedene Skizzen von ihrer Hand enthielt. Besonders fiel dem König die Zeichnung eines Männergesichtes auf, dessen Träger in verschiedenen Situationen dargestellt erschien: bald als Kriegsheld, bald als Pilger, dann wieder auch im Hofkostüm. Das machte den König stutzen: gewiß mußte diese ihm augenblicklich nicht erinnerliche Persönlichkeit die Königin ungemein interessiert haben, und er ließ unverzüglich Nachforschungen nach dem Originale des Bildes anstellen. Da ergab

ſich nun bald, daß die Zeichnungen Don Jayme d'Avilo darſtellten, einen Ritter von ebenſo trefflichen Charaktereigenſchaften als großem politiſchen Einfluß, der durch ein beträchtliches Vermögen noch erheblich geſteigert wurde. Der Ritter gehörte zu den Führern jener Partei, welche die ererbten Rechte Johannas gegenüber den Beſtrebungen Philipps energiſch zu wahren ſuchte, und die Landesfürſtin belohnte die Dienſte des mutigen Mannes durch treue Freundſchaft. Philipp beſchloß daher nach reiflichen Erwägungen, ſich des gefürchteten Gegners und der trübſinnigen Gattin mit einem Schlage zu entledigen.

Damals lebte in Kaſtilien ein bekannter Maler mit Namen Louis de Lucero, der hauptſächlich als Schnellzeichner einen großen Ruf genoß; er zauberte in wenigen Augenblicken ſelbſt die ſchwierigſten Karikaturen auf das Pergament. Dieſe außergewöhnliche Fertigkeit trug ihm den Beinamen Fapresto (mache ſchnell) ein, der ihm dann für immer geblieben iſt.

Nach einigen Tagen ließ Philipp den Maler zu ſich rufen. „Meiſter," redete er ihn an, „nach der Vorlage eines lebendigen Geſichtes, welches dir zur Verfügung geſtellt wird, mußt du mir ſchnell nacheinander mehrere Bilder anfertigen. Du wirſt zwei Stunden Zeit haben, um dir den Kopf jener Perſönlichkeit betrachten zu können. Während dieſer Zeit wird ſich die Phyſiognomie des Kopfes mehreremal verändern, und deine Aufgabe wird es ſein, die einzelnen Situationen zu ſtudieren. Was meinſt du, wie oft biſt du im ſtande, dieſes Geſicht innerhalb dieſer zwei Stunden zu zeichnen?"

„So oft es Eurer Majeſtät beliebt," entgegnete der Künſtler.

„Schmeichle nicht. Erſtens bin ich nicht Majeſtät, und zweitens kann niemand einem Künſtler befehlen. Wenn du es aber zu ſtande bringſt, in den beſagten zwei Stunden etwa zehn Bilder zu liefern, ſoll dein Lohn für jedes Bild tauſend Realen ſein."

„Falls ich für jedes Bild zweitauſend Realen bekomme, liefere ich fünfzehn Bilder in der bezeichneten Friſt."

„Gut, du ſollſt ſie erhalten. Wird es dich aber nicht verwirren, wenn der Ausdruck des Geſichtes, welches du zeichnen ſollſt, ſich mehreremal ſo ungemein verändert, daß deſſen Züge völlig andere werden?"

„O, nicht im geringsten, das ist gerade ein echter Genuß für den Künstler."

„Gut denn. Jetzt begieb dich in den Saal Aquazil, von wo man dich an den bestimmten Ort bringen wird; mit den notwendigen Zeichenrequisiten wirst du ebenfalls versehen werden."

Eine Stunde darauf wurden dem Maler die Zeichengeräte eingehändigt, mit der Weisung, sich jetzt in eine bereit gehaltene verhängte Tragsänfte zu setzen. In dieser wurde er längere Zeit durch verschiedene Korridore getragen, bis sie endlich vor einer Halle stehen blieb. Hier mußte der Maler aussteigen und in den Saal eintreten.

Fapresto betrachtete sich zunächst den Ort, wo er sich befand. Es war eine niedrige, gewölbte, breite Halle, deren Wände mit rotem Tuche behängt waren. An den Säulen und Wänden waren starke Eisenringe angebracht, in diesen hingen Ketten und Stricke, beschmutzt mit vertrockneten Blutspuren. In den Ecken lagen Eisenzangen, Nägel und Schrauben in großer Unordnung durcheinander. Eine einzige von der Zimmerdecke herabhängende Oellampe erhellte den düsteren Raum.

Es war eine Folterkammer.

Im Hintergrunde des unheimlichen Raumes war ein großer, schwarzbehangener Tisch, an welchem fünf Männer in schwarzen Talaren saßen. Dies waren die Richter. In der Nähe der Mauerwand stand ein zweiter kleinerer Tisch, an welchem der Maler zwei Männer bemerkte. Der eine war maskiert, der zweite unverhüllten Antlitzes wie die Richter. Der letztere war der Gerichtsschreiber. Die maskierte Gestalt winkte dem Maler, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Niemand sprach ein einziges Wort.

Auf ein vom Richtertische aus gegebenes Zeichen traten jetzt zwei Diener in die Mitte des Saales vor, zogen ein schwarzes Tuch von dem Erdboden in die Höhe, und ein menschlicher Kopf kam zum Vorschein, welchen der Maler auf ein Pergamentstück zu zeichnen hatte. Es war ein prachtvolles Antlitz mit zürnenden Augen, einer kühnen Stirn und dem Ausdruck bitterer Verachtung auf den Lippen, ein Kopf, würdig, durch den Pinsel eines Michelangelo verewigt zu werden.

In Spanien, dem Lande, welches während des späteren Mittelalters den traurigen Ruhm beanspruchen konnte, im Erſinnen der gräßlichſten Marterqualen die barbariſche Juſtiz des übrigen damaligen Europa noch zu überbieten, war kürzlich eine Vorrichtung erfunden worden, mittels welcher man den Opfern auch ihre tiefſten Geheimniſſe entreißen konnte. Dieſe Vorrichtung — Caldaria mit Namen — beſtand darin, daß ein cylindriſches Gefäß aus Stahl von etwa vier Hektoliter Rauminhalt mit Oel gefüllt, und das Opfer in dieſes Gefäß derart geſtellt wurde, daß nur der Kopf aus dem Gefäße hervorragte. Durch eine eigens zu dieſem Zwecke angebrachte Oeffnung in dem Fußboden kam dann dieſer Kopf allein in dem Unterſuchungsſaale zum Vorſchein, während der Cylinder mit dem übrigen Körper in einer Oertlichkeit unter dem Fußboden verborgen blieb. Unter dem Cylinder brannte ein Feuer, welches je nach der Willfährigkeit des Opfers ſtärker oder geringer angefacht wurde, um die gewünſchte Hitze zu erzielen, bis der Gemarterte entweder das Geſtändnis ablegte oder ſtarb.

Der Kopf zu der erſten Studie des Malers ſtand alſo in der Mitte des Saales bereit und war gut beleuchtet von der Lampe, welche ihm gegenüber von der Decke herabhing. Fapreſto konnte ſich's nicht beſſer wünſchen.

Stolz blickten die Augen des Kopfes auf die Geſtalten im Saale, und die zuſammengezogenen Augenbrauen verrieten einen unbeugſamen Trotz.

Das erſte Bild, die erſte Studie.

Jetzt ſtellte der Oberrichter an den Angeklagten die Frage: „Don Jayme d'Avilo, geſtehe vor deinen Richtern: Wann haſt du mit Königin Johanna zum erſtenmal geſprochen und wann zum letztenmal?"

Der Kopf antwortete: „Ich habe die Königin ſchon nahezu ſechs Monate weder geſehen noch geſprochen!"

„Don Jayme d'Avilo, du, ein Genoſſe und Führer von Verſchwörern, haſt die Königin für eure ſchändlichen Pläne gewonnen, die auf nichts anderes hinauslaufen, als auf die Beſeitigung des edlen Gemahles der Fürſtin!"

Bei dieſen Worten ergoß ſich zürnende Röte über das Geſicht

des Kopfes, und die Augen sprühten Blitze nach dem Richtertisch.

„Deine Worte beleidigen die, welche vor allem zu ehren dir dein Unterthanenverhältnis gebietet. Jede Antwort darauf würde eine Majestätsbeleidigung sein."

Fapresto wollte auch dieses Gesicht zeichnen, aber sein Nachbar hielt ihn davon ab: „Laß nur sein, du wirst gleich Schöneres sehen."

Der Oberrichter gab nun den beiden Dienern einen Wink, worauf sich diese entfernten. Nach wenigen Sekunden schon veränderten sich die Züge des Kopfes. Eine neue Studie. Unter dem unglücklichen Opfer wurde Feuer gemacht.

„Jetzt sieh dir den Kopf an, Fapresto!" bemerkte der Vermummte.

Die Augen des Kopfes leuchteten gespenstisch auf, die Stirnadern schwollen an, die Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft hin und her. Das schöne, männliche Antlitz verunstaltete sich entsetzlich.

Es war das dritte Bild, die dritte Studie.

„Wirst du antworten auf unsere Fragen, Don Jayme d'Avilo?" fragte abermals die gedämpfte Stimme des ersten Richters.

Aber der Kopf erwiderte trotzig: „Verflucht sei die Zunge, welche euch Antwort gäbe!" Und bei diesen Worten preßten sich die Lippen zusammen, das aufgerollte Auge starrte vor sich hin, jeden Aufschrei des Schmerzes unterdrückend. Die vierte Studie.

Inzwischen wurde das Feuer unter dem Cylinder noch mehr angefacht. Zwei große Schweißtropfen traten auf der Stirn des Kopfes zum Vorschein, ein harter Kampf spielte sich ab zwischen den körperlichen Schmerzen des Mannes und seinem Willen. Endlich brüllte der Kopf laut auf vor Schmerz, die Augen schlossen sich, und das fürchterlich entstellte Gesicht war nicht mehr im stande, die wachsenden Schmerzen des leidenden Körpers länger zu unterdrücken. Das entsetzliche Brüllen wiederholte sich.

„Jetzt, jetzt, Fapresto, sieh dir ihn an!"

Jeder Gesichtszug verlor seine ursprüngliche Gestalt, die

Seele war nicht mehr Herr über den Körper, die Augen rollten zitternd in ihren Höhlen, über die Lippen floß ein gelblicher Schaum und aus der gepreßten Kehle drang ein fürchterlicher Fluch.

Die fünfte Studie.

Das Feuer unter dem unglücklichen Opfer brennt immer heftiger.

„Willst du Antwort geben, Don Jayme d'Avilo?"

Aber der Kopf giebt keine Antwort, er schreit auch nicht mehr, sondern beginnt zu lächeln; die gräßlichen Todesschmerzen zwingen ihn dazu, ja, er lacht sogar laut auf. Aber dieses Lachen ist das schrecklichste, das ein Mensch wohl jemals gehört.

Hastig zeichnete der Maler das Bild; es war die sechste Studie.

Plötzlich gab einer der Richter das Zeichen zur Mäßigung des Feuers; er fürchtete, d'Avilo könnte noch früher sterben, als es seinen Henkern erwünscht war.

Nach und nach verliert sich aus dem Gesichte der Ausdruck des qualvollen Schmerzes, die Gesichtsmuskeln sind weniger gespannt, aber noch immer nicht vollkommen ertötet.

Jetzt ertönt wieder die leise Stimme des Oberrichters: „Willst du antworten, Don Jayme d'Avilo?"

Langsam richtet sich der Kopf auf, die Augen öffnen sich weit, so daß es den Anschein hat, als wollten sie aus den Höhlen treten. Das todbleiche, farblose Gesicht verlängert sich: das ist kein menschliches Antlitz mehr, sondern das eines Geistes, welcher dem Grabe entstiegen und mit Mühe zu sprechen versucht. Ein grauenhafter Anblick!

„Nun, Fapresto, was zögerst du? Das ist doch eine interessante Studie! Sieh doch nur hin!"

Endlich beginnt der Kopf des Gemarterten zu reden; die Stimme ist heiser und schwach: „Philipp! Einst werde ich dir Antwort geben vor Gott!" Jetzt traten die Augen des Kopfes in ihre Höhlen zurück, der Mund bleibt geöffnet, der Kopf sinkt und legt sich förmlich auf den Fußboden.

„Löscht das Feuer aus!" rief der erste Richter den Dienern zu.

„Ist das nicht ein interessanter Studienkopf?" fragte der

Vermummte den Maler. „Du kannst ruhig zeichnen, er ist bloß ohnmächtig geworden; nach einer Weile werden wir ihn schon wieder zu sich bringen, und dann kannst du weiterarbeiten."

Aber das war nicht der Fall, der Unglückliche war nicht ohnmächtig, sondern tot, mit den weiteren Studien war es zu Ende.

„Zum Kuckuck!" rief der gefühllose Fapresto, „er stirbt bei dem achten Bilde und hat mich so mindestens um zehntausend Realen ärmer gemacht!"

„Sei unbesorgt, du bekommst die ganze Summe ausbezahlt, die Bilder sind vortrefflich gelungen," beruhigte ihn sein Nachbar. „Jetzt gehe ruhig nach Hause und arbeite sie vorsichtig aus."

In vier Tagen waren alle acht Bilder mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt.

Philipp machte dieselben sofort seiner Gemahlin zum Geschenk.

Bald darauf verbreitete sich durch Madrid das Gerücht, daß die Königin Johanna wahnsinnig geworden sei.

Jetzt war Philipp am Ziel: er ließ die Granden von Kastilien zusammenrufen und teilte ihnen das entsetzliche Unglück mit, welches die Königin, seine Gemahlin, betroffen. Die Versammlung übertrug Philipp die Königswürde, und von da ab wurde er auch Majestät genannt.

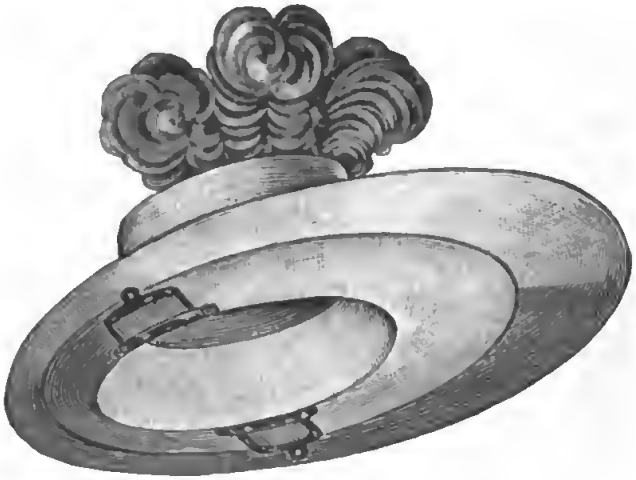
Allein nicht lange vergönnte ihm das rächende Schicksal, sich der durch ein unerhörtes Verbrechen errungenen Herrschaft zu erfreuen; er starb unerwartet rasch bereits im Jahre 1506 infolge eines Fiebers, während die unglückliche Johanna noch viele Jahre ihr jammervolles, von unheilbarem Wahnsinn umdüstertes Dasein hinschleppte. F. H.

**Neue Erfindungen:** Ein Ersatz für die Hutnadeln der Damen. — Es ist allen unseren freundlichen Leserinnen aus eigener Erfahrung bekannt, wie unentbehrlich, zumal bei windigem Wetter, eine Hutnadel zum Festhalten der Kopfbedeckung in ihrer richtigen Stellung ist, selbst wenn der Hut, da seine Trägerin den Extravaganzen der Mode nicht zu folgen liebt, sich in bescheidenen Abmessungen hält. Sie wissen aber andererseits auch ebensogut, wie lästig diese Hutnadeln sind, wie leicht man sich bei unvorsichtiger Handhabung selbst damit

ritzen und wie gefährlich bei hastigen Bewegungen man anderen damit werden kann. Wir glauben deshalb an dieser Stelle auf eine neue Erfindung aufmerksam machen zu sollen, deren Einrichtung und Gebrauch die beigegebenen Illustrationen erläutern. Es handelt sich um den „Fix-Huthalter" von A. Stockinger in Wien, der einen völlig sturmsicheren Ersatz für Hutnadeln ge-

A. Stockingers Fix-Huthalter: Kamm und Hülse.

A. Stockingers Fix-Huthalter: Halter mit durchgestecktem Kamm.



Hut mit zwei Stück Haltern.

währt und weder die Kopfhaut noch auch den Hut verletzt. Diese Huthalter, die man in beliebiger Anzahl, je nach Witterung und nach der Form des Hutes, an letzterem anbringen kann, gelangen vorläufig bloß paarweise auf Kartons in den Handel. Ein jeder besteht aus zwei Teilen: dem Kamm und der Hülse. Letztere wird am inneren Hutrande befestigt, und dann beim Aufsetzen des Hutes der Kamm durch sie hindurch in das Haar gesteckt.

Der Hut sitzt, auf diese Art befestigt, ganz unbeweglich, ohne daß die mindeste Unbequemlichkeit dadurch verursacht wird. Die neuen, durch Patente geschützten Fix-Huthalter verdienen somit die Beachtung der Damenwelt. Fr. R.

**Der bestrafte Denunziant.** — Auf seinem holländischen Winterfeldzuge (1794—1795) kam der französische General Pichegru auch nach Mastricht. Kaum waren seine Soldaten bei den Bürgern untergebracht, da meldete sich bei ihm ein reicher Mastrichter Kaufmann, um ihm eine, wie er sagte, vollständige Liste der in der Stadt lebenden Orangisten (Aristokraten) zu überreichen.

„Was soll ich damit?" fragte Pichegru.

„O, Herr General, damit habt Ihr das Mittel in der Hand, diesen Orangisten recht viel Einquartierung zuzuschicken."

„Ich danke Euch für diese Meldung, Bürger."

„Ich habe nur meine Pflicht als Patriot erfüllt."

„Habt Ihr auch Einquartierung, Bürger?"

„Ja, Herr General."

„Wieviel Soldaten?"

„Vier, Herr General."

„Es ist gut, Bürger, Ihr könnt gehen."

Zufrieden mit dem Erfolge seiner Denunziation ging der Kaufmann nach Hause. Nicht lange darauf trafen vierzig französische Soldaten bei ihm ein. „Was wollt ihr, Soldaten?"

„Wir sind als Einquartierung zu Euch gewiesen, Bürger."

„Oho, ich habe ja schon vier Mann! Zeigt mir eure Quartierbillets!"

„Hier, Bürger! Es ist alles in Ordnung. Seht Ihr! Unterzeichnet: Pichegru."

„Unmöglich!" Und der Kaufmann griff wieder zu Stock und Hut und rannte zu dem französischen General. „Herr General," begann er atemlos, „es muß ein Mißverständnis vorliegen, man hat mir vierzig Soldaten als Einquartierung ins Haus geschickt."

„Ein Mißverständnis war das keineswegs," meinte Pichegru lächelnd, „aber Ihr habt Euch mir ja als ein so guter Patriot vorgestellt; da werden die Soldaten bei Euch jedenfalls besser

aufgehoben sein als bei den Orangisten, denen ich sie entzogen habe." D.

**Spanische Fliegen.** — So vielfach die spanischen Fliegen als blasenziehendes Mittel angewendet werden, so wenig bekannt sind in weiteren Kreisen diese Insekten selbst. Die zu dem Blasenpflaster gebrauchten Tiere sind zunächst nicht Fliegen, sondern Käfer. Sie werden bis zu zwei Centimeter lang, sind sechs bis acht Millimeter breit und von goldiggrüner Farbe. Der fast herzförmige Kopf mit großen, gewölbten, nierenförmigen Augen trägt schwarze, elfgliedrige Fühler, die beim Männchen bedeutend länger als beim Weibchen sind. Die echte spanische Fliege ist über ganz Südeuropa und Mitteleuropa bis nach Schweden und dem mittleren Rußland verbreitet und erscheint in manchen Jahren massenhaft in Gegenden, in denen sie lange Zeit hindurch nicht aufgetreten ist. Bei uns erscheint sie meist im Juli. Sie lebt auf Bäumen und Sträuchern, namentlich auf Flieder und Holunder. Die Käfer werden von den Bäumen und Sträuchern, auf denen sie ihre Nahrung finden, auf untergebreitete Tücher abgeschüttelt und, indem man sie in passenden Gefäßen den Dämpfen von Chloroform, Aether, Ammoniak oder Terpentinöl aussetzt, getötet, um dann in der Sonne oder im Trockenofen rasch getrocknet zu werden. Das Gewicht eines getrockneten Käfers schwankt je nach der Größe und dem Grade der Austrocknung zwischen 0,04 und 0,15 Gramm. Das daraus bereitete Pulver sieht bekanntlich schmutzig braungrau aus. Betrachtet man dasselbe von der Seite unter wechselndem Einfallswinkel des Lichts, so gewahrt man inmitten der braunen oder grauen Hauptmasse zahlreiche, hellglänzende, zumeist in Grün oder Goldiggrün schillernde Flitterchen, die aus Bruchstücken des Panzers der Käfer herrühren. Der widerliche, scharfe Geruch ist schon dem Käfer bei Lebzeiten eigen.

Der wirksame Stoff der spanischen Fliegen ist das Kantharidin. Schon die geringe Menge von 0,14 Milligramm reicht hin, um auf der Haut Blasen zu erzeugen. Das Kantharidin ist vorzüglich in den Weichteilen des Käfers enthalten, und seine Menge ist je nach dem Entwickelungszustand der Tiere verschieden. Ganz junge, noch nicht ausgewachsene Käfer wirken nicht blasenziehend.

Als Beimengungen der echten spanischen Fliegen kommen noch in der Handelsware die syrischen Fliegen vor, bedeutend kleinere, ins Bläuliche schillernde Käfer, und die chinesischen Fliegen, bronzebraune, ziemlich plumpe Käfer mit schwarzen Binden auf den Flügeldecken.

Mit den spanischen Fliegen verwechselt man häufig die zu demselben Zweck als Volksmittel gebrauchten verschiedenen Maiwurmarten. Der gemeine Maiwurm findet sich in Deutschland auf junger Saat und Wiesen, sowie an Feldrändern ziemlich häufig. Seine Farbe ist schwarzviolett. Er wird bis zu vier Centimeter lang und über ein Centimeter breit. Bei Berührung des Käfers tritt aus den Gelenken, besonders den Fußgelenken, ein zäher, gelber Saft hervor, der einen starken eigentümlichen, nicht gerade unangenehmen Geruch und beträchtliche, blasenziehende Kraft besitzt. Der bunte Maiwurm, der sich durch den Farbenschiller seiner Körperoberfläche auszeichnet — die Flügeldecken sind schwärzlichgrün mit rötlichem Schimmer, der Unterleib glänzend grün und der Kopf purpurrot — ist bei weitem seltener.

Außer ihrer blasenziehenden Wirkung wegen wurden früher diese Käfer auch als Gegenmittel gegen die Hundswut angewendet. Zu dem letzteren Zwecke gebrauchte man auch den gemeinen Goldkäfer, der ja der Farbe nach eine gewisse Aehnlichkeit mit den spanischen Fliegen besitzt, und den Maikäfer, der in Honig eingemacht oder mit Zucker kandiert wurde. Th. S.

**Chinesischer Brauch.** — In der chinesischen Provinz Hupeh wird bei großer Dürre eine merkwürdige Prozession veranstaltet. Man steckt nämlich einen Hund in möglichst bunte Lappen, bindet ihn unter einen Stuhl und läßt ihn so von wunderlich aufgeputzten Kulis durch die Straßen tragen. Der Gedanke dabei ist, daß die ganze Stadt über einen so schnurrigen Aufzug lachen wird, und daß dies allgemeine Gelächter schließlich sogar die Aufmerksamkeit der Götter erregen und sie anstecken muß. Lachen sie aber erst einmal mit, dann ist das Eis gebrochen: unmöglich werden sie noch länger in ihrem Zorn verharren können, sondern sie werden den in den Wolken wohnenden Drachen erlauben, Regen zu sammeln.

Vor einiger Zeit nahm man nun in Hankau am Yantsekiang wieder seine Zuflucht zu diesem Mittel. Einige unehrerbietige Chinesen kamen dabei auf den Einfall, die Gelegenheit zu einer gründlichen Verhöhnung der Mandarinen zu benutzen. Man steckte also den Hund, dem die Ehre der Prozession zu teil wurde, in die Hofkleidung eines Mandarinen, stülpte ihm einen Hut mit einem roten Knopf auf den Kopf und steckte ihm ein Stück Immergrün hinter die Ohren, das die Pfauenfeder vertreten sollte. Schließlich wurde dem Tier sogar noch die bekannte große Hornbrille der Mandarinen auf die Nase gebunden. Alsdann setzte sich der Zug in Bewegung und erregte überall, wohin er kam, ungeheure Heiterkeit, weil die Chinesen überaus empfänglich für derartige Späße sind. Nur die Mandarinen waren weniger damit einverstanden und veranlaßten den Brigadegeneral von Hankau, die Prozession zu zerstreuen und ihre Führer festzunehmen. Diese wurden alsdann zu den üblichen Prügelstrafen verurteilt. v. B.

**Von Berlin nach Potsdam.** — Im vorigen Jahrhundert war es unmöglich, zu Wagen in einem Tage von Berlin nach Potsdam zu gelangen. Eine Verordnung für Fuhrleute und Kutscher vom 10. August 1766 schrieb den Kutschern vor, täglich nur zwei Meilen zu fahren. Damit war es Berliner Kutschern unmöglich gemacht, in einem Tage Potsdam zu erreichen, sowie den Potsdamer Kutschern, Berlin. Gegen dieses Edikt erhoben deshalb sowohl die Berliner, als die Potsdamer Fuhrleute Beschwerde und baten um Aufhebung des betreffenden Paragraphen. Mit welchem Erfolge, zeigt die nachfolgende Kabinettsordre vom 26. September 1768 an das Generaldirektorium: „Nachdem Seine Königliche Majestät, Unser Allergnädigster Herr, die in dero General-Direktorio allerunterthänigster Vorstellung vom 17. ds. erhaltenen Beschwerden derer Berlinischen Fuhrleute gegen die General-Post-Administration näher examiniert und erfahren haben, daß solche nur eigentlich die Lustfahrten, die von Berlin aus vorgenommen werden, anbetrifft, hierzu aber drei Meilen um Berlin um so mehr hinlänglich halten, da dergleichen Leute, die sich zu Lustreisen derer Fuhrleute bedienen, besser thäten, bei ihrer Nahrung und Gewerbe zu bleiben; so finden Allerhöchst dieselbe die Anordnung der General-Post-Administration, wodurch

dergleichen unnütze Spazierfahrten erschwert werden, ganz gut und heilsam und sind dahero, dabei eine Abänderung zu veranlassen, allergnädigst nicht geneigt. Friedrich." C. T.

**Biegbares Glas.** — Eine uns verloren gegangene Erfindung ist die Herstellung von Glas, das dem Drucke nachgiebt und ohne zu zerbrechen eine andere Form annimmt. Die älteste Erwähnung desselben findet sich in einem Berichte Ibn-abd-Alkohms, den dieser dem Sohne und Nachfolger des Kalifen Hgrun-al-Raschid, El-Mamum, über seine Untersuchung einer altägyptischen Pyramide erstattete. Es heißt darin: „In der westlichen Pyramide fanden wir dreißig Schatzkammern, angefüllt mit kostbaren Steinen, eisernen Werkzeugen, irdenen Gefäßen und Waffen, die nicht geroſtet waren, sowie Glas, das gebogen werden konnte und doch nicht brach." In dem „Gastmahle des Trimalchio", einer Schrift des Petronius, des Günstlings des Kaisers Nero, wirft ein Glaskünstler einen gläsernen Pokal heftig auf den Boden, ohne daß das Gefäß zerbricht; es hat nur eine Einbiegung erlitten, die der Erfinder mit einem Hammer wieder glättet, als ob er es mit einem Metall und nicht mit Glas zu thun habe. Biegsames, unzerbrechliches Glas erwähnte auch Plinius und Dio Cassius. Viele Alchimisten des Mittelalters behaupteten, mit Hilfe des „großen Elixirs" eine Glasmasse erfunden zu haben, die mit dem Hammer bearbeitet werden könne. Dagegen schreibt Neri 1610 in seiner Geschichte des Glases: „Zur Zeit des Tiberius gab es biegsames und unzerbrechliches Glas, heutzutage kennt man es nicht mehr, obgleich es höher als Gold und Silber zu schätzen wäre." Im Jahre 1610 sandte der persische Schah Abbas der Große dem König Philipp III. von Spanien sechs Gläser, die beim Daraufschlagen mit dem Hammer nicht zerbrachen, und Blacourt erzählt, daß ein Erfinder, der dem Minister Richelieu 1630 eine Büste von hämmerbarem Glas zeigte, auf Lebenszeit eingekerkert wurde, damit die den französischen Glasmachern verliehenen Privilegien nicht verletzt würden. D.

**Getröstet.** — Ein jetzt sehr gefeierter Violinist hatte einst, als er noch angehender Künstler war, die Ehre, vor dem Könige von Dänemark zu spielen. Nach dem Konzert trat der König auf den Künstler zu. „Ich habe Paganini, Spohr, Vieuxtemps

gehört," sagte er, „Sie aber ..." — und hier verneigte sich der Künstler bereits in abwehrender Bescheidenheit — „Sie aber haben leider," fuhr der König stirnerunzelnd fort, „diese Vorbilder nicht hören können, trotzdem aber, junger Mann, leisten Sie recht Tüchtiges. Fahren Sie nur so fort." Sprach's, klopfte dem Künstler auf die Schulter und — ging.

Der Künstler war natürlich völlig geknickt. Den König, der dies bemerkt hatte, dauerte der Mann. „Der arme Teufel," sagte er später, „thut mir leid. Hätte er sich nicht verneigt und dadurch den Ruhm anderer förmlich für sich in Anspruch genommen, so hätte ich ihm etwas Angenehmes gesagt, so aber ... wissen Sie was?" — und er wandte sich an den Minister — „geben Sie ihm doch einen Orden. Für den Schreck hat er ihn vollauf verdient." v. B.

**Das reichste Staatsarchiv Europas.** — Santa Maria gloriosa dei Frari, diese in gotischem Stile erbaute Kirche, ist eine der größten und merkwürdigsten in Venedig. Ihr herrlicher Turm gehört zu jenen vier Türmen, die bis zum Untergang der Republik im Jahre 1797 durch ein eigentümliches Geläute den Patriziern das Zeichen gaben, im großen Rat zur Sitzung sich einzufinden. Von hohem Interesse ist das im vormaligen Kloster, einem Anbaue der Kirche, aufgestellte Staatsarchiv, welches 1820 in den weitläufigen Klosterräumen vereinigt wurde. Sicherlich ist es das reichste in Europa, denn es verwahrt in 298 Sälen und Zimmern 2276 hier konzentrierte Archive, die 10,562,115 Faszikel enthalten. Das sind die Zahlen, wie sie ein 1834 veröffentlichter Ausweis angiebt; seitdem ist die Anzahl der „Volumina" auf 14 Millionen gestiegen. Keineswegs aber sind es diese ungeheuren Zahlen, welche den Wert des Archivs ausmachen, sondern vielmehr der innere Gehalt der Urkunden, die unter anderem den diplomatischen Verkehr der Republik mit den verschiedenen Nationen vom Jahre 883 bis 1697 enthalten. Sie sind oft die einzigen historischen Quellen für die Zeit der ersten Staatenentwickelung in Europa. Die neuesten Forschungen, denen man die Publikation einiger dieser hochwichtigen Dokumente verdankt, haben die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in hohem Grade auf dieses Archiv gelenkt. C. T.

Digitized by Google

**Zwei Königinnen in einem Bienenstock.** — Auf der seiner Zeit in Wien veranstalteten Bienenausstellung wurde eine Entdeckung gemacht, welche die bisherigen Ansichten hinsichtlich der Organisation, welche die Bienen bei ihrem Zusammenleben beobachten, wesentlich zu modifizieren geeignet ist.

Früher galt es als eine unbestreitbare Thatsache, daß jede Bienenfamilie nur einer Königin gehorche und daß niemals eine Teilung der Herrschaft stattfinden könne. Diese Ansicht läßt sich nun nicht länger aufrecht halten, nachdem Professor Gatter von Simmering einen sehr wohl gedeihenden Bienenstock zur Ausstellung gebracht hat, dessen Bevölkerung von zwei Königinnen in Gemeinschaft regiert wurde und mit dieser Neuerung vollkommen einverstanden zu sein schien. Und was noch merkwürdiger ist — die beiden Herrscherinnen lebten aufs friedlichste zusammen und ohne sich im mindesten zu befeinden. Nicht allein waren keine Zeichen von Neid, Eifersucht oder irgend welchen Versuchen zu verspüren, sich einer unliebsamen Nebenbuhlerschaft zu entledigen, sondern im Gegenteil, die beiden Königinnen schienen sogar eine wirkliche gegenseitige Neigung zu empfinden. Sie näherten sich einander von Zeit zu Zeit liebkosend und trennten sich dann ruhig und friedlich, von ihren ergebenen Unterthanen gefolgt. B. Fr.

**Ein gefährlicher Beruf.** — Bei Eisenbahnunfällen ist der Posten des Lokomotivführers naturgemäß der gefährlichste. Der Angestellte eines Eisenbahnbureaus in Washington hat seit Jahren Zeitungsausschnitte mit Berichten über die verschiedensten Unfälle dieser Art gesammelt und an der Hand einer sorgfältigen statistischen Prüfung des Materials die Thatsache festgestellt, daß kein Lokomotivführer öfter als zweimal bei einem Eisenbahnunglück mit dem Leben davonkommt. Dieser Glaube scheint auch bei den Lokomotivführern selbst allgemein verbreitet zu sein, und der erwähnte Sammler erklärt, daß allerdings die Erfahrung für die Richtigkeit der Ansicht einen fast unumstößlichen Beweis liefert. Er erteilt daher jedem Lokomotivführer, der zweimal mit einem blauen Auge davongekommen ist, den wohlbegründeten Rat, seinen Beruf aufzugeben und sich einer anderen Thätigkeit zuzuwenden. v. B.

**Titel und Mitgift.** — Der berühmte Verfasser des „Don Quixote", Miguel de Cervantes Saavedra, heiratete am 19. Dezember 1584 eine vornehme Dame, die den wohlklingenden Namen Donna Catalina de Palacios Salazar y Vozmediano führte, aber — kein Vermögen besaß. Was sie ihm in die Ehe mitbrachte, war nur sehr wenig; er selbst hat es aufgezeichnet. Die ganze Mitgift bestand in einer Garnwinde, einem eisernen Pfännchen, drei Spindeln, einer Schaufel, einem Reibeisen, einer Kleiderbürste, sechs Scheffeln Mehl, fünf Pfund Wachs, zwei kleinen Schemeln, einem Tisch mit vier Beinen, einem Leuchter, zwei Betttüchern, einer mit Wolle gestopften Matratze und einem Hahn mit 44 alten und jungen Hühnern. D.

**Ein dreister Höfling.** — Der Graf Veit Trautson war ständiger Begleiter des Kaisers Karl VI., ohne deshalb aber ein geschmeidiger Höfling geworden zu sein. Im Gegenteil war er bekannt durch seine Derbheit und Gradheit. Einmal hatte Trautson Audienz beim Kaiser in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit. Karl VI. hatte aber die Angewöhnung, sehr undeutlich zu sprechen. So hatte denn Graf Trautson seine Entscheidung nicht verstanden und blieb stehen, trotzdem der Kaiser wiederholt das Zeichen der Entlassung gegeben hatte. Ruhig sagte er: „Majestät, von Ihrer Brummerei hob' i koan oanzig Wort verstand'n. Wenn Euer Majestät daher deutlich red'n wollten, daß mer's versteh'n konnt!" Nun gab Karl VI. eine langsam und laut gesprochene Erklärung ab. Trautson bedankte sich und fuhr fort: „Nu woaß i doch, woran i bin! Aber wenn S' so undeutlich in den Bart 'neinbrumme, wer soll denn da 'was versteh'n? Reden S' deutlich, sag' i Ihnen! Und nun behüt's Gott, Euer Majestät!"

Ein andermal, als der Kaiser einen Hirsch gerade aufs Blatt geschossen hatte, sagte Trautson: „Dös war amal a guater Schuß! Wär' gescheiter gewesen, Euer Majestät wären a Jager worden als Kaiser!"

Karl VI. erwiderte lachend: „Na, i hob' so a z' leb'n!" D.

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Bismarck-Litteratur.

☛ Wir bringen folgende Werke unseres Verlags in empfehlende Erinnerung:

## Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Von **C. W. Allers.**

70 Blatt in Lichtdruck.
Mit einem Gedicht von Felix Dahn; Text von Sidney Whitman
**In Prachtband gebunden oder in Mappe Mk. 50.—.**

## Unser Bismarck.

Von **C. W. Allers** und **Hans Kraemer.**

**Zweite Auflage.**
**In Prachtband gebunden Mk. 40.—**
Auch in 28 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

## Fürst Bismarck als Redner.

Vollständige Sammlung
der parlamentarischen Reden 1848—1890.
**19 Bände der Collection Spemann à 1 Mark.**

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

## Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

# Nach berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von

**Fritz Mauthner.**

**Erste Gesamtausgabe.**

**Elegant broschiert Preis 2 Mark.**

Von dem in unserem Verlage erschienenen Bändchen **„Nach berühmten Mustern"** sind in verhältnismäßig kurzer Zeit **28 Auflagen** abgesetzt worden. An Stelle der 29. Auflage bringen wir unter Vereinigung mit dem in 16 Auflagen erschienenen Bändchen „Nach berühmten Mustern, Neue Folge", sowie unter Einreihung einiger neuer Parodien die **erste Gesamtausgabe**. Der Preis derselben ist trotz **Verdoppelung** des Umfanges nur um 50 Pfennig höher, wie der jedes Einzelbändchens.

Wir können das geschmackvoll ausgestattete Werkchen — ein litterarisches Dokument seiner Zeit — zur Anschaffung bestens empfehlen.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

---

**Wichtig für Eltern und Erzieher!**

# Die Universal-Bibliothek ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ für die Jugend

bietet zur Auswahl die besten und bekanntesten Jugendschriften

**zu enorm billigen Preisen (von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig).**

In dieser Ausgabe kostet z. B. der vollständige Robinson Crusoë nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pf., in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pf.; Musäus, Volksmärchen, ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pf., in Leinwandband mit Goldstempel nur M. 1.20.

**Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.**

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Allen Freunden

# Schwäbischen Humors

empfehlen wir die mit großem Beifall aufgenommenen Bücher von

## Wilhelm Schrader:

## Gamm alte Gäwele.

Luschtiche Hohelohер Geschichtlich und Gedichtlich.

Zweite Auflage.

Elegant broschiert Preis 2 Mark.

## Aus 'em scheine Hohelohe

'em alte Gäwele ferrer Haamet.

Luschtiche Hohelohер Geschichtlich und Gedichtlich.

Elegant broschiert Preis 2 Mark.

Diese beiden Bändchen werden für jeden Kenner schwäbischen Dialektes und schwäbischer Eigentümlichkeiten eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung bilden. — Wilhelm Schrader ist ein geborener Humorist und zugleich ein geborener Hohenloher, der seine Heimat über alles liebt, und dieser doppelten Eigenschaft ihres Verfassers verdanken diese Geschichten jene drollige Wirkung, welche denselben in weitesten Kreisen Eingang finden ließ. — Wir können die beiden Bände jedermann zur Anschaffung bestens empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, w[illegible]ben bezeichnete Verlagshandlung.